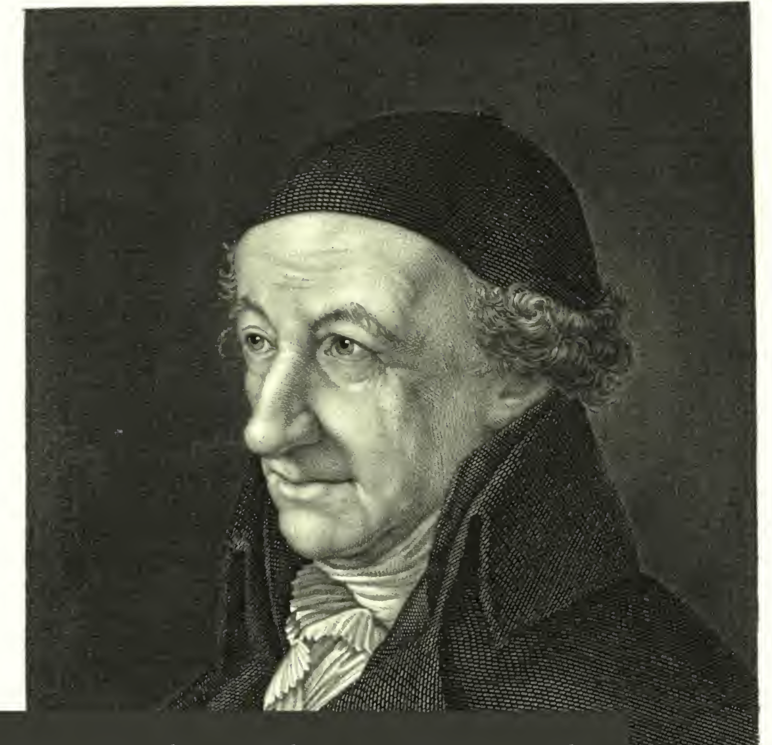


Deutscher Ehren-Tempel

Wilhelm Hennings

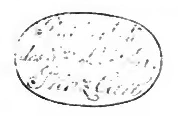
Deutscher Ehren-Tempel.

Erster Band.



Bearbeitet
von einer Gesellschaft Gelehrten
und
herausgegeben
von

W. Hennings,
Herzogl. Sächsis. Geheimen Legations-Rath.



Gotha, 1821.

Sr. Königlichen Majestät

Friedrich Wilhelm,

König von Preußen,

gewidmet.

Allerdurchlauchtigster

Grofsmächtigster

Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben so vielen Ruhm und Ehre am deutschen Vaterlande aufs Neue erworben, nach schmachvoller Zeit, dafs ein Ehren-Tempel deutscher Männer und Helden Ew. Majestät im edelsten Sinn ganz eigen angehört. Darin möge grofse Huld und

Gnade die Berechtigung erkennen wollen, mit dem im Sinne aller Deutschen ich mich unterfange, diesen Ehren-Tempel Allerhöchst Ihnen zu weihen.

Gotha, am 10. November 1820.

Ew. Königlichen Majestät

unterwürfigster Verehrer

Wilhelm Hennings.

Vorrede.

Diesen deutschen Ehren-Tempel zu gründen, war schon seit Jahren mein Bestreben. Die grofsen Schwierigkeiten, mit einem solchen Unternehmen verbunden, sollten mich nicht abschrecken, und ich habe einen Verein trefflicher Gehülfen gefunden, die nur auf das Interesse des deutschen Ruhmes bedacht, Kräfte und Zeit zu ehrenwerthem Zwecke gern bestimmten.

Es möge also dieses Unternehmen, wie Kundige ohnehin diefs beurtheilen werden, nicht als Beabsichtigung auf kaufmännischen Erwerb bestehen. Es soll aber den grofsen Erwerb dem Vaterlande einbringen, dafs das Ausland erkenne, dafs auch der Deutsche seine fürstlich Grofsen ehrt; trugen sie Purpur oder nicht.

Es sollen hier keine Ehrensäulen errichtet werden, als Bewahrer nie bestandener Ehre; dazu ist dieser Tempel nicht gebaut. Das Gröſste und Schönste, was dem Vaterlande, wie der Welt, gehört, soll mit Auszeichnung, gleich seinem Verdienste, von der Wahrheit zugewogen, hier auch nur wirkliche Ehre als Musterbild für Zeitgenossen und Nachwelt bewahren.

Möge dieses, in wenig Worten Angedeutete, in dem Erfüllung finden, was Kunst und Geschichtschreibung leistet, und so das deutsche Volk aufgefordert werden, das eigene Verdienst über dem Ausländischen nicht zu verkennen.

Gotha, im Oktober 1820.

Hennings.

Verzeichniſs

der

Beförderer dieses Unternehmens

für deutsche Ehre.

Seine Königl. Majestät der König von Preuſsen. 6 Exemplare.

Ihre Majestät die Königin von Baiern. 2 Exemplare.

Seine Königliche Hoheit der Groſsherzog von Meklenburg-Strelitz.

Ihre Königliche Hoheit die Frau regierende Groſsherzogin von Meklenburg-Strelitz.

Seine Königliche Hoheit der Groſsherzog Friedrich Franz von Meklenburg-Schwerin. 2 Exemplare.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Groſsfürstin von Sachsen-Weimar. 2 Exemplare.

Seine Durchlaucht der Herr Erbprinz von Hessen-Homburg, Oesterreichischer General-Feldmarschall.

Seine Königliche Hoheit der Groſsherzog von Sachsen-Weimar. 2 Exemplare.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preuſsen.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm von Preuſsen.

Seine Königliche Hoheit der Groſsherzog von Baden.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Baiern. 2 Exemplare.
Seine Königliche Hoheit Prinz Carl von Baiern in München.
Ihre Königliche Hoheit die Frau Churfürstin von Hessen-Cassel. 2 Exemplare.
Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Würtemberg zu Kirchheim.
Ihre Durchlaucht Prinzessin Paul von Würtemberg zu Hildburghausen.
Ihre Durchlaucht Prinzessin Auguste von Hessen-Cassel.
Seine Durchlaucht von Anhalt-Bernburg.
Seine Durchlaucht von Sachsen-Gotha.
Ihre Durchlaucht die regierende Frau Herzogin von Sachsen-Gotha.
Ihre Durchlaucht die regierende Frau Herzogin von Sachsen-Coburg.
Seine Durchlaucht Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha.
Seine Durchlaucht der Landgraf von Rotenburg an der Fulda.
Ihre Durchlaucht die regierende Frau Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen.
Seine Durchlaucht der Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen.
Seine Durchlaucht der Fürst zu Bentheim-Teklenburg auf Schloſs Hohen-Limburg in Westphalen.
Ihre Durchlaucht die verwittwete Frau Fürstin zu Bentheim, geborne Herzogin zu Schleswig-Holstein-Glücksburg.
Ihre Durchlaucht die regierende Frau Fürstin zu Bentheim, geborne Prinzessin zu Solms-Braunfels.
Seine Durchlaucht der regierende Fürst zu Bentheim und Steinfurt.
Seine Durchlaucht der Prinz Ludwig zu Bentheim.
Seine Durchl. der Fürst von Neuwied.
Seine Durchl. der Fürst von Hildburghausen.
Seine Durchl. der Prinz Friedrich zu Lippe in Hanover.
Seine Durchl. Prinz Carl von Schwarzburg-Rudolstadt.
Ihre Durchl. die verwittwete Frau Fürstin von Neuwied.
Ihre Durchl. die verwittwete Frau Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg.
Ihre Durchl. die Fürstin von Thurn und Taxis.
Ihre Durchl. Prinzessin Sophie.
Seine Durchl. Fürst Carl von Neuwied-Runchel. 3 Exemplare.
Seine Durchl. der Erbprinz zu Sachsen-Hildburghausen.
Ihre Durchl. die Erbprinzessin zu Sachsen-Hildburghausen.
Seine Durchl. Fürst von Hardenberg.

Academie, die Königl. Ritter-, in Liegnitz.
Herr Achgelio, Pastor in Schwey, im Herzogthum Oldenburg.
— Adamy, ber. Gastgeber in Trier.
— Altmüller, Kaufmann in Schmalkalden.
— Armann, J. C., Pfarrer in Scherzingen.
— Anacker, Almosenschreiber in Eisenach.
Fr. von Avermann, Stiftsdame in Rudolstadt.
Herr Bachmann, Ober-Landgerichts-Rath in Paderborn.
— Bachmann, Mediz. Doctor und Kreifs-Physikus in Paderborn.
— Bärsch, Landrath zu Prüm.
— Balde, Postdirektor in Liegnitz.
— von Bandemor, Freiherr zu Wolfenbüttel.
— Banhard, J. M., Buchdruckerherr in Constanz.
— Bassel, Justizkommissär in Bielefeld.
— Baum, Kaufmann in Trier.
— Becker, Hofrath in Gotha.
— — — Kaufmann in Chemnitz.
— von Becker, Kapitän in Lüneburg.
— Bernhardi, genannt Lüz, Förster und Administrator des Ritterguts Maldsdorff.
— Bertoch, Kaufmann in Neuhaldersleben.
— v. Beulwitz, Regierungsr. u. Forstm. in Trier.
— Beutter, J., Kaufmann in Constanz.
Bibliothek, Königl. Preufs., des 13ten, 1sten Wesphäl. Infanterie-Regiments zu Münster.
— — Königl. Würtemb., 1sten Reuter-Regiments zu Ulm.
— — Königl. Bairische zu Regensburg.
— — — Baierische, des 3ten Linieninfanterie-Regiments Prinz Carl zu Augsburg.
— — — des Kreifses zu Augsburg.
— — Grofsherzogl. zu Neu-Strelitz.
— Birnbaum, Prof. am Gymnasium zu Trier.
— Bleyer jun., Goldarbeiter in Chemnitz.
— Bleymüller, Secretär in Schmalkalden.
— Bodenstein, Rentmeister in Schmalkalden.
— Börner, Geleits-Inspektor zu Chemnitz.
— von Böselager, Ritter und Landdrost zu Eggersmühlen.
— Bolling, Königl. Geheimer Bergrath in Dortmund.
— Bollmann, Prediger zu Güstrow.
— Bonom, Anton, in Chur.
— Bornemann, Med. Assessor zu Liegnitz.
— Borrier, Landrath zu Bielefeld.
— Bortelsmann, Buchbinder in Gütersloh.
— von Bourg, Partikulier zu Cölln.
— Bracht, Regierungsrath zu Dusseldorf.
— von Brandenstein, Baron und Ober-Landes-Drost zu Oldenburg.
Herr Brassert, Bergamts-Assessor zu Dortmund.
Brauers Wittwe in Chemnitz.
Herr von Brenken, Freiherr in Erdberrndorff.
— von Brettin, Ritter im 3ten Königl. Preufs Dragoner-Reg. zu Düben.
— Brunow, Ober-Land-Gerichts-Archiv-Registrator zu Insterburg in Westpreufsen.
— Brunquell, Landesdirektionsrath in Weimar.
— Breytung, Divisions-Auditeur in Trier.
— Buchler, Legationsrath zu Frankfurt am Mayn.
— Budde, Kaufmann in Herfort.
— Buddeberg, Rektor in Halle.
— Burckhard, Scribent zu Eisfeld.
— Burggemann in Althaldersleben.
— von der Busch-Streithoff, Domherr in Steinhausen.
— von dem Busche, Landrath und Domherr zu Meppen.
— Castello, Regierungs- und Consistorialrath zu Trier.
— Cirkel, Jacob, Vinc. in Borg.
— Cleve, H., Amtmann in Braunschweig.
— von Cohausen, Landrath zu Saarburg.
— von Colomb, Geh. Regierungsrath zu Liegnitz.
— Constantini, Apotheker in Rotenburg an der Fulda.
— Cramer, H. Ph., Prediger zu Halberstadt.
— Cramer, J. F., Pfarrer zu Gr. Querstädt.
— Cramer, Schullehrer in Hamm.
— Cremer, P., Advocat in Düsseldorf.
— Crone, Königl. Burgrath in Dortmund.
— Dahl, Kammer-Secretär in Wernigerode.
— Dambacher, Professor zu Constanz.
— Delius, J. D., in Bielefeld.
— Delius, Regierungs-Chef-Präsident in Trier.
— Derling, Postdirektor in Bielefeld.
— Derscheid, Regierungs-Calculator zu Trier.
— Dickmann, Fr., Chirurgus zu Hessen im Braunschweigschen.
— Dietrich, Candidat in Chemnitz.
— Dietrichs sel. Wittwe und Sohn in Amsterdam.
— Döring, Apotheker in Bochme.
— Donalier, Ober-Lands-Gerichts-Assessor zu Insterburg.
— Duckardt, Kreis-Secretär in Neuhaldersleben.
Frau Dziembowka, Kammerherrin auf Kraup im Grofsherzogthum Posen.
— von Egloffstein, Gräfin Caroline, Hofdame in Weimar.
Herr Ehmbsen, Stadtrichter in Osnabrück.
— Eichholz, Schuldirektor in Trier.
— von Einsiedel, Wirklicher Geheime Rath in Weimar.

Herr **Engelhard**, *J. A., in Frankfurt am Mayn.*
— **Esser**, *Landgerichts-Rath in Trier.*
— **Efslinger**, *David, in Zürich.*
— **Evelt**, *Advocat in Düsseldorf.*
— **Evenken**, *Kaufmann in Paderborn.*
— **Eyfsenhard**, *Kaufmann in Frankfurt am Mayn.*
— **Fasbender**, *Regierungs-Referendär in Düsseldorf.*
— **Feige**, *H., Justizcommis. in Liegnitz.*
Frau von **Feilitsch**, *Baronin, in Steudorff bei Naumburg.*
Herr **Feldmann**, *W., Kaufmann in Dortmund.*
— **Fessel**, *Cämmerer zu Grofs-Aschersleben.*
— **Ficker**, *Mediz. Rath in Liegnitz.*
— **Fischer**, *J. M., Privat-Lehrer zu Trier.*
— **Flatt**, *Kammer-Revisor in Constanz.*
— **Flottwell**, *Kriminal-Direktor zu Insterburg.*
— **Fobben**, *Professor zu Mappen.*
— **Friederici**, *Landgerichts-Advokat zu Trier.*
Frau von **Fritsch**, *Gräfin, in Weimar.*
Herr **Fritsch**, *Wasserzoll-Controlleur.*
— *von* **Gärtner**, *Freiherr, Regierungs-Präsident in Trier.*
— **Gall**, *Doctor und Prof. an der Universität Lüttich.*
— **Gall**, *Eigenthümer zu Aldenhoven.*
— **Gall**, *Buchhändler in Trier.*
— **Gaupe**, *Kaplan in Schmalkalden.*
— *von* **Geismar**, *Forst-Secretär in Osnabrück.* 2 *E.*
— *von* **Gersdorf**, *Minister zu Weimar.*
— *von* **Gerstein**, *Freiherr in Paderborn.*
Glogauer Ober-Landesgerichts-Calculatur.
Herr **Gödeking**, *Pfarrer in Ibbenburen.*
— *von* **Goldbeck**, *Freiherr, Ober-Landesgerichts-Präsident in Paderborn.*
— **Görger**, *Ober-Gerichtsschreiber in Trier.*
— **Gödsch**, *Ober-Landesgerichts-Rath in Glogau.*
— **Grandwohl**, *Gerichtsschreiber, für den Kantor Ruver.*
— **Grangé**, *Ober-Lehrer am Pädagogium zu Züllichau.*
— **Grattenauer**, *Ober-Landesgerichtsrath in Insterburg.*
— *von* **Grofs**, *Steuerrath in Weimar.*
— **Grubitz**, *Bürgermeister in Neuhaldersleben.*
— **Haas**, *ehemaliger Verwaltungsbeamter in Trier.*
— **Haekel**, *Bau-Inspektor zu Paderborn.*
— **Häberlein**, *Bürgermeister in Treuenbrietzen.*
— *von* **Härlem**, *Geh. Finanzrath auf Groczym im Grofsherzogthum Posen.*
— **Halberstadt**, *Doctor, Ober-Postrath und Ober-Postmeister in Ulm.*

Herr **Hambach**, *Friedensrichter in Trier.*
— **Hammann**, *Regierungs-Advokat in Münster.*
— **Handel**, *Geheimer Regierungsrath in Trier.*
— **Hansen**, *Hauptzoll-Rendant in D.*
— *von* **Hartmann**, *Ferd., Freiherr, Staatsrath in München.*
— **Hartung**, *Kaufmann in Saarlouis.*
— **Hartwig**, *Bürgermeister in Woldegk in Meklenburg-Schwerin.*
— *von* **Hauteville**, *Doctor zu Haynau in Schlesien.*
— **Haw**, *W., Landrath und Oberbürgermeister in Trier.*
— **Hayn**, *M. J., Gutsbesitzer in Groach.*
— **Heine**, *Salomon, Banquier in Hamburg.* 3 *Exemplare.*
— **Heidenreich**, *Geheimer Justiz-Rath in Insterburg.*
— **Heidenreich**, *Adam, in Schmalkalden.*
— **Held**, *Senator in Schmalkalden.*
— **Henning**, *Ober-Landgerichts-Referendär in Insterburg.*
— **Hercher**, *Kaufmann in München.*
— **Hermes**, *Renteinnehmer in Trier.*
— **Herose**, *Gabriel, Fabrikant in Constanz.*
— **Herose**, *Ludewig*, — — — —
— **Hertewig**, *Fr. Otto, in Chemnitz.*
— **Hesse**, *Professor in Hanau.*
— **Hesse**, *Bürgermeister in Paderborn.*
— **Heydemann**, *Superintendent in Insterburg.*
— **Hildebrand**, *Carl, Kaufmann in Arnstadt.*
— **Hille**, *Kaufmann in Seesen.*
— **Hiller von Gartringer**, *General-Major und Divisions-Commandeur, Ritter u. s. w. zu Posen.*
— **Hiltrop**, *Land- u. Stadtger. Asses. in Dortmund.*
Frau von **Hochheimer**, *Hauptmannin, in Altenburg.*
Herr **Höder**, *Ober-Landesgerichts-Cassen-Secretär in Insterburg.*
— **Hoffbauer**, *Gerichts-Actuar in Bielefeld.*
— **Hoffmann**, *Regierungs-Haupt-Cassierer in Trier.*
— **Holzapfel**, *H., Factor in Braunschweig.*
— **Hopfensack**, *Carl, Kaufmann in Düsseldorf.*
— *von* **Hopfgarten**, *Graf, in Berlin.*
— **Hoppmann**, *Reg. Haupt-Cassierer in Trier.*
— *von* **Hovel**, *Königl. Domänen-Rentmeister in Dortmund.*
— **Hoyoll**, *Ober-Landgerichts-Präsident zu Insterburg.*
— *von* **Hugo**, *Landrath in Liegnitz.*
— **Hübner**, *Doctor und Regimentsarzt der Artillerie in Trier.*

Herr *Hübner und Söhne in Chemnitz.*
— *Hallersheim, Königl. Preufsischer Consul in Emden.*
— *Hundt, Justiz-Amtmann in Medebach.*
— *Jacobus, Abt des regulirten Chorherrnstiftes Krenzlingen.*
— *Jäger, Ch. G., Kaufmann in Düsseldorf.*
— *Jahn, Director in Potsdam.*
— *Jenke, Ober-Amtmann in Eisenberg.*
— *Illig, Papierfabrikant in Weiler.*
— *John, Kaufmann in Chemnitz.*
— *Judersleben, Ch. Fr., Schichtmeister in Dürrenberg.*
— *Jütte, Doctor in Elbingerode.*
— *Jungnick, A., Doctor und Prediger zu Unruhstadt.*
— *Kahl, Bibliothekar in Freistadt.*
— *von Kaufberg, Geh. Rath und Cons. Präsident in Arnstadt.*
— *Kayser, Ober-Bürgermeister und Beigeordneter in Trier.*
— *Keber, Ober-Landger. Assessor in Insterburg.*
Frau *von Keller, Gräfin, in Stedten bei Erfurt.*
Herr *Kellner, Lotterie-Einnehmer zu Trier.*
— *Kemner, Doctor und Bataillonsarzt in Düsseldorf.*
— *Kirn, Proviantamts-Assessor zu Trier.*
— *Kirsch, Steuer-Consumtions-Rendant in Düben.*
— *Klein, Doctor und Bezirksrath in Andernach.*
— *Kleine, Kreis-Secretär in Bielefeld.*
— *Kleiser, Kreisdirektor in Constanz.*
— *Klemm, General-Accise-Einnehmer in Chemnitz.*
— *Knickhofer, Reg. Präsident in Liegnitz.*
— *Knoll, Kriegscomiss. in Trier.*
— *Knothe, Justizdir. in Liegnitz.*
— *Köllein, Studiosus in Gotha.*
— *Körber jun., Buchhändler in Minden.*
— *Kohl, Advokat in Düsseldorf.*
— *Kohl jun., Peter, in Elberfeld.*
— *Korn, Pfarrer in Oberritz.*
— *Kraft, C. G., Kaufmann in Chemnitz.*
— *Krause senior,* — — — —
— *Kriege, Pastor in Liene.*
— *Krieger, Landkammerrath in Arnstadt.*
— *Krönig, A., Schuldirektor in Bielefeld.*
— *Krügelstein, Doctor in Ohrdruff.*
— *Küster, Ob. Bergrath in Dortmund.*
— *Kühne, Apotheker in Arnstadt.*
— *Küpper, Reg. u. Cons. Rath in Trier.*
— *Kurzwelly, Cantor in Chemnitz.*
— *Kuwert, Ob. Land. Ger. Referendair in Insterburg.*

Herr *Laeis, Land-Ger. Advokat in Trier.*
— *Landgraff, C. F., Kaufmann in Calvörde.*
— *Lange, Schullehrer in Herford.*
— *v. Langendorff, Hauptmann der Artillerie in Trier.*
— *Laufer, M., Oberlehrer in Eylisen, Canton Zürch.*
— *Laurop, Oberforst-Rath in Carlsruhe.*
— *v. Ledebuhr, Freyherr, Obrist und Commandeur im 13. l. West. Infant. Regiment zu Münster.*
— *Letzmann, Ob. Land-Ger. Rath in Insterburg.*
— *Lenz, Bergrath in Jena.*
— *Lesser, Kämmerer in Schmalkalden.*
— *Licht, kath. Pfarrer zu Schördorff.*
— *Lindenau, Just. Rath in Insterburg.*
— *Loder, Hofrath in Ohrdruff. 6 Expl.*
Frau *Löwenklau, auf Rautenberg.*
Herr *Lucas, Apotheker in Arnstadt.*
— *Luddecke, H. C, in Blankenburg am Harz.*
— *Ludwig, Synd. in Jauer.*
— *Lüders, Hofrath in Altenburg.*
— *Lüttich, Amtmann in Oster-Nauendorff.*
— *Maag, Med. Doctor in Beuken, Canton Zürch.*
— *Mämpel, ber. Gastgeber in Arnstadt.*
— *Malegan, Kreis-Sekretair zu Bitburg.*
— *Martens, C., Superintendent in Halberstadt.*
— *Martini,* — — *in Leutenberg.*
— — *Doctor der Theologie und Stadtpfarrer zu Sömmerda.*
— *v. Massenbach, Baron, Ob. Forstmeister in Wisbaden.*
— *May, Professor in Augsburg.*
— *Meinhardt, Rath und Bürgermeister zu Arnstadt.*
— *Meinhof, H., auf Rittergut Malsdorff.*
Frau *Mertins, Doctorin in N. Haldersleben.*
Herr *Messerschmidt, Gutsbesitzer in Weissen-Lippe.*
— *Meurer, Amtmann in Leutenberg.*
— — *Prediger zu Grünberg, in Schlesien.*
— *Mohr, Banquier in Trier.*
— *Montigny, Assistent an der Regierungs-Hauptkasse in Trier.*
— *Morell, Land-Amtmann in Frauenfeld.*
— *Muhe, Professor in Trier.*
— *Müller, Canzler zu Weimar.*
— — *Capitain in Weimar.*
— — *H., Hauptinspektor in Prüm.*
— — *Kreis-Cassen-Controlleur zu Bitburg.*
— — *Cammeral-Revisor in Constanz.*
— — *Amtmann in Dahlheim b. Paderborn.*

Herr Nathusius, Gutsherr auf Hundisburg und Alt-Haldersleben.
Frau v. Nauendorff, Kammerherrin auf und zu Zechau.
Herr v. Nesselrode-Ehreshoven, Graf, Friedrich zu Düsseldorf.
Frau v. Niebecker, Baronin zu Weimar.
Herr Nitschmann I., Ob. Land. Ger. Referendair in Insterburg.
— v. Noel, Geh. Rath in Anhalt.
— Noeldicher, Reg. Rath in Liegnitz.
— v. Nordeck, Baron in Düsseldorf.
— Obst, Ob. Land. Ger. Canzl. Inspektor zu Insterburg.
— Oehlhei, Kaufmann in Chemnitz.
— v. Oehlschlager, Capitain in Bielefeld.
— v. Oldershausen, Freyherr, Kammerherr in Arnstadt.
— v. Olsufuff, Kais. Rufs. Major in Niederpouritz, bei Dresden.
— v. Pape, Freyherr, Theodor in Lohe.
— Papendist, Hauptmann in Herford.
— v. Perle, Major auf Griesel, b. Crossen in N. Mark.
— Perrin, Doctor und Consulent in Gotha.
— Pfaff, A., Fabrikant in Chemnitz.
— Pfeiffer, Pr. Lieutenant u. Regiment. Adjutant d. 2. Grofsh. Bad. Lin. Inf. Reg., Markgraf Wilhelm in Constanz.
— Pfister, Placidus, Prälat in Pfeffers.
— Pischel, Auditor in Goldberg.
— Plafsmann, Professor in Arnsberg.
— Platzhof, Jacob, Kaufmann in Elberfeld.
— v. Preufser, Major in Langensalza.
— Punge, Hofrath in Herford.
— v. Quednow, Reg. u. Landrath in Trier.
— Rambs, E. J., Kaufmann in Trier.
Frau v. d. Recke, C., Gräfin v. Vollmerstein, geb. Prinzefs. v. Bentheim-Teklenburg, zu Overdyck, in d. Grafschaft Mark.
Herr Recking, Kreis-Cassen-Controlleur in Trier.
— Reimann, Bauinspektor in Bielefeld.
— Reinert, Buchbinder in Liegnitz.
— Reinewald, Grofsh. Hes. Stadt- u. Amtsschultheifs in Umstadt.
— Reinthaler, Candidat zu Erfurt.
— Reufs, Steuereinnehmer zu Bitburg.
— Reuter, Ob. Land. Ger. Referendair in Insterburg.
— v. Rex, Freyherr, Obristlieutenant in Paderborn.
— Riedel, Ob. Steuereinnehmer in Liegnitz.
— Riesel, C. F., Apotheker in Calvörde.
— Röchling, Banquier in Trier.

Herr Rölinger, Forstsecretair in Gehren.
— Röver, Fr., Prediger in Calvörde.
— Romano, Peter, Kaufmann in Constanz.
— Rose, Rechnungsrath in Trier.
— Rosenburger, ber. Künstler in Arnstadt.
— Roth, C., Grofsh. Bad. Forstpraktikant zu Amorbach.
— v. Rothschild, Banquier in Frankfurt.
— Ruffer, Commerz. Rath in Liegnitz.
— Runter, Landg. Rath in Trier.
— Salpius, C. L., zu Hammelspring.
— Sanner, Commerz. Rath in Schmalkalden.
— von Sarnowsky, Artillerie - Hauptmann in Trier.
— Saulgau, Lesegesellschaft des Landcapitels.
— Schade, Kantor in Gotha.
— Schade, Ober-Deich-Inspektor in Crossen in der Neumark.
— Schark, Landgerichts-Advokat in Trier.
— Schimper, Kanonikus in Trier.
— Schimmelpfennig, Regierungs-Calculator in Trier.
— Schintz und Sohn in Zürch.
— von Schlechtendal, Freiherr und Ober-Landesgerichts-Präsident in Paderborn.
— Schlickeisen, Reg. Registrator in Trier.
— Schmidt, Bürgermeister in Halren.
— Schmitz, Domainen-Verifikator in Trier.
— Schmiel, Ober-Forstmeister zu Lachow in der Neumark.
— Schneider, Posthalter in Jülich.
— Schnelle, A. D., in Bielefeld.
— Schodde, Regierungsrath in Schmalkalden.
— Schröder, Landgerichts-Anwald in Trier.
— Schuck, Landdecker in Frauenfeld.
— Schnitzel, Schreinermeister in Frankenhausen.
Frau von Schullenburg, Gräfin, zu Weimar.
Herr Schulz, Amts-Sekretär in Mafsfeld.
— Schwarz, Postsecretär in Trier.
— von Seebach Ober-Stallmeister in Weimar.
— Seebach, Doctor in Jena.
— Seen-Hefs in Zopfingen.
— Seydel, C. G., Kaufmann in Grünberg.
— Siebenweitzer, Doctor und Apotheker zu Breitenbach.
— Sieburg, G. J., zu Plaue, bei Crossen, in der Neumark.
— Simmel, Rathsmann in Wegeleben.
— Simon, Major d. Artill. in Trier.
— Simon, Kaufmann in Schmallenicker bei Tilsit.
— von Soden, Hauptmann in Arnstadt.
— Spengler, Fd., in Althaldersleben.
— Spieker, Cons. Rath u. Doctor in Frankf. a. M.

Herr von Spiegel, Baron und Hofmarschall in Weimar.
— von Spiegel, Baron, Geheime Rath und Dom-Rector zu Desenberg - Const. in Paderborn.
— Spiefs, F. H., in Seifhennersdorf bei Herrnhut.
— Starke, Pr. Lieutenant u. Rechnungsf. im Königl. Pr. 3ten Drag. Regiment in Düben.
— Stentzler, Ober-Landsgerichts-Rath in Insterburg.
— Stephani, Landgr. Rath in Trier.
— von Stillfried, Graf und Hauptmann im Generalstaabe zu Trier.
— Stölting, G. F., Faktor in Elbingerode.
— Strasser, Geistl. Rath und Dekan in Constanz.
— Strasser, Frieden richter in Schönberg.
— Stüve, Bürgermeister in Osnabrück.
— Süfskind, Banquier in Augsburg.
Herr Tetz, Prediger zu Müllrose.
— v. Thümmel, wirkl. Minister zu Altenburg.
Frau v. Thümen, Majorin, geb. Grafin v. Hohenthal, in Grefendorff bei Jüterbock.
Herr Thumsener, J. G., Doctor d. Rechte u. Advokat in Bremen. 19 Expl. Velin. 12 Postpap.
— Tiarks, Sekretair in Varel.
— v. d. Trenk, Justiz-Commissair in Insterburg.
— v. Tschammer, Baron, auf Quewitz.
Frau v. Tümpling, Hofdame in Arnstadt.
Herr Tzschabran, Pastor in Werttet.
— v. Uechtritz, Rittmeister, auf Krumbinde.
— Ule, Consistorial-Assessor und Prediger zu Cossow.
Ungenannter, ein, in Halberstadt.
— — ein, in Ulm.
Herr Unger, Doctor der Theol. und Superintendent in Chemnitz.
— — — — — und Pastor in Chemnitz.
— Urbani, Ob. Land. Ger. Referendair in Insterburg.
— Vogel, Apotheker in Schmalkalden.
— v. Vetter, Hauptmann und Commandant der Fürstl. Thurn- und Taxisschen Ehrenwache in Neresheim, im Königl. R. Würtemberg.
— v. Wackerbarth, Graf, in Hamburg.
— Wahner, Post-Sekretair in Bielefeld.
— Wagner, Ob. Steuer-Revisor in Altenburg.

Herr Wahrens, L., in Bielefeld.
— Walchner, Ober-Amtmann in Radolphszell.
— v. Waldner von Freunstein, Freyherr, Hofmarschall bei Ihro Kais. Hoheit der Frau Erbprinzefs zu Hessen-Homburg, geb. Prinzessin von England.
— Waldow, Kaufmann in Liegnitz.
— Waltsgott, Proviant-Amts-Control. in Trier.
Frau Wedekind in Sierk.
Herr v. Wedelstädt, Hauptmann in Glogau.
— de Weerth, Pop., Peter, Gutsbesitzer in Elberfeld.
— Wehmer, Prediger in Bingen.
— Weickert, Mag., Diacon in Chemnitz.
— Weisbach, Kaufmann in Chemnitz.
— v. Weise, Hauptmann in Arnstadt.
— Well, Controlleur und Direktor der Steuern zu Bitburg.
— Wende, Kaufmann in Liegnitz.
— v. d. Wense, Drost in Oldenstadt.
— Wenzel, Ger. Assessor in Neuhaldersleben.
— Werth, Professor in Regensburg.
— v. Wessenberg, Freyherr, General-Vikar in Constanz.
— v. Westerhold, Graf, Präsident in Regensburg.
— Wettendorff, Steuer-Contr. in Trier.
— Wiegmann, Apotheker in Braunschweig.
— Wille, Königl. Ob. Bergrath in Dortmund.
— v. Winckel, Dietrich, Freyherr, Ober-Forstmeister in Rofsbach.
— Winckler, Doctor in Züllichau.
— v. Winterfeld, Doctor auf Mretzethin.
— Wirz, D. u. Professor am Gymnas. zu Trier.
— Wöhrmann, in Bielefeld.
— Wolfarth, Candidat in Weimar.
— Wormstall, Ober-Wegbau-Inspektor in Düsseldorf.
— Wunsch, Schönfärber in Goldberg.
— Wyttenbach, Director am Gymnas. zu Trier.
— Zeh, D. d. Theol., Hofprd. u. Consist. Assessor in Rudolstadt.
— Ziebler, Lieutenant in Bielefeld.
— Zollinger, Med. Doktor in Mänedorff.
— — — — in Dürnten, Canton Zürch.

Nachstehende Buchhandlungen, denen wir eine bedeutende Anzahl vorgenannter Theilnehmer durch Ihre gütige Bemühung verdanken und deren Namen sich in der alphabetischen Ordnung befinden, nennen wir mit vieler Dankbarkeit, und bitten Sie um Ihr ferneres Wohlwollen.

Herr Andrae in Frankfurt a. M.
— Bachern in Köln.
— Bönicke in Eisenach.
— Büschler in Elberfeld.
— Coppenrath in Münster.
— Creutz in Magdeburg.
— Darnemann in Züllichau.
— Ernst in Quedlinburg.
— Fleckeisen in Helmstadt.
— Fleischmann in München.
— Gall in Trier.
— Gerstenberg in Hildesheim.
— Gödsche in Meihen.
— Gotsch in Lübben.
— Hahn, Gebr., in Hanover.
— Hartmann in Riga.
— Heinrichshofen in Magdeburg.
— Helwich in Bielefeld.
— Herold, jun., in Hamburg.
— — et Wahlstab in Lüneburg.
— Heyer et Lerke in Darmstadt.
— Hildebrand in Arnstadt.
Hofbuchhandl. in Rudolstadt.
Herr Horvath in Potsdam.
— Juilicher in Lingen.
— Kayser in Bremen.
— Kesselring in Hildburghausen.
— Klänne in Wesel.

Herr Kupferberg in Maynz.
— Kuhlmey in Liegnitz.
— Marcus in Bonn.
— Mayer in Aachen.
— Meyer in Braunschweig.
— Meusel et Sohn in Coburg.
— Monath et Kufsler in Nürnberg.
— Nör in Copenhagen.
— Ragoczy in Prenzlau.
— Reitzel in Copenhagen.
— Sander in Berlin.
— Sauerländer in Frankfurt a. M.
— Schaub in Elberfeld.
— Schreiner in Düsseldorff.
— Schulz et Wundermann in Hamm.
— — in Oldenburg.
— Starke in Chemnitz.
— Stettin in Ulm.
— Stiller in Rostock.
— Vauenhagen, in Schmalkalden.
— Voigt in Sondershausen.
— Violet in N. Strelitz.
— Vogler in Halberstadt.
— Wallis in Constanz.
— Weber in Bonn.
— Werner in Tilsit.
— Wesner in Paderborn.
— Ziegler in Zürch.



C. M. WIELAND.





Christoph Martin Wieland.

Ueber den Zeitpunkt, wenn in Deutschland nach einem langen Zeitalter der Barbarei und Geschmacklosigkeit, für Kunst und Wissenschaft eine sogenannte goldene Periode begann, und über die geschichtlichen Umstände, unter deren Begünstigung sie überhaupt möglich ward, darüber ist unsere Literaturgeschichte weniger ungewifs, als welchen Geistern sie diese merkwürdige Umgestaltung zunächst zuschreiben und wie sie die Palmen des gewonnenen Ruhmes gerechter Weise ertheilen soll. Natürlich und gut, dafs sie ihr richterliches Amt zu halten und unwiderrufliche Sentenz zu sprechen annoch Bedenken trägt; denn die Akten sind noch keinesweges als geschlossen zu betrachten; unzählich ist überdiefs die Schaar der Kompetenten: sie könnte den einen oder den andern übersehen, oder dem Anspruchsvollen auf Unkosten des Bescheidenen, der sich weniger hervordrängt, allzuviel zugestehen; partheiisch auch wogt, von Hafs und Liebe getrieben, annoch die öffentliche Meynung: mufs sie da nicht fürchten, dafs ihr Urtheil von der blinden Leidenschaft mifsverstanden, verschrieen und gelästert werde? Für einige der eminentesten Geister durfte sie sich indefs wohl früher entscheiden, ohne eben den Sturm der Partheien zu fürchten. Und so hat sie, bereits seit vielen Jahren schon, unter andern auch den Namen Christoph Martin Wielandes vor dem Angesichte des gebildeten Europa's in die Annalen des unvergänglichen Ruhmes eingetragen und dankbar-freudig sein hohes Verdienst um die geistige Bildung unserer Nation mit unverwelklichen Lorbeeren geschmückt. Nicht ohne Widerspruch freilich. Wem wären jene bittern, wegwerfenden Urtheile über Wielanden den Dichter von Seiten einer neuern ästhetischen Schule unbekannt? (Vergl. Athenäum. 1799. 2r B.) Wer erinnert sich nicht an die Verunglimpfungen, die sich der Dogmatismus über ihn, als Philosophen, zu erlauben für berechtigt hielt? der

1

lieblosen Härte, mit der man seinen sogenannten Epikureismus verdammen zu müssen wähnte? Längst ist indeſs aber auch geantwortet und dagegen bemerkt worden, daſs diese Tadler doch nur eine sehr geringe Parthei bildeten, während Wieland, das Nützliche allezeit mit dem Angenehmen vereinend, die Stimmen der Mehrzahl davon trug und sich den Dank der Zeitgenossen, den lautesten Dank für seine lieblichen Gaben, in reicher Maase erwarb. Es ist bemerkt worden, daſs jene offenbar übertreibend zu Werke gingen, auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte des Urtheils sich befanden, von welchem aus sie ganz natürlich weder ein gerechtes, noch weniger ein billiges über ihn zu fällen vermochten und daſs sie seine Zeit und die durch sie bedingte Tendenz seines Wirkens gänzlich verkannten. So dürfte denn der Widerspruch auch hier (wie überall, wenn er gegen die Würdigen sich erhebt) nur dazu beigetragen haben, sein Verdienst näher zu prüfen, zu beleuchten und in ein desto helleres Licht zu setzen. Anstatt ihn zu entehren, hat er nur zu seiner Verherrlichung geführt. Gewiſs ist, besonders seit auch Göthe ihn so charakteristisch schön gezeichnet *) und uns Gruber durch seine Schilderung **) über den reichen, innern Gehalt seines Lebens und Wirkens freier und richtiger zu urtheilen, in den Stand gesetzt hat. Die Anzahl seiner Verehrer hat sich um vieles gemehrt, und der finstern Klausner werden immer weniger, die den Freisinnigen schelten, den unschuldig Scherzenden verschreien, den heiter Witzigen bitter tadeln. Gewiſs ist ferner, die Kronen poetischen Verdienstes sind ihm geblieben, wie sehr auch feindselige Zoili sie ihm zu entwinden trachteten; auch sie scheinen indeſs seltener geworden zu seyn; denn wir erinnern uns nicht, daſs in jüngster Zeit ähnliche Versuche gewagt worden wären. Die ältern sind verstummt, und neuere sind zur Zeit nicht aufgestanden. Hat nun aber die Nation über Wielands ausgezeichnet hohen Werth entschieden, so darf er in diesem Werke nicht fehlen, das an die Verdienste der Ausgezeichnetesten unseres Volkes zu erinnern zum Zweck hat.

Unsere Absicht kann indeſs nicht seyn, zu allererst und viel Neues, noch Niemanden Bekanntes über ihn berichten zu wollen, oder uns in weitläuftige Untersuchungen über ihn und seine Schriften einzulassen. Hierzu kämen wir zu spät; auch liegt dies nicht in dem Plane dieser Schrift. Wir begnügen uns vielmehr, aus seinem Leben das Merkwürdigste kurz und gedrängt zusammen zu stellen, um durch allgemeinere Verbreitung des Wichtigsten, was hie und da über ihn gesagt ist, zur Kenntniſs seines Bildungsganges und zur Anerkennung seines hohen Verdien-

---

*) **Andenken Wielands in der Loge** ***Amalia*** **zu Weimar.**

**) *Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber, 2 Bände, Leipzig und Altenburg, bei Brockhaus.*

stes nicht unzweckmäſsigen Beitrag zu liefern. Freilich das Monument ist das unvergänglichste, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat.

Christoph Martin Wieland

wurde zu Holzheim, einem der ehemaligen freien Reichsstadt Biberach in Schwaben zugehörigen Flecken, den 5. September 1733 geboren. Sein Vater war Pfarrer dieses Ortes, ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, mit der Wolfischen Philosophie innig vertraut und in der Theologie mit warmem Eifer dem Pietismus zugethan, wie er von seinen berühmten Lehrern zu Halle, Herrmann August Franke, Anton Lange ausging und in der protestantischen Kirche damals fast überall herrschend wurde. Allen Ansprüchen seiner Zeit, so wie seines Faches, auf eine ausgezeichnete Weise genügend, konnte derselbe seiner Umgebung nicht lange unbekannt bleiben. Bald wurde er daher nach Biberach zum Prediger an die St. Maria Magdalenen-Gemeinde berufen und späterhin mit dem Seniorate über das evangelische Ministerium daselbst beehrt. Wielands Mutter darf ein Muster frommer häuslicher Weiblichkeit genannt werden. Welche Eigenschaften sie dem Sohne angeboren oder angebildet; wer vermag in solches Geheimniſs der Seelenverwandtschaft zu schauen? Gewiſs ist, der dankbare Sohn rühmt wiederholt ihre Frömmigkeit und Herzensgüte, ihre verständige Wirthschaftlichkeit, ihren feinen Sinn für Anstand und Reinlichkeit, insonderheit ihre Liebe zu ihm und sorgfältige Pflege, so wie er es unter die glücklichsten Ereignisse seines Lebens rechnet, der verwittweten Mutter, zur schuldigen Wiedergabe, Liebe und Pflege in seinem Hause vergelten zu können und die Freude seiner Familie durch ihre mehrjährige Gegenwart vergröſsert zu sehen. Seinem Vater verdankt er die sorgfältigste Erziehung und die Grundlage der Schulkenntnisse. Kaum hatte der muntere sinnige Knabe das dritte Jahr angetreten, als sein Vater mit dem Unterrichte desselben die ersten Versuche machte. Der glücklichste Erfolg indeſs entsprach den allzufrühen gewagten Proben. Nicht nur, daſs er mit Leichtigkeit faſste und behielt; schon im siebenten Jahre verstand er die Lebensbeschreibungen des Nepos und die Formenlehre der griechischen Sprache hatte für ihn keine Schwierigkeiten mehr. Es entwickelte auch die Anregung der verständigen, väterlichen Unterweisung gar bald die Fülle des innern Reichthums, mit dem die Götter den Geist und das Herz des Knaben mit besonderer Vorliebe ausgestattet. Er war entzückt über die Heldentugenden der Edlen, die sein Nepos ihm darstellte, und glühte vor Verlangen, einem Epaminondas oder Phocion ähnlich zu werden. Oft ganze Tage und Sommernächte brachte er im Garten zu, um die Schönheiten der Natur zu empfinden und auf seine Weise abzuschildern. Denn Liebe zur Dichtkunst war ihm an-

geboren, und da dem übertriebenen Hange, Verse zu lesen und zu fertigen, der Vater Einhalt thun zu müssen glaubte und ihm am Tage über jede Beschäftigung der Art versagte, so nahm er zu diesen seinen Lieblingsarbeiten die Stunden der Morgenröthe. Im zwölften Jahre übte er sich auch in lateinischen Versen, und in seinen kindischen Gedanken zu stolz, um sich mit kleinen Versuchen zu begnügen, schrieb er auch längere Gedichte; unter andern ein Gedicht über die Pygmäen in Distichen, welches eine Satyre auf eines Rectors Frau war und wobei er den Vers Juvenals zum Grunde legte: *Et levis erecta consurgit ad oscula planta.* Ein anderes, in Anakreons Art, von der Echo, in sechshundert Versen. Auch versuchte er in einer Epopöe die Zerstörung Jerusalems darzustellen. Dafs ihm indefs diese Versuche nur auf kurze Zeit genügten, dafs er sich selbst immermehr übertraf und durch Uebung zu immer gröfserer Tüchtigkeit heranwuchs, beweist die jedesmalige Unzufriedenheit mit seinen frühern Produkten, in welcher er oft unbarmherzig gegen sie verfuhr. Die meisten, die seine Mutter vom Untergange nicht rettete, brachte er in solchem Selbstunmuthe dem Vulkane zum Opfer. Mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte ausgerüstet und in jeder Hinsicht der Schule seiner Vaterstadt Biberach entwachsen, wurde er in seinem vierzehnten Jahre nach Kloster Bergen an der Elbe, unweit Magdeburg, gesendet, wo unter der Leitung des berühmten und frommen Abtes Steinmetz eine Erziehungs- und Lehranstalt im verdienten guten Rufe stand. Treffliche Schüler zog das Institut. Sehr ausgezeichnete Männer, besonders in der Preufsischen Monarchie, verdankten demselben ihre Bildung. Auch Wieland rühmt der Anstalt nach, dafs sie in allen philologischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften, so wie in der Theologie, der er gewidmet war, seine Kenntnisse und Einsichten begründet und erweitert habe. Der Theologie konnte er indefs, so wie sie daselbst nach Baumgartens polemischer Dogmatik gelehrt wurde, bei aller eigenen, aus dem väterlichen Hause ihm angeerbten Frömmigkeit, keinen besondern Geschmack abgewinnen. Mit gröfserer Vorliebe betrieb er philologische und philosophische Studien. Unter den Büchern, die auf die Bildung seines jugendlichen Geistes vorzüglich starken Einflufs geäufsert, nennt er selbst *Xenophons Cyropädie*, deren herrliche Episode „*Araspes* und *Panthea*" seine Phantasie in dem Grade beschäftigte und anzog, dafs er, sie zu lesen, nicht satt werden konnte, und darum diesen Gegenstand zuerst mit bearbeitete, nachdem er als Dichter öffentlich aufgetreten. Ferner, das herrlichste Werk unter allen, die aus der Sokratischen Schule übrig geblieben, das er am liebsten das Evangelienbuch der griechischen Welterlösung nannte — *die Memorabilien des Xenophon.* Auch *Cicero's kleinere philosophische Schriften*, *den Traum des Scipio*, das Buch *de amicitia et senectute*; ferner *Steele's* und *Addison's Zuschauer und Schwätzer* (*the spectator* und

the tattler) in Gottscheds Uebersetzung, gehörten zu seinen Lieblingslectüren. Sein erstes Französisches lernte er aus den *Avantures de Rosigli* und aus einer französischen Uebersetzung von *Richardsons Pamele*, mit Hülfe eines sehr schlechten Wörterbuches, meist durch Errathen; denn mit seinem französischen Sprachmeister war er zerfallen. Ein Schimpf, den ihm dieser Mons. Peuplier angethan, weil er einmal über dessen närrischen Eigenheiten das Lachen nicht halten konnte, hatte den ehrliebenden Jüngling für immer von ihm entfernt. Lieber trieb er diese Sprache von nun an auf eigene Hand, wie schwer es ihm auch fiel. Mehrere französische Pieçen von Voltaire, d'Argens, la Metrie u. a., die ihm bei seiner Privatlectüre in die Hände kamen, erregten in ihm die ersten Zweifelsunruhen und erschütterten seinen Offenbarungsglauben. Unbeschreiblich unglücklich machte ihn der innere Zwiespalt, trostlos durchweinte er viele Nächte, bis es einen seiner Lehrer, an dem er einen wahren Vater gefunden und der das Herz des zarten, schwärmerischen Jünglings zu bilden sich redlich bemühte, dem menschenfreundlichen Räther gelang, Kopf und Herz, Glauben und menschliche Weisheit bei ihm wieder einigermaſsen zu versöhnen. Durch diese innern Kämpfe, so wie durch anhaltendes Studiren eben so sehr an Geist und Herz gestärkt, wie an Körperkräften geschwächt, verlieſs er, nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Bergen, die strengere Zucht der klösterlichen Schule, um sich einem seiner Verwandten in Erfurt, dem Arzte Baumer *) anzuvertrauen, dem beides gelang, ihm die geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und seiner wissenschaftlichen Vorbereitung für die Universität die glücklichste Vollendung zu geben. „Mein Aufenthalt zu Erfurt — so erzählt Wieland selbst — war mir mehr nützlich als angenehm. Ich hatte daselbst keinen Freund; denn ich fand Niemanden, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband. An Baumers Tische war von essen nicht viel die Rede, desto mehr aber wurden eine Menge Seelenblähungen aufgetragen. Im väterlichen Hause hatte ich schon die gröſste Hochachtung vor der Wolfischen Philosophie eingesogen; was konnte mir erwünschter seyn, als daſs mir Baumer über Wolfs Anfangsgründe ein Privatissimum zu lesen begann? Doch, was mir den Kopf mehr aufhellte, als eines denkenden Vetters Idealismus, oder — was am Ende auf eins hinausläuft — Atheismus, was mir zuerst die Binde von den Augen nahm, war eine zweite Lectüre, die er mit mir machte. Er las den Don Quixote mit mir und lehrte mich daraus zuerst Menschen - und Weltkenntniſs. Mein Vorleser lachte darüber, wenn man glaube, Cervantes habe darinne blos die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen. Don Quixote und Sancho, sagte Baumer, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag schwärmen oder

*) Späterhin Professor und Bergrath in Gieſsen.

Tölpel seyn. Ueber diesen vielseitigen Text liefs sich denn ganz herrlich commentiren."

Im Sommer des Jahres 1750 war Wieland bei seinen Eltern zu Biberach wieder angekommen und verlebte daselbst das angenehmste halbe Jahr seines jugendlichen Lebens „im schönsten Irrthum schöner Seelen"; denn in diese Zeit fällt seine erste Liebe. Fräulein Sophie von Gutermann, eine Base Wielands (seine Mutter und Sophiens Vater waren Geschwisterkinder), späterhin als achtungswerthe Schriftstellerin unter dem Namen Sophia la Roche bekannt, war der Gegenstand derselben. Nach dem Tode ihres Grofsvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters zu Biberach, hatte sie das ihr befreundete Wielandische Haus bezogen. Harmonie der Neigungen, gemeinschaftliche literarische Beschäftigung und jugendlich platonische Schwärmerei vereinigten sehr bald beider Herzen zu dem edelsten Bunde der Liebe. „Kaum mit Junius Brutus gieng eine solche Veränderung hervor, als wie mit mir. Aus einem flüchtigen zerstreuten Kopfe ward ich gesetzt, edel, zärtlich, ein Enthusiast für Tugend und Religion" so schildert er selbst den Einflufs der ersten Liebe auf sein Wesen. Eine poetische Frucht dieser Liebe war Wielands erstes philosophisches Lehrgedicht: die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt. Nach Anhörung einer etwas kalten Predigt über den Text: Gott ist die Liebe! sprach er auf einem Spatziergange mit seiner Geliebten über denselben Gegenstand in so lyrischer Begeisterung und mit solchem Enthusiasmus, dafs sie ihm ihre Verwunderung nicht versagen und den Wunsch, alle diese Ergiefsungen seines warmen Herzens und seiner schönen Einbildungskraft geordnet zu lesen, nicht unterdrücken konnte. Wie schnell er zur Arbeit schritt, läfst sich erwarten. Im Februar 1751, als er sich bereits auf der Universität Tübingen befand, begann er die Ausarbeitung des Gedichtes, und schon im April hatte er die Handschrift davon nach Halle zum Druck gesendet. Die Erscheinung desselben erregte bei einem Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Sulzer und andern vorzüglichen Geistern jener Zeit die günstigste Meynung von der Fähigkeit des jugendlichen Verfassers, so wie es in der That auch, für den damaligen Zustand unserer Literatur, keine unwichtige Erscheinung zu nennen war, vielmehr den besten didactischen Gedichten kühnlich an die Seite gestellt werden durfte.

In Tübingen lebte Wieland nur seinen Studien und seiner entfernten Geliebten, die seine alles verschönernde Phantasie zu einem überirdischen Wesen entschleiert hatte. Zwischen ihr und den Wissenschaften hatte er sein Herz getheilt, so wie offenbar diese Liebe dazu beitrug, den ihm angebornen Enthusiasmus für alles Schöne, Wahre und Gute noch mehr zu beleben und zu steigern. Der handwerksmäfsige, alltägliche Weg des Studirens war ihm verhafst. Er nannte ihn im Scherze nur den Kuhweg. Für die Jurisprudenz hatte er sich zwar be-

stimmt, weil eine allzuschwache Brust es ihm unmöglich machte, in die Fufstapfen seines Vaters zu treten und ein fast mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenbesuchen und Spitälern ihn von der Medizin abhielt; aber am meisten beschäftigte er sich doch mit humanistischen, philosophischen und belletristischen Studien, und von der Rechtswissenschaft suchte er nur so viel zu erlernen, um den gewöhnlichen Forderungen in diesem Fache genügen zu können und eine künftige Anstellung sich nicht zu verscherzen. Für das aber, was dem Menschen höhere Würde verleiht, für Weisheit und Tugend erglühete sein Jugendherz mit schwärmerischer Begeisterung. Sokrates, der die Weisheit vom Himmel herabholte, um ihr in der Veredlung des einzelnen Menschen sowohl, als der ganzen Gesellschaft ein seegenreiches, praktisches Ziel anzuweisen. Er war ihm unter den Weisen der Vorzeit und Mitwelt das Ideal, das er sich vorsetzte, indem er es mit einer Art heiliger Verehrung vergötterte. Auf nichts geringeres, als ihm ähnlich zu werden, ging sein Streben. Diese Richtung seines Geistes beurkundet sein reiner sittlicher Charakter, sein unbescholtener tugendhafter Wandel, der ihn ehrenvoll vor seinen Comilitonen auszeichnete, so wie auch alles dasjenige, womit er als poetischer Schriftsteller den Moralisten seiner Zeit die höchste Genüge leistete. Zu den zehn moralischen Briefen, die er in den zwey letzten Monaten des Jahres 1751 und Anfang 1752 aufgesetzt und zu Heilbronn anonym herausgegeben hatte, begeisterten ihn die damals grofses Aufsehen erregenden *Epitres diverses* des Herrn von Bar, die er zu lesen und wieder zu lesen nicht müde werden konnte. „Lieblingslectüren pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) so stark auf ihn zu wirken, dafs er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eigenen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zu der Zeit, wo er etwas componirte, am meisten bei ihm galt.“ (Eigenes Geständnifs Wielands in der Vorrede zu seinen moralischen Briefen.) Uebrigens tragen auch diese Briefe das Gepräge Horazischer Feinheit und Sokratischer Ironie und Laune, worinne späterhin Wieland so einzig und unübertroffen dasteht; auch empfehlen sie sich durch Lebendigkeit der Darstellung, so wie durch einen leichten, geschmeidigen Versbau. Ein anderes Lehrgedicht, das er um diese Zeit in wenigen Tagen niederschrieb „der Antiovid“ ist von geringerem Gehalte. „Dieser sich so nennende Antiovid — so schreibt in dem Vorberichte zur dritten Auflage seiner poetischen Schriften der über seine Jugendprodukte vielleicht allzu streng richtende Verfasser — würde in mehr als einem Betrachte sehr wenig dabei gewinnen, wenn er neben dem reizenden Verführer, dem er durch seinen Namen Trotz bietet, in der Welt erscheinen sollte. Er habe viel daran ändern und bessern müssen, und doch scheine eben nicht viel damit gewonnen zu seyn, einen alten Rock mit neuen Lappen auszuflicken, es komme mit all dem Flicken doch nur — ein Bettlermantel heraus.“ — Academischen Lehrern verdankte Wieland wenig oder

nichts. Was er in Tübingen gewann, war Frucht seiner eigenen Anstrengung und Uebung und seines vertrauten Umganges mit den gröfsten und edelsten Geistern der Vorwelt und seiner Zeit, deren Schriften seine Freunde und Lehrer wurden. So dürfen wir anzuführen nicht vergessen, wie Klopstock's Genius damals auf ihn eingewirkt. Die fünf ersten Gesänge der Messiade, nebst einigen in den Bremischen Beiträgen erschienenen Elegien desselben konnte er bald auswendig und hatten selbst auf seine Sprachdarstellung Einflufs, wie sein Gedicht „der Frühling" sattsam beweist.

Was Wunder, dafs Wieland bei dieser erhabenen und würdigen Richtung seines Strebens an den sonst so hochgepriesenen Freuden der academischen Jugend weder Geschmack fand noch Antheil nahm? Fast allen Umgang vermeidend und sich selbst in stiller Abgezogenheit genügend, trachtete er höchstens nur nach der Achtung und Freundschaft der Ausgezeichnetsten. So versuchte er mit dem als Dichter und poetischen Kritiker damals allgemein bewunderten Bodmer in Zürch ein näheres Verhältnifs anzuknüpfen. Schon im Januar 1751 hatte er sich schriftlich an ihn gewendet und ihm späterhin die fünf ersten Gesänge seines nachher wieder vernichteten Heldengedichtes Arminius, jedoch ohne sich zu nennen, zur Prüfung übersendet. Bodmer theilte das Gedicht Hagedorn mit und beide schrieben es bald diesen, bald jenen damals berühmten Dichter zu, bis sich ihnen Wieland als Verfasser zu erkennen gab. Diese schriftliche Bekanntschaft zwischen beiden gab die Veranlassung, dafs Wieland in die Schweiz gezogen wurde und daselbst mit Bodmer innige Freundschaft einging. Denn als Wieland, der bereits im Junius 1752 die Academie verlassen hatte, in seiner Vaterstadt aber wegen seiner Jugend auf Anstellung noch nicht rechnen durfte und die Erfüllung seines sehnsuchtsvollen Wunsches einer dauernden Verbindung mit der Geliebten seines Herzens noch in weite Ferne verschoben sahe, damit umging, nach Göttingen abzugehen, um daselbst zu promoviren und sein ferneres Schicksal abzuwarten, erhielt er von Bodmern die Aufforderung, zu ihm nach Zürch zu kommen und so lange bei ihm in seinem Hause, im gemeinschaftlichen Umgange mit den Musen zu verweilen, bis sich für ihn zu einer Versorgung günstigere Aussichten eröffnen möchten. Welches Anerbieten hätte Wielands Wünschen und Neigungen gelegener kommen können? Was er sich von dem Umgange mit dem Verfasser der Noachide versprach: „reiche Ausbeute für sein poetisches Studium" das fand er in der That auch in sehr reichem Maafse und noch mehr als dieses. Denn nicht nur, dafs Bodmer, der im Gebiete des Geschmacks unter den Tonangebern seiner Zeit obenan stand und an kritischer Einsicht und literarischen Kenntnissen unserm Wielande weit überlegen, mit kunstrichterlichem Rathe ihm bei seinen Arbeiten zur Seite war, sie oft aufgab und leitete, dafs derselbe ihm Gelegenheit ver-

verschaffte, mit den Produkten der angesehnsten Geister alter und neuer Zeiten bekannter zu werden, dafs er ihn einführte in den Kreis der Dichter und Gelehrten, die aus ganz Deutschland, im Gegensatze der Gottscheedischen, an die Schule Bodmer's sich anschlossen und im interessantesten schriftlichen Briefwechsel mit einander standen, dafs er ihn, zum ermunternden und belebenden Umgange einem Breitinger, Salomo Gesner, Hirzel, Hefs, Heinrich Meister und andern, einen nahen Künstlerverein damals in Zürch bildenden Männern innigst befreundete: so beglückte er ihn auch mit aller Fülle inniger persönlicher Freundschaft, so erhöhete und befestigte das Beispiel seines sittlichen, frommen Sinnes und Wandels, das er beständig gab, die ohnedies musterhafte Sittlichkeit seines Jüngers, so steigerte er dem Schüchternen das Selbstgefühl durch aufmunterndes Lob seiner Talente und Produktionen. Bodmer nannte ihn oft „den zweiten Klopstock", „ein Orakel des Alters schon in der Blüthe der Jahre, einen Ezechiel, der die Gesichte Gottes sah". Giebt daher Wieland nach Verlauf von vielen Jahren noch seinem Bodmer Beweise herzlicher Zuneigung und rühmt (in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Gedichte) „die unverdiente Güte und Freundschaft, womit derselbe seine glücklichen Jugendjahre überhäuft, deren er ihn zu einer Zeit gewürdiget, wo die Welt noch nichts von ihm wufste" und gesteht mit Vergnügen ein, dafs, „wenn er einiges Verdienst habe, er es hauptsächlich dem vieljährigen vertrauten Umgange mit ihm und seinem Breitinger beimesse:" Wie könnte er es während desselben an inniger herzlicher Liebe und warmer Zuneigung zu ihm haben fehlen lassen? Wie könnte es befremden, dafs der Erkenntliche für seine Dankbarkeit gegen ihn fast keine Gränzen kannte, dafs der lenksame jugendliche Dichter sich auch der Geschmacksweise seines poetischen Mentors, auf Unkosten seiner Selbstständigkeit bequemte und in der Wahl der Gegenstände seiner Poesieen sowohl, als in der Ausführung derselben bodmerisirte, wie man's genannt hat? Das ist nicht zu streiten, nur nach langen Jahren erstlich gelang es Wielanden, sich von den Einflüssen Bodmers zu befreien, und auch in andern Weisen zu singen, als in der ätherisch-religiösen seines väterlichen Freundes. In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes zu Zürch, 1753, besorgte Wieland eine neue Auflage der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottscheedische Schule von 1741 — 1744, und begleitete sie mit einer Vorrede. Sodann schrieb er eine Abhandlung über die Schönheiten des Bodmerischen *Epos: Noah.* Die übertriebenen Lobpreisungen, die sie enthält, erklären sich aus dem Verhältnifs, in welchem der Verfasser zu Bodmern stand; ein reines unbefangenes Urtheil konnte ja die Vorliebe nicht fällen. Zu seinen acht Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, in Hexametern. 1753, begeisterten ihn die, ähnlichen

Inhalts, der Mistrefs Rowe (*Friendschip in death. London*, 1726.), und Plato, den er damals studirte. Daher man auch, wie er selbst bemerkt, den Schlüssel zu diesen Briefen in den Schriften dieses Weisen zu suchen hat. Den Jünger Bodmers erkennt man aber hauptsächlich in seiner Prüfung Abrahams. 1753. „Dieses Gedicht wurde in Bodmers Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt, woran Bodmer wechselsweise, bald an seiner Uebersetzung Homer's, bald an einer von den kleinen Epopöien, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete, und sehr wahrscheinlich würde es ohne diesen Umstand und aus selbsteigener Bewegung nie unternommen worden seyn." (Vorb. zur neuesten Ausg.) Früchte seines Studiums des Plato und des humoristischen witzigen Schaftesbury, mit dem er damals sich ebenfalls beschäftigte und an dem er seinen Geistesverwandten gefunden, sind: seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen und seine Timoclea, ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit. Seiner religiösen, man möchte aber hinzusetzen, fanatisch gewordenen und hie und da polemisirenden Muse gehören seine um 1754 — 55 erschienenen Schriften: die Sympathieen, die Erinnerungen an eine Freundin, das Gesicht des Mirza, das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, seine Hymne, insonderheit seine Psalmen oder Empfindungen eines Christen. So sehr befand sich Wielands ästhetisches Urtheil damals auf dem beschränkten Standpunkte bigottischer Intoleranz, dafs er sich auf das Unzweideutigste an die Verfolger des heidnischen Parnasses und seiner Musen anschlofs. So forderte er unter andern den Oberconsistorialrath Sack in Berlin, dem er die letzte Schrift gewidmet, öffentlich auf, „dem Verderben Einhalt zu thun, welches leichtsinnige Witzlinge, schwärmende Anbeter des Bachus und der Venus, epikurische Heiden durch ihre verführerischen Poesieen über die unerfahrnen Herzen der Jugend verbreiteten." So verwarf er selbst die unschuldigen Scherze eines Utz, als der Sittlichkeit nachtheilig, und tadelte Gleim „weil er ein Anakreon sey und Gaben, die ihn geschickt machten, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes zu singen, im Lobe einer erdichteten Phyllis verschwende". Nur Kenntnifs der Welt, Erfahrung und Menschenkenntnifs, die ihm damals eben so sehr abgieng, wie ihn offenbar falsche Muster verlockten, konnten ihn erst später, als er jene in reicher Maase gewann und von diesen durch andere bessere mehr abgezogen wurde, von dieser excentrischen Bahn abbringen, für die ihn die Natur auch nicht gebildet hatte, und seinem Urtheile diese hyperorthodoxe Strenge benehmen. Doch schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz mufste sich mehreres vereinigen, um ihn zu einer freieren, billigern und heiterern Lebens- und Weltansicht umzustimmen und von Befangenheit und Ueberspannung zu heilen. Bereits in der Mitte des Jahres 1754 hatte er Bodmers Haus verlassen und den Unterricht über die Söhne einiger

sehr angesehenen Familien übernommen. Blieb er nun zwar dessenungeachtet mit ihm noch in einigen Verhältnissen, so wurden nunmehro doch die persönlichen Berührungen seltener und Wieland von den näheren Einflüssen seines Umganges mit ihm um so freier, als ihm seine neue Lage die schönsten Lebensannehmlichkeiten gewährte, in deren Genusse er sich wohl fühlte und die älteren bei seinem Bodmer nicht mehr überschätzte. Die schöne Literatur der Franzosen, Italiener und Engländer, deren vertrautere Bekanntschaft er in seinen neuen eleganten Zirkeln suchen mufste, so wie das Studium des Xenophon, des Schaftesbury und des Euripides, das er nebenbei mit vielem Eifer fortsetzte, dies trug ebenfalls dazu bei, seinem Genius eine andere Richtung zu geben und in ihm dem Verstande die oberherrlichen Rechte über Phantasie und Gefühl zu verschaffen. Auf die Umstimmung seines Wesens wirkten endlich auf die vortheilhafteste Weise höchst angenehme Verhältnisse mit gebildeten Frauen, die er sich zu befreunden Gelegenheit fand. Wir erwähnen hier des schönen Verhältnisses, in dem er mit einer sehr geistreichen Wittwe, Gr**. in Zürch, und späterhin in Bern mit Rousseau's berühmter Freundin, Julie Bondeli, stand; denn dahin war er, nach einem vierjährigen Aufenthalte zu Zürch, als Hauslehrer zu dem Landvogte Sinner unter sehr annehmlichen Bedingungen abgegangen. Julie Bondeli war es, die ihm den Verlust seiner geliebten Sophie (durch ein Zusammentreffen der seltsamsten Widerwärtigkeiten war sie genöthigt worden, die Verbindung mit ihm aufzugeben und dem edelmüthigen la Roche sich als Gattin antrauen zu lassen) wo nicht ersetzte, doch einigermafsen vergessen machte. Aufserdem befreundeten ihn so manche andere schöne Verhältnisse in Bern wieder der Welt und dem wirklichen Leben, dafs er sich gegen seinen Zimmermann in Brugg, mit dem er in vertrautem Briefwechsel stand, unter andern nun auch also vernehmen läfst: *Je ne suis pas aussi Platonique, que vous me croyez; je commence de plus en plus à me familiariser avec le gens de ce bas-monde; j'aime le beau, le bon, le grand, le sublime, l'agreable, le joli, partout ou je le trouve. Ma morale n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins. Je vise au caractère du Virtuoso que Schaftesbury peint si admirablement dans tous ses ecrits etc.*

Nähere Bekanntschaft mit dem Schauspieler Ackermann und seiner Gesellschaft in Zürch waren die Veranlassung, dafs Wieland eine geraume Zeit sein poetisches Talent dem Drama zuwendete, und für das Theater, nach dem Englischen des Nicol. Rowe, das Trauerspiel: *Lady Johanna Gray;* aus Richardsons Geschichte Sir Carl Grandison's: *Clementina von Poretta;* und nach le Sage, aus der *Boëte de Pandora*, das Lustspiel *Pandora* bearbeitete. Die schönsten Stunden seiner Muse in Bern — und er hatte deren viele, weil er seine Hauslehrerstelle bei dem Landvogte Sinner abgegeben hatte

und das Geschäft, das er nun betrieb, mehrern jungen Leuten in der Philosophie Unterricht zu ertheilen, ihn nur wenig in Anspruch nahm — verwendete er zur Ausarbeitung der schönen Episode der Xenophontischen Cyropädie „*Araspes* und *Panthea*". „Die heitere Gemüthsstimmung, in welcher ihn seine damaligen Verhältnisse unterhielten, war nicht nur der Ausführung dieses Werkes besonders günstig, sondern machte auch die Grundlage desjenigen aus, in welcher die Idee der Geschichte *Agathon* in seiner Seele lebendig zu werden anfing und sich nach und nach ausbildete, wiewohl noch einige Jahre verflossen, ehe er an die wirkliche Ausarbeitung derselben Hand anzulegen vermögend war" (Vorb. zur N. A.). Es war in seinem Plane, die Geschichte des *Araspes* und der *Panthea* als Episode seinem Heldengedichte *Cyrus* einzuweben, wenn dasselbe noch zur Vollendung kommen sollte. In dem Anfangsjahre des siebenjährigen Krieges, 1756, hatte er die fünf ersten Gesänge davon aufgesetzt. Der allgemein bewunderte Held dieses Kriegs, Friedrich II., beschäftigte auch Wielands Geist, und bei dem sehr lebendigen Antheile, den er an ihm nahm, entwickelte sich in seiner Seele das Ideal eines vollendeten Herrschers, das er in der Person des *Cyrus* vorzustellen versuchte. Schade, daſs es ihm nicht gefallen hat, dieses Gedicht zu vollenden. Es gehört zu den besten seiner früheren Werke und beurkundet Wielands Beruf zum Epiker auf die unverkennbarste Weise.

In seiner Vaterstadt indeſs sollte vollends in Erfüllung gehen, was zum Heile unserer Literatur äuſserst wünschenswerth war, nach Lessing's Urtheile über Wielanden: „da sollte er die ätherischen Sphären verlassen und wieder unter uns Menschenkindern wandeln lernen". Im Jahre 1760 kehrte er dahin zurück, um das Amt eines Canzleiverwesers daselbst zu übernehmen. Wie wenig dasselbe zu seinen poetischen Neigungen paſste, so war es doch eben dieses zunächst, was unter andern Beschränkungen seiner neuen Lage, in der die Wirklichkeit oft unzart ihn berührte, ihn nöthigte, aus dem Kreise seiner phantastischen Ideenwelt hernieder zu steigen in den des praktischen Lebens und sich demselben mehr zu bequemen. Ich muſs, ich mag wollen oder nicht, ein Aristipp seyn, *quem omnis decuit color et status et res*, und da meine Umstände sich nicht nach mir richten wollen, so habe ich keine andere Wahl, als mich nach ihnen zu richten — so schreibt er in einem Briefe aus jener Zeit an Salomo Gesner, indem er sich über die Bizarrerie seines Schicksals, das ihn unter die Kamtschadalen von Biberach geschleppt, scherzend beklagt. Denn muthlos über die zerronnenen Ideale konnte der Energische, der Lebenslustige nicht werden. Die komisch-satyrische, über das Leben, das ihn getäuscht, heiter spottende Muse weiſs er, zu seiner Schadloshaltung zu sich, selbst in seine Aktenstube zu citiren und fröhliche Kinder der Laune muſs sie ihm zeigen. Auſserdem bot ihm die Beschäftigung mit

Schakespeare ein „*dulce curarum lenimen* und das Nepenthe dar, womit er ein süſses Vergessen der Mühseligkeiten des geschäftigen Lebens einschlürfte. Seine Uebersetzung dieses genialen tiefen Geistes (28 Schauspiele dess. in acht Bänden, von 1762 — 1766. in Zürch herausgegeben.) brach zuerst die schwierige Bahn. Eschenburg konnte nun leichter auf ihr fortgehen und Aug. W. Schlegel und H. Voſs glücklich vollenden.

Während seiner prosaischen Amtsarbeit setzte Wieland seine literarisch-poetische Neigung auf das Rastloseste fort, und blos sein eigener Bildner und Lehrer, gewannen seine Productionen nun offenbar auch an Originalität. Es sorgte indeſs der gute Genius seines Lebens, daſs er, in seinen engen Verhältnissen, der Gefahr zu verkümmern, auf immer enthoben wurde, und die heiterste Aufmunterung fand. Der Graf Stadion, kaiserl. Geheimerath und Kurmainzischer Groſshofmeister und Staatsminister, der Staatsgeschäfte und des Hoflebens müde, bezog sein in der Nähe von Biberach gelegenes, anmuthiges Landgut, Warthausen, um daselbst ungestört und im friedlichen Selbstgenusse den Abend seines verdienstvollen Lebens im Schoose der Natur zu verleben. La Roche, Kurmainzischer Hofrath, des Grafen Zögling, Freund und Gehülfe, folgte ihm mit seiner Gattin — der Jugendgeliebten unseres Wielandes — dahin. Welch' ein Wiedersehen war ihm beschieden, nach einer zwölfjährigen Trennung von ihr! Als Gattin eines Andern, und als — Mutter sollte er sie wiederfinden — die Göttin seiner ersten Liebe, das Ideal seiner Phantasien! Genug indeſs, wie überraschend auch dem Zarten, nach entflohenen Zauber holder Täuschungen, über den Götterstand der Menschen, das Reale entgegentrat, wie unsanft es ihn auch berührte, daſs er auch hier die Nothwendigkeit desselben begreifen, und sich in das neue Verhältniſs fügen lernte, in welchem er sich zu ihr nicht mehr als Geliebter, sondern nur als Freund und Verwandter, betrachten durfte. Zu seiner Schadloshaltung entwickelte dieses Verhältniſs indeſs ein anderes, für ihn nicht minder angenehmes, aufmunterndes, und für seine poetische Richtung höchst einfluſsreiches, das zwischen ihm, la Roche, und dem Grafen Stadion. Beides waren die geschliffensten, im französischen Ton und Geschmack gebildetsten Weltmänner; la Roche überdies auch als Schriftsteller durch seine geistreichen Briefe über das Mönchswesen (herausgegeben von Brechter, 4r Theil) bekannt. Beides waren Freunde alles dessen, was das Leben erhebt, adelt und verschönert, einer heitern Weltansicht und jener Philosophie zugethan, die, weil durch Erfahrung gewonnen und gebildet, hauptsächlich nur das Praktisch-ausführbare, mit Vorliebe begünstigt, das dem Verstande Einleuchtende nur ehrt, das Excentrische aber in jeder Art, in Religion, Moral und Sitten, durch geistreichen Scherz, und mit den Waffen des Witzes bekämpfen zu müssen,

gemeinet ist. Man wird es begreiflich finden, daſs Wieland, den das Leben fast auf denselben Ton gestimmt, und solchen Ansichten und Grundsätzen genähert hatte, an dem Umgange dieser Männer ungemein hohes Interesse fand, und die groſse Zuneigung erwiederte, mit der man ihm entgegen kam, und in dem Pallaste des Grafen als Hausfreunde ihm unangemeldeten Zutritt verstattete. Den Erwartungen, die sich von ihm, als genialen Dichter und Freunde der Musen, die Mitglieder des gräflichen Hauses für die gemeinschaftliche geistreiche Unterhaltung versprachen, wuſste Wieland ausreichend zu genügen. Denn was er zu Warthausen hörte und sahe, die anmuthige Lage des Schlosses, die dasselbe umgebenden geschmackvollen Anlagen, die Eleganz des äuſserlichen Lebens, die vorzügliche Gunst, mit der der Graf ihn beehrte, der Umgang mit den gebildetsten Männern, die den Grafen besuchten, mit den edelsten Frauen, die im Schlosse walteten, die freudige Theilnahme Sophiens an allem, was ihm Beifall und Neigung zuwendete, insonderheit der vertraute Umgang mit den neuesten Schriften der englischen und französischen Literatur, aus der schätzbaren Bibliothek des Grafen; das alles begeisterte ihn, umgab ihn wie stärkender Odem des Frühlings, und hob zu freieren, kühnern Schwingungen die Fittige seines Genius. Hier in Warthausen legte Wieland den Grund zu dem, worinne er sich späterhin bis zur Meisterschaft vollendet hat, und wodurch er so hohes Verdienst um unser Vaterland gewonnen; denn hier reifte er heran zum gesellschaftlichen Schriftsteller, zu einem Dichter, wie ihn seine Zeit, und vorzüglich die im französischen Ton und Geschmack gebildeten Zirkel seiner Zeit, bedurften, um sich von dem Ausländischen zu entwöhnen, und für vaterländische Dichtungen Achtung zu gewinnen. Eine glückliche Mischung von feiner Sinnlichkeit, zarter Empfindung, einschmeichelnder Lebensweisheit, Belesenheit in den trefflichsten Werken aller Zeiten und Völker, eine Phantasie, nicht sowohl durch Selbstständigkeit glänzend, aber erobernd und fähig, sich alles Eroberte als Eigenthum anzueignen und mit dem Reize der Neuheit zu schmücken, leichte gefällige Unterhaltung, eine geschmackvolle gerundete Darstellung, ein Geschmack, hauptsächlich im Umgange mit französischen und italiänischen Mustern gebildet, und in ihre Wendungen und Formen sich schmiegend. Solche Vorzüge sind es, die von jetzt an die Darstellungen Wielands immer mehr auszuzeichnen anfangen. Wie hätten sie ihm die deutsche Lesewelt nicht gewinnen, wie hätte der Vielseitige, Gewandte, Reichhaltige, der Geschmackvolle, der Witzige, ironisch Schalkhafte bei der gebildeten Welt nicht Eingang finden und ihr nicht genügen sollen? *Nadine*, eine Erzählung in Prior's Manier, 1762, *die komischen Erzählungen*, 1762—1764; *Don Sylvio di Rosalva*, ein Angriff auf Phantasterei, nach der Idee des Cervantes in *Don Quixote*, 1764, bezeichnen ihn schon in den bereits angegebenen Eigenschaften, und sind gleichsam die Erstlingsprodukte einer neuen

Epoche in Wielands schriftstellerischem Leben, in der er sich's zum Gesetz gemacht zu haben scheint, seine Muse, die früher nur in idealischen Regionen schwebend, in ideenreichen, aber uncharakteristischen Darstellungen sich zu verlieren Gefahr lief, zur Wirklichkeit zurück zu rufen und der Sphäre der Menschheit wieder zu geben. Wenn sie noch weiter geht, dem Idealen nicht selten den Krieg ankündigt, die Extreme in der platonischen Liebe, der Philosophie, in der Tugend und Religion dann und wann als Unnatur und Phantasterei spottend behandelt, wenigstens sich sceptisch bezeigt gegen das, was in der Wirklichkeit sich nicht immer nachweisen läſst: so dient zu seiner Rechtfertigung, daſs er in dem Zeitalter der "Aufklärerei" lebte und wirkte, hauptsächlich aber das, daſs er der gemeinen Wirklichkeit nimmer das Wort redete, und daſs ihn der Ernst der Empfindung nie verlieſs. Enthusiast blieb Wieland nach wie vor, nur hat er einen andern Standpunkt des Urtheils betreten, frühere Ueberzeugungen und Meynungen geändert, und mit ihnen auch den Gegenstand seines Enthusiasmus. Nicht das Uebersinnliche, aber auch nicht das Sinnliche und Gemeine, sondern ein drittes "das Natürliche" will derselbe. Religion ohne Aberglauben und Andächtelei, eine Philosophie für die Erde und die Menschen, Moral ohne Klausnersinn, Tugend ohne Menschenverachtung und Verachtung des Lebensgenusses. Auch Freude sey Tugend. Liebe, nicht die grobsinnliche, aber auch nicht die schwärmende, sondern eine dritte, in beide sich einende "die des Herzens". Man höre ihn selbst! Er spricht sich deutlich aus in einem Briefe, aus dem Jahre 1763, an Salomo Gesner: "Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluſs auf alle Zweige des menschlichen Lebens. Beide sind ihm natürlich; jene gründet sich in der aktiven, dieser in dem passiven Theile seiner Natur. Beide bringen viel Gutes hervor. Die Schwärmerei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglaube zahme, geduldige, förmliche Thiere, die in dem ordentlichen Kuhwege einherwandeln und für alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit alledem ist es doch jederzeit für sehr nöthig und heilsam geachtet worden, mit jener Triebfeder der groſsen Leidenschaften und mit dieser plumpen *vi inertiae* der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauche der fünf Sinnen immer für das beste Mittel gegen Ausschweifungen von beiden angesehen worden, daſs ich, der ich in dieser Intention eins und das andere geschrieben, in wenig Jahren für mich und meine Schriften eine Apologie werde nöthig haben, sah ich schon lange voraus. *Agathon* wird noch mehr Aergerniſs anrichten. Ich bin aber gewiſs, daſs ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. Die *Sentiments* eines Menschen bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat; aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit. Ich liebe die Tugend um deſswillen nicht weniger, weil sich

meine Metaphysik geändert hat, und billige deswegen keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Predigertone dagegen eifere."

So hat ihn auch Göthe und Herder gefaſst. Ersterer sagt von ihm: „Gar viele Menschen sind an ihm irre, noch jetzt, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daſs der Charakter sich nur durchaus auf's Practische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich immer gleichern Mann gegeben, als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überläſst, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigt er eben dadurch die Festigkeit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meynungen, aber ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, nie mit seinen Gesinnungen. Sehr unzeitig „urtheilt Herder über ihn", hat man ihn mit Voltaire verglichen, der bei dem hellsten Kopfe und der schlauesten Gewandtheit, doch nur ein witziger Satyr war, und zwar im Grunde nur in Einer Manier des Witzes, die er tausendfach zu verändern, und nach dem Geschmack seines Zeitgeistes, ja wohl möglich jeder Person in demselben zu modificiren wuſste. Die Muse unseres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt, die er annimmt, einen edlern Zweck hatte, als blos zu amusiren: Ein ächter Jünger jener alten *gaya ciencia*, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sicilien oder Salerno, in's Faſs des Diogenes oder an die Tafelrunde nach Bagdad oder in's Feenland geleitet. Der Geist der sokratischen Schule verläſst ihn selten, denn seine oft miſsverstandene Philosophie ist am Ende doch Weisheit des Lebens." (S. W. zur sch. L. u. Kunst. B. 7. S. 393).

Das ist nicht zu leugnen, die Verschiedenheit zwischen den frühern und spätern Producten der Wielandischen Muse ist groſs, ist unendlich auffallend, sie ist's in dem Grade, daſs man auf die Vermuthung gerathen möchte, sie gehörten nicht Einem und demselben Verfasser an. Welch' ein Flug der Phantasie in die Regionen des Uebersinnlichen! Welch' eine schwärmerische Begeisterung für das heilige Ernste, für Gegenstände der Religion und Moral! Welche Paradiese der Unschuld in den frühern Schriften aus seiner Jugendperiode! Und umgekehrt, wie gern redet derselbe Wieland in seinen spätern Schriften der Scepsis das Wort! Wie gern beschneidet er nicht dem Enthusiasmus die Flügel! Wie vorliebig idealisirt nicht die Darstellung das Sublunarische, den Genuſs und die Freuden der Wirklichkeit, und die practische Weisheit, die sich in sie zu finden versteht! Nein! zu leugnen ist dieser Uebergang keinesweges; nur ist er weder wun-

wunderbar zu nennen, noch weniger unbedingt zu tadeln. Wer kann dem Conflicte mit der Sinnenwelt ausweichen? Und welcher Enthusiast ist nicht in gleichem Grade vorsichtiger, besonnener und nüchterner geworden, in welchem er früher geschwärmt, in welchem die Wirklichkeit die trüglichen Zauber der Phantasie zerstreut hatte?

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt.
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.
Er ist dahin der süfse Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rohen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war!

Welcher Mensch, ich frage nicht ausschliefslich: welcher Dichter? hat nicht mit Schiller dieselben Erfahrungen am Schlusse der Jugendzeit gemacht? — und sich späterhin an das angehalten, „was von all' dem rauschenden Geleite übrig bleibt und bis zum dunkeln Grabe liebend bei uns beharret?“

Nach den besondern Erfahrungen, die unser Wieland gemacht, dürfte es daher wohl seine eigene Ueberzeugung gewesen seyn, was er im *Agathon* den weltklugen Hippias zum schwärmerischen Jüngling sagen läfst (*Agath. I*, 111.): „Du wendest die Stärke deiner Seele an, dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen und beschäftigst deine Einbildungskraft mit aufserwesentlichen Gegenständen, die du nur in der Einbildungskraft siehst und nur im Traume geniesest. Die Vergnügungen, die die Natur dem Menschen zugetheilt hat, sind für dich Schmerzen, weil du dir Gewalt anthun mufst, sie zu entbehren, und du setzest dich allen Uebeln aus, die sie uns vermeiden lehrt. Dein Uebel entspringt aus deiner Einbildungskraft, welche dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der dein Herz verblendet und ein falsches Licht über das, was wirklich ist, ausbreitet; von einer dichterischen Einbildungskraft, die sich beschäftigt, schönere Schönheiten und angenehmere Vergnügungen zu erfinden, als die Natur hat. Um weise zu seyn, hast du nichts weiter nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin, und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Bilde dir auf etliche Augenblicke ein, dafs du den Weg zur Glückseligkeit erst suchen müfstest; frage

die Natur, höre ihre Antwort und folge dem Pfade, den sie dir vorzeigen wird!" Dafs sodann auch bei ihm, wie bei seinem *Agathon* (in welchem Wieland im Grunde nur sich selbst schildert), jemehr er diesen Pfad verfolgt und jener Weisheit, die Sokrates vom Himmel auf die Erde gebracht, Gehör giebt, der Ernst seines Wesens einer gewissen Munterkeit Platz gemacht, die ihm vieles, was er ehemals gemifsbilligt hatte, in einem günstigern Lichte zeigte (*Agath. I.* 236.), dafs seine Sittenlehre freier und gefälliger und er immer mehr aus einem schwärmerischen, auf aristophanischen Wolken herumschwebenden, spekulativen Platoniker ein praktischer Aristipp wurde, und eine Philosophie, die die höchste Glückseligkeit in Beschauung unsichtbarer Schönheiten setzt, gegen ein praktisches System vertauschte, welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen und ihr Aussichten in die bessere Welt eröffnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen zu machen: Wer will dies tadelnswerth finden, wer mufs es nicht vielmehr loben, dafs er, die alte Bahn verlassend, mit Eifer einer Lehre anhing, die durch das Erhabenste und Beste, was wir von Gott, von der Welt und unserer eigenen Natur und Bestimmung zu denken fähig sind, unsere Leidenschaft reinigt, unsere Gesinnung verschönert und, was das Wichtigste ist, uns von der tyrannischen Herrschaft pöbelhafter Begriffe befreit, welche die Seele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch und sklavenmäfsig machen, jede edle Neigung, jeden grofsen Gedanken abschrecken und ersticken und doch darum nicht weniger von politischen und religiösen Demagogen unter dem gröfsten Theile unseres Geschlechts (aus Absichten, woraus diese Herren billig ein Geheimnifs machen) eifrigst unterhalten werden? (*Agathon III.*, 191).

Offenbar haben wir bei diesem Tausche auch nur gewonnen. Der jugendliche Dichter war in seinem ätherischen Fluge keinesweges auf dem Gebiete, das ihm eigentlich die Natur angewiesen. Wie viel Schönheiten die Schriften seiner erstern Periode auch haben mögen, dennoch sind sie Früchte eines noch nicht gereiften, mit sich selbst ganz versöhnten Geistes; die spätern erstlich zeichnen sich aus durch Reife des Urtheils, durch vielseitigen, interessanten Gehalt und durch vollendetere, kunstvollere Darstellung. *Agathon* gehört zu diesen vollendeten Arbeiten unsers Dichters. Die erste, in zwei Bänden, 1766, herausgekommene Ausgabe dieses Werkes ist fragmentarisch; die letzte in drei Bänden (1794) hat aber alle Lücken ausgefüllt. Das dem Werke vorgesetzte Motto „*quid sapientia et virtus possit*" darf nicht zu dem Schlusse verleiten, als hätte der Dichter ein Muster der Tugend und Weisheit aufstellen wollen; seine Absicht, wie er selbst erklärt, ging vielmehr dahin, „in dem Beispiele seines Helden zu zeigen, nicht was die Tugend und Weisheit an sich selbst sey, sondern wie weit es ein

Sterblicher durch die Kräfte der Natur in beiden bringen könne, wie viel die äusserlichen Umstände an unserer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unserer Weisheit oder Thorheit Antheil haben, und wie es wohl nicht möglich sey, anders, als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, hauptsächlich aber durch gute Beispiele und Verbindungen mit weisen und guten Menschen, selbst ein guter nnd weiser Mensch zu werden". Der Thatsache, dass Wieland, wie bereits gesagt ist, in diesem Romane seine eigene Seelengeschichte aufgezeichnet, ist es zuzuschreiben, dass der Dichter dieses Werk mit solcher Vorliebe bearbeitete, mit dieser innern Wahrheit, wodurch er sich auszeichnet, ausstatten konnte, und nur dann erstlich den Schlussstein des Ganzen — jenes merkwürdige Gespräch (im dritten Theile) mit Archytas hinzufügte, als er, mit sich selbst auf's Reine und über alles Schwanken der innern Ueberzeugung hinaus, die Philosophie bestimmt aussprechen konnte, für die er sich entschieden. Durch das Ideale der Dichtung, durch die Mannigfaltigkeit der Scenen, die Trefflichkeit der Charakterschilderungen, durch treffliche Haltung des griechischen Costums, durch die Zartheit und den Adel, die Stärke und Lebhaftigkeit der Gefühle, durch die über das Ganze verbreitete Anmuth ist dieses Werk die Krone seiner Arbeiten im Fache der Romane, so wie es zu den vorzüglichsten gehört, die unsere Literatur in dieser Dichtungsart aufzuweisen hat (Vergleiche Eichhorns Literaturgeschichte, 4ter Band.).

In den Dichtungen, die Wieland mit seinem *Agathon* gleichzeitig bearbeitete, oder kurz darauf folgen liess, ist er ganz — *Erotiker.* Nicht, wie man so oft gesagt hat, Nachahmer eines Ovid, eines unkeuschen Crebillon, Voltaire, Laclos und anderer Franzosen, die nur in Wollust die Liebe setzen und, während sie darauf ausgehen, durch verführerisch-sinnliche Darstellungen und nackte Gemählde die Theilnahme der Leser zu bestechen, offenbar dem sittlichen Gefühle zu nahe treten und die keusche Empfindung beleidigen. Seine erotischen Schilderungen haben niemals materielle Tendenz und beleidigen auch nicht das sittliche Gefühl (mit Ausnahme einiger früheren, besonders in seiner *Nadine*). „Der unsterbliche Verfasser des *Agathon*, des *Oberon* — sagt Schiller (über naive und sentimentale Dichtung) — darf nicht in so schlechter Gesellschaft genannt werden. Ich erkenne den vorherrschenden Ernst der Empfindung. Selbst die muthwilligsten Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens. Selbst in den Rythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräge, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem höchsten wieder emporzutragen." „Welche Abschweifungen der Phantasie — so urtheilt ferner Frau von Staël über Wielands erotische Poesien — er sich auch erlaubt haben möge, so kann man

in ihm doch das wahre Gefühl (*Sensibilité veritable*) nicht verkennen; oft hat er die gute oder schlimme Absicht, mit der Liebe Scherz zu treiben; allein eine ernste Natur hindert ihn, sich keck dem Scherze zu überlassen. So gleicht er dem Propheten, welcher seegnet, statt zu fluchen; er hört mit Zärtlichkeit auf, wenn er mit Ironie anfing." Er scheint sich's vielmehr — weit entfernt, der idealen Liebe Hohn zu sprechen — zur Aufgabe gemacht zu haben, diese Königin der Welt, diese auf die Glückseligkeit des Einzelnen, wie der ganzen menschlichen Gesellschaft so einflufsreiche Neigung, in ihren verschiedenen Gattungen, Abarten, Perioden, abwechselnden Charakteren und in ihren Verirrungen historisch, so wie er sie in dem wirklichen Leben fand, darzustellen und sie mit philosophischem Auge, mit naturhistorischem Interesse behandelt zu haben. (Vergl. Grubers Schilderung Wieland's. 1r Thl. S. 220 ff.)

Die bekannte milesische Fabel von *Amor* und *Psyche* aus dem goldenen Esel des *Apulejus*, die schon in den frühesten Jahren des Dichters mit einem ganz eigenen Zauber auf seine Seele gewirkt hatte, bildete sich nach und nach in seiner Phantasie zu einem idealischen Traumgesicht einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Seele, mit dessen Abbildung er viele Jahre lang umging, ohne zu dieser besondern feinen Stimmung des Gemüths und dieser äufserlichen Ruhe und Muse gelangen zu können, welche ihm zur Ausführung und wirklichen Darstellung des ihm vorschwebenden Ideals nothwendige Bedingung zu seyn schien. Ohnstreitig hätte er in dieses Gedicht seine ganze Theorie über die Liebe niedergelegt. Aber die gelegene Zeit zur Ausführung kam ihm nicht. Andere Plane bemächtigten sich seiner Einbildungskraft, doch jenes Stoffes war er zu voll, als dafs er sich desselben auf immer hätte entschlagen können; so wurde denn ein Theil desselben, woraus das projectirte Werk hätte gewebt werden sollen, nach und nach im *Idris*, im *Neuen Amadis*, in den *Grazien* verarbeitet; aus einem andern Theile entstand die Erzählung *Aspasia* und von dem, was das erste, zweite, dritte und vierte Buch von *Psyche* ausgemacht haben sollte, erhielten sich blos die einzeln herausgekommenen Bruchstücke von *Psyche* (vergl. Vorb. z. neuesten Ausg.). So wurde diese Idee die Mutter vieler Schöpfungen, in denen Amor sein munteres fröhliches Wesen treibt „und der muthwillige Geist Capriccio seine humoristischen Sprünge" versucht. Im *Idris* und *Zenide* (romantisches Gedicht in fünf Gesängen, 1767, unvollendet.) stellt der Dichter den Kampf der platonischen mit der sinnlichen Liebe dar. *Musarion*, oder die Philosophie der Grazien, 1768, rechtfertigt den Genufs der Liebe gegen stoische Apathie und platonische Schwärmereien. In den Grazien, 1770, vertheidigt der Dichter gegen den blosen Gesellschaftsgenufs, die durch den Einflufs der Huldgöttinnen veredelte Liebe. Im *Neuen Amadis* behandelt er den Satz: „Auch ein schöner, gebildeter Jüngling

könne zu einem körperlich häſslichen, aber an Geist und Herz schönen Mädchen einige Zuneigung fassen". Doch nur Spiele seiner Einbildungskraft, nur Spiele mit seiner Muse nennt Wieland diese Dichtungen, „mehr zu seinem eigenen Vergnügen aufgeschrieben, als um damit Ruhm und Beifall bei Andern verdienen zu wollen, was auf die Wahl und Behandlung des Stoffes einen Einfluſs gehabt, der zur Nachsicht berechtigen müsse. Was ein bloser Einfall gewesen, sey durch das Vergnügen, das mit einer nicht ganz unglücklichen Bekämpfung vieler Schwierigkeiten verbunden, unvermerkt zu einer sehr angenehmen Beschäftigung geworden." Aus diesem Gesichtspunkte will er diese erotischen Poesien vorzüglich betrachtet wissen. Bedürfte er übrigens auch darüber einer weitern Rechtfertigung, daſs er in den Plan derselben zuweilen auch lüsterne Schilderungen aufgenommen: so giebt sie der Umstand, daſs diese doch nur um des Contrastes willen, oder als Versuchung dastehen und zum Plane gehören, daſs er hierbei die Grazien doch niemals beleidigt und von delikaten Gegenständen auf eine Art zu sprechen verstand, als könnte Niemand an ihnen Anstoſs und Aergerniſs nehmen. Wem dies indeſs nicht genügen will, der möge wenigstens die Dichtung von dem Dichter trennen und von jener keinen voreiligen, nachtheiligen Schluſs auf den sittlichen Charakter desselben sich erlauben; denn der Dichter des Musarion und der Grazien war ein sittlich-reiner, jungfräulich-keuscher, kindlich-guter Mensch und sagt die vollkommene Wahrheit, wenn er von sich bekennt „daſs er weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andere, über die Laster, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken, natürlichen Hang hat, Betrachtungen zu machen, und daſs über die Keuschheit in und auſser der Ehe wohl nicht leicht jemand so orthodox, wie er, denken könne. (Siehe Unterred. mit dem Pfr. XX. 30r B. s. Schr.)

Noch hatte der unschuldige, im wirklichen Leben nie unkeusche Mann, wie viele Partieen zur Verheurathung ihm auch vorgeschlagen wurden, nicht gewählt. Da er nach dem Tode seines Bruders der Einzige von seiner Familie war, so lieſsen es seine lieben, alten Eltern an Aufmunterung hierzu nicht fehlen. Seine Neigung entschied sich endlich für eine Tochter des in der merkantilischen Welt nicht unbekannten Kaufmanns Hillenbrand zu Augsburg. „Meine junge Gattin — so schreibt er an Sal. Gesner — die ich mir von meinen Eltern und guten Freunden habe geben lassen, ist ein liebenswürdiges Geschöpf; eben nicht schön, aber doch so ungekünstelt und unschuldig als Ihre *Melida*. Sie hat noch neun Geschwister und ist also nicht reich, ob sie gleich von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wittfrau würde. Das, um was es mir zu thun war, ist ihre Person. Von schimmernden Eigenschaften hat sie wenig, auf sie indeſs habe ich (vermuthlich weil ich An-

lässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl meiner Ehegattin nicht gesehen. Für mein Herz ist sie gewählt und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Wesen; hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat; eine Prätension, die man bei grofsen Schönheiten vergeblich macht." Diese Sprache über seine Gattin führte Wieland indefs nicht blos in den ersten Honigmonaten seiner Verbindung mit ihr, in welchen er sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und mit einem Feuer liebte, das selbst seinen erotischen Dichtungen sich mittheilte, und namentlich, nach seinem eignen Geständnifs, der Ausarbeitung der *Idris* nicht ungünstig zu statten kam; seiner liebenswürdigen, klugen, ihm jeden Wunsch am Auge absehenden Gattin, ihrer Engelsgüte ertheilte er, so lange er lebte, die lautesten Lobsprüche. Er nennt sie seinen Schutzengel, die alles Widerwärtige von ihm abgehalten, die ihm durch ihre anspruchslose Treue und Pflege das Bittersüfse des Lebens mit Blumen bestreut, in deren freundlichen Nähe das Leben ihm angelacht, die glücklichen Stunden der Muse für seine Dichtungen gekommen und bekennet „Nie in seinem Leben habe er etwas so sehr, als sie, geliebt".

Glücklich im Besitze einer so liebenswürdigen Gattin, glücklich in sich, im Schaffen seiner lieblichen Poesien und in dem Vergnügen, dafs er Andern durch sie bereitete, in den Freuden und Aufmunterungen, die er im Hause des Grafen zu Warthausen fand, verlebte Wieland äufserst frohe, heitere Jahre zu Biberach. Eine Gränzstreitigkeit dieser seiner Vaterstadt mit dem benachbarten Grafen, bei welcher Wieland seine patriotische Schultigkeit zu thun keinen Anstand nahm, zog ihm indefs die Ungnade seines Gönners auf eine Zeitlang zu. Nach zwei Jahren wurde zwar das gute Vernehmen wieder hergestellt, bald darauf aber entfernte sich der Graf auf ein anderes seiner Güter, auf welchem er im Jahre 1768 starb. In so fern dieser Umstand ihn nun ganz von allem gebildeten Umgange, von allem, was ihn mit der gelehrten und politen Welt in Verbindung brachte, ausschlofs, und seiner poetischen Lebensweise mehr als eine Stütze raubte, dürfen wir es als ein sehr günstiges Ereignifs ansehen, dafs ihm durch den Grofshofmeister des Kurfürsten von Mainz, Freiherrn von Grofsschlag, dem er in Warthausen bekannt geworden, der Ruf als Regierungsrath und Professor primarius der Philosophie an der Universität zu Erfurt zu Theil wurde. Nach dem Willen des ehrwürdigen Kurfürsten Emmerich Joseph, sollte nämlich die alte, tiefgesunkene Academie zu Erfurt wieder von neuem belebt werden. Riedel, der nicht unberühmte Verfasser einer Theorie der schönen Wissenschaften und der Briefe an das Publikum, wurde deswegen von Jena dahin abgerufen. Friedr. Bahrdt, der in Leipzig sich nicht mehr halten konnte, fand hier deshalb eine bereitwillige Aufnahme. Auch Meusel gehörte unter die

neuangestellten Professoren; auf Wielandes ausgezeichneten Ruf rechnete man aber hierbei ganz vorzüglich. Selbst in der Unterhandlung mit ihm gab man zu erkennen: „Man wünsche ihn seines Namens halber und sey zufrieden, wenn er nur komme, sollte er auch gleich nichts anders thun, als da seyn und machen, was ihm gefalle." Wie hätte er in seiner Lage anstehen dürfen, dieser eben so ehrenvollen, als seinen Talenten und Neigungen neue Nahrung versprechenden Einladung Folge zu leisten? Doch keinesweges fand er seine Erwartungen befriedigt. Mit dem redlichsten Vorhaben, nach allen seinen Kräften zur Verbesserung des mangelhaften Instituts beizutragen, begann er daselbst zu wirken; doch Neid und Cabale setzten ihm die ärgerlichsten Hindernisse in den Weg. Voll fanatischen Eifers verschrie das alte academische Corpus den Neuerer, und trat, je mehr es sich, durch die Auszeichnungen, die demselben und seinen Freunden, den übrigen neuangestellten Professoren, von Seiten des Kurfürsten und seiner würdigen Räthe, zu Theil wurde, zurückgesetzt fühlte, gegen ihn in desto wüthendere Opposition. „Wolle der Himmel nicht, so schreibt er von Erfurt aus seinem Gesner, dafs meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute? *Bona verba quaeso*! Was für ein Thaumaturg müfste ich seyn! u. s. w." Jemehr ihm nun die hohen, wie die niederen gesellschaftlichen Zirkel in Erfurt widerten, desto mehr zog er sich von ihnen zurück in die schöneren, glücklicheren Regionen seines häuslichen und seines poetischen Lebens. Im Umgange mit seinen Kindern (zwei Töchter hatte ihm seine Gattin geschenkt), und mit den Musen fand der Genügsame in sich Reiche, heitere, den reichsten Ersatz für die Entbehrung gesellschaftlicher Freuden. Er hatte nicht sobald den neuen Amadis und die Grazien, die er in Biberach begonnen, hier vollendet, als er schon Pläne zu neuen Arbeiten entwarf. Das Aergernifs, das die Erfurter Orthodoxen an seinen erotischen Spielen genommen, und der Eifer, mit dem sie den Verfasser des *Idris* und *Amadis* als einen Unreinen, als einen Greuel verabscheuen zu müssen wähnten, gab Wielanden zu der witzigen und höchst schalkhaften Dichtung: „der verklagte Amor" 1772 Veranlassung, und die Iden. Auch sein Nachlafs des Diogenes von Synope, mag seinen Ursprung ähnlichen Anregungen verdanken. In beiden rechtfertigt Wieland mit dem heitersten, anmuthigsten Humor seine erotische und komische Dichterlaufbahn, und den verkannten Cynismus seines Strebens. „Ein Sonderling zwar ist mein Diogenes, aber ein so gutherziger, frohsinniger, und — mit Erlaubnifs zu sagen — ein so vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag, und gewifs, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas besseres zu seyn wünschen, als ein solcher Diogenes." (Vorber. z. N. Ausg.). Wer unterschreibt

nicht dieses Urtheil, der dieses humoristische Werk gelesen, wer freut sich nicht der heiteren Rechtfertigung, und söhnt sich vollkommen aus, mit dem Verfasser? Auch Combabus 1771. ist eine Frucht einiger genialen Stunden. Der Hauptstoff, „das syrische Märchen vom Combabus", ist aus Lucian's Nachrichten von der syrischen Göttin, die Ausführung zart und züchtig, so wie es wohl nicht leicht ein anderer Dichter, so sehr als Wieland, verstand, delikate Gegenstände gefällig zu verschleiern. Nicht zu übersehen ist's indefs, wie Wieland, während seines Aufenthalts zu Erfurt, die Laufbahn als erotischer Dichter nach und nach verläfst, und sich immer mehr auf die Seite der Philosophie hinneigt. Der verklagte Amor ist die letzte Dichtung jener Art; was er nunmehro schreibt, hat eine philosophischere Richtung. Sein Beruf als Professor der Philosophie, und besondere Anregungen jener Zeit mochten sie hervorrufen und ihn zu ernsthafteren Untersuchungen wecken. Rousseau's interessante, der Academie zu Dijon übergebene Preisschrift: von der Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften, dessen Abhandlungen über den Naturzustand des Menschen, über den Ursprung der Ungleichheit unter ihnen, welche damals alle Welt in Bewegung setzten: solche Parodoxieen schlugen zu sehr in sein philosophisches Fach ein, als dafs er sie nicht aller Aufmerksamkeit hätte würdigen sollen. Sie führten ihn zu einem besondern Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen. Beiträge zu derselben sind: sein kleiner Roman *Koxkox* und *Kitzequetzel*, 1769. 70, worinne er Rousseau mit Voltairischem Witze bekämpft; desgleichen drei andere an denselben gerichtete Abhandlungen: 1) Betrachtungen über Rousseau's natürlichen Zustand, 1770. 2) Ueber den Versuch, den wahren Stand der Natur zu entdecken, nebst einem Traumgespräche mit Prometheus 1770. 3) Ueber die Behauptung, dafs ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey. Nicht von der Rückkehr der Menschen in den rohen Naturzustand, meint Wieland in diesen Schriften, sey Heil und Besserung für sie zu erwarten; diese angepriesene Rückkehr würde zu noch weit fürchterlicheren Uebeln führen, als jemals selbst der allerverderbteste gesellschaftliche Zustand erzeugen könne. „Nur eine weisere Gesetzgebung! Nur eine Staatseinrichtung, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die des Staates sind, und allen Verderbnissen der Menschheit werde gründlich abgeholfen." Mit um so freudigerer, inniger Verehrung hing sein Herz an dem Helden, der beides zu geben versprach, und durch das, was er bereits gethan, zu den schönsten Erwartungen berechtigte, an dem edlen, vorurtheilsfreien Kaiser Joseph. An seinem Theile kräftig für die grofsen, durchgreifenden Plane dieses menschenfreundlichen Herrschers mitzuwirken, schrieb er seinen goldenen Spiegel, oder die Könige von Schesian, 1774. 4 Theile. eine Art von summarischen Auszug des Nützlichsten, was die Grofsen und Edeln einer

einer gesitteten Nation zu lernen haben, ein Werk, das unter dem Vehikel einer ergötzenden Erzählung grofse, freimüthige, zum Theil kühne Wahrheiten den Edeln und Grofsen unserer Nation unter die Augen stellt." Als Anhang zu dem goldenen Spiegel gab er einige Jahre später die Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender (1775) heraus. Wie die vorgenannten philosophisch-politischen Schriften weist auch diese auf das Grundübel der menschlichen Gesellschaft hin „Unterdrückung" und die aus ihr hervorgehende Ueppigkeit auf der einem, und Armuth auf der andern Seite, und zieht gegen alle Sultane und Bonzenschaft mächtig zu Felde. Was er durch diese Schriften gewirkt, und wie viel er durch sie zum Sturze alter, eingewurzelter Vorurtheile im Staatsleben, insonderheit zum Sturze des Aberglaubens, gegen welchen der damalige Zeitgeist überhaupt im Aufstande war, wer kann dies berechnen? Aber grofs ist sein Antheil, mächtig und eingreifend seine Wirksamkeit bei jenen merkwürdigen Bestrebungen seines Zeitalters, und um so bedeutender sein Verdienst, als er sich in jenen Kämpfen immer mit einer Mäfsigung benahm, die nie zu weit gieng und das Heilige in der Religion nicht anzutasten wagte. „Sie war ihm ein moralisches Bedürfnifs der Menschheit, dessen Wurzeln so tief in unserer Natur lägen, und gleichsam mit allen Fasern derselben verschlungen wären, dafs man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen erst zerstören müsse." Seine Ausfälle und Witze galten nur den Bonzen und Yafaous, nur den Schlacken und falschen Zusätzen des Glaubens (vergl. s. Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. Deutscher Merk. 1789. 2 B.).

In Erfurt konnte indefs Wieland nicht lange wirken, ohne der regierenden Herzogin von Weimar, Anna Amalia, dieser erhabenen Gönnerin der Künste und Wissenschaften, bekannt zu werden. Bereits nach dem frühzeitigen Tode ihres fürstlichen Gemahls, des Herzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach, Ernst August Constantin (1758), hatte sie das als Regentin des Landes übernommene Staatsruder mit Weisheit und Muth geleitet, und dabei zugleich für die Erziehung und geistige Bildung ihrer zwei hoffnungsvollen fürstlichen Söhne, nicht ohne den glücklichsten Erfolg, mütterliche Sorgfalt getragen. Für die schon Erwachsenen und Herangebildeten sahe sie sich nun nach einem Freund und berathenden Mentor derselben um, der das Werk ihrer Mutterpflege vollende. Ihre Wahl fiel auf Wielanden, der als Herausgeber des goldenen Spiegels seinen Beruf zum Rathgeber und Erzieher fürstlicher Söhne nicht minder, wie Fenelon durch seinen Telemaque, dokumentirt hatte. Freiherr von Dalberg, damals Statthalter und Coadjutor in Erfurt, vermittelte das weiter Nöthige in dieser Angelegenheit.

Unter den unzweideutigsten Ausdrücken der Zufriedenheit mit seinen Diensten, seines zeitherigen Postens entlassen, gieng Wieland im October 1772 mit dem Charakter eines S. Weimar. Hofraths, einem jährlichen Gehalte von 1000 Rthlr., und, nach vollendetem Erziehungsgeschäfte, einer lebenslänglichen jährlichen Pension von 600 Rthlr., zu seiner neuen Bestimmung nach Weimar ab. Die freundlichste Aufnahme und Behandlung am Hofe, die innigste Zuneigung seiner fürstlichen Zöglinge, die zuvorkommenste Hochachtung und Freundschaft ausgezeichneter Geister, welche um die geistreiche, kunstliebende Fürstin schon damals in Weimar sich gesammelt und vereinigt hatten: das alles wurde ihm in solcher Maase zu Theil, dafs er sich an diesem Orte gar bald heimisch fühlte, und zufrieden mit seinem heitern Loose jeden Gedanken an eine Veränderung seiner Lage aufgab. Nach der Kaiserstadt Josephs, nach Wien, waren früherhin nämlich seine Wünsche gerichtet; denn von dorther erwarteten die Guten das Heil des deutschen Vaterlandes, von dorther auch den Flor der deutschen Kunst und Wissenschaft, da Friedrich II. in seinem Berlin nur die Ausländer begünstigte. „*Je serai toujours aux ordres de Joseph II. mon souverain nè, dés qu'il lui viendra en tête de m'avoir. C'est mon Tifar, c'est mon Heros, je l'aime, et c'est un sentiment, qu'il partage avec bien peu de Potentats*“, so schrieb er seinem Riedel nach Wien, als er ihm seinen Abgang nach Weimar meldete; je mehr ihm aber daselbst die freieren, heiteren, aufmunternden Verhältnisse zusagten, und je weniger in Deutschlands Hauptstadt Intoleranz, Vorurtheil, Mangel an Prefsfreiheit für die Sache der Kunst und Wissenschaft geschehen liefs, desto bereitwilliger wurde er, seinen dorthin gestellten Erwartungen zu entsagen, und an seinem Theile kräftig zu den Wirkungen beizutragen, die für Literatur und Kunst von der unbedeutenden Stadt an der Ilm aus sich über ganz Deutschland wohlthätig zu verbreiten anfiengen.

Für das Theater dichtete er zwei Singspiele: die Wahl des Hercules, zum 17ten Geburtstage seines fürstlichen Zöglings, 1773 in Weimar zum ersten Mal aufgeführt, und Alceste, Singspiel in 5 Aufzügen, 1773. von Anton Schweitzer meisterhaft in Musik gesetzt, wurden diese Stücke von ganz Deutschland mit dem lautesten Beifall aufgenommen, so wie sie denn noch jetzt zu den besten gehören, was wir in dieser Gattung besitzen. Ein anderes Unternehmen, dem er sich gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar, zum Heile unserer Literatur, unterzog, war die Herausgabe des Deutschen Merkurs, einer Monatsschrift, die er nach der Idee und dem Muster des damals ungemein geachteten *Mercur de France*, vom Jahre 1773 bis 1789 besorgte, und unter dem Titel: „Neuer Deutscher Merkur“, mehrere Jahre allein, und nachher mit Beihülfe des Hofrath Böttgers bis 1805 fortsetzte. Wir sagten zu wenig,

wenn wir dieser Zeitschrift nur nachrühmen wollten, dafs sie gar bald ihr französisches Muster an Gehalt übertraf; ein bedeutenderes, reichhaltigeres Journal hat wohl nicht leicht eine Nation aufzuweisen, und schwerlich dürfte sich unter dem Schwalle der neuern demselben eins an die Seite stellen. Der Merkur war so wenig eine blos periodische Schrift, dafs er noch immer bleibenden Werth hat, und für den Forscher unserer Literaturgeschichte unentbehrlich zu nennen ist. Sehr ausgezeichneter, gelehrter Mitarbeiter hatte derselbe sich zu erfreuen, und im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Politik wurde fast nichts Neues ersonnen und entdeckt, was nicht in diesem gelehrten Magazine geistreich wäre besprochen worden. Wieland selbst lieferte wahrhaft unschätzbare und die meisten Beiträge. Man erwäge, dafs Wieland, vieles ungerechnet, was der eilende Merkur im Fluge mitgenommen, dennoch aus demselben an 16 Bände gezogen, und in die Sammlung seiner sämmtlichen Schriften mit aufgenommen hat! — An Anfechtungen und literarischen Fehden konnte es ihm, als Herausgeber einer literarischen Zeitschrift, natürlich nicht fehlen, wie liberal und friedliebend, wie wenig er auch geneigt war, jedem seine Ueberzeugung und kritische Ansicht mit Gewalt aufdringen und das letzte Wort behalten zu wollen. Aber er mufste doch critisiren; seine eigenen Ueberzeugungen ohne Hehl aussprechen, seine ästhetischen und philosophischen Prinzipien — und er hatte, wie wir wissen, seine eigenen — offen darlegen: konnte er's da allen Recht machen? Konnte er, wie vielseitig er auch war, jede Berührung mit den verschiedenen tonangebenden Kunstpartieen vermeiden? Wir übergehen seine Händel mit dem berühmten Göttinger Dichterverein, der gleichsam unter Boie's Leitung zwischen Berger, Hölty, Vofs, den Grafen Stollberg und Andern bestand, und für die ernsthafte Muse Klopstocks begeistert, Wielands ironisch-scherzende und anmuthige geringer schätzte; um einer andern, sehr folgereichen Streitigkeit zu gedenken, in die er mit der sogenannten Oberrheinischen Partei gerieth, zu der, aufser Herder und Göthe, Lenz, Klinger, Schlosser und Wagner gehörten. Bei aller Verehrung, welche diese gegen Wielanden als Dichter hegten, harmonirten sie doch deswegen nicht mit ihm „weil er ihren damaligen Abgott Schakespeare, in den Noten zu seiner Uebersetzung, hie und da getadelt, aufserdem auch sich gegen ihre Lieblinge, die Griechen, erklärt, und in seiner Alceste griechische Helden und Halbgötter, nach moderner Art gebildet, und dazu in seinen, dem Merkur eingerückten Briefen über diese Oper, diese Behandlungsweise allzupartheiisch hervorgehoben." (Göthe aus s. Leben. 3r B. S. 498.). Dies alles gab Göthen, der überdies durch eine schiefe Beurtheilung seines Götz von Berlichingen im Merkur gereizt seyn mochte, die Veranlassung zu seiner satyrischen Farçe: Götter, Helden und Wieland. Man sollte glauben, dagegen wäre Wieland heftig geworden, wie er es denn auch wohl dann und wann mit Leidenschaft

werden konnte; allein in dem, was er dagegen that, ist nicht eine Spur eines gereizten Gemüthes. Er empfiehlt vielmehr dieses Spottgedicht in seinem Merkur als ein Meisterstück von Persiflage, und weiſs sich durch geistreichen Scherz aus dem Handel zu ziehen. Aber der Streit hatte groſses Aufsehen gemacht, und beschäftigte das Publikum um so mehr, je höher es beide Dichter im Ansehen hielt. Auch den Zöglingen Wielands, den beiden genialen Prinzen von S. Weimar blieb er nicht unbekannt. Auf den Aristophanes ihres Mentors aufmerksam, suchen sie, während ihres Aufenthaltes zu Frankfurt, auf einer nach Frankreich begonnenen Reise, dessen Bekanntschaft, und schenken ihm ihre Zuneigung. Kaum hatte daher der kunstliebende Carl August 1775 die Regierung seines Landes, nach erhaltener *venia aetatis*, angetreten, als er seinen Göthe für Weimar gewinnt, welcher es wiederum vermittelt, daſs dahin auch Herder gerufen wurde. Gar bald war des Miſsverhältnisses und der alten Fehde vergessen, und allen Freunden der Kunst war die Freude vergönnt, drei der gröſsten Geister unsers Volks unter den Flügeln eines edlen Fürsten in Liebe und Freundschaft und zu gemeinsamen Streben für die Ehre des deutschen Geistes an Einem Orte vereinigt zu sehen. Hatte die Gunst des Schicksals ohnedies schon für Weimar vieles gethan, wodurch es Bedeutung vor vielen andern Städten erhielt, jetzt wurde es die wichtigste Stadt unseres Vaterlandes, in wissenschaftlicher und artistischer Hinsicht, ein Asyl für Wissenschaft, und jegliche, das Leben verschönernde Kunst. Mit ihrem Sohne theilte die Regentin Mutter, Anna Amalia, das groſse, oft gerühmte, doch noch nicht genug erkannte Verdienst, das Talent aufgemuntert, die Kunst geehrt und beschützt, die Musen freundlich bewirthet und ihnen einen heimathlichen Heerd gesichert zu haben. Ihrer liebevollen Pflege hatte sie sich nun ganz geweiht, nachdem sie von den Sorgen der Regierung befreit war. Dafür verfehlten die Dankbaren auch nicht, zur schuldigen Wiedervergeltung ihre Tage zu erheitern, zu verschönern, ihre Umgebung auf das anmuthigste zu beleben. Daſs auch Wielands Muse freundliche Gaben zu bringen nicht vergaſs, beweisen seine Gedichte an Olympia. Er erkannte das seltene Glück seiner Lage, und war so weit entfernt, ein höheres zu wünschen, daſs er in einem Briefe an seinen v. Gebler sich vielmehr also vernehmen läſst: „In einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften lebe ich den Musen und mir selbst ein zwar unscheinbares, aber glückliches Leben. Begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen, umgeben von einer zahlreichen, um mich her theils aufblühenden, theils auch aufkeimenden Familie, die meine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältigt, und durch die süſsen Sorgen und angenehmen Pflichten als Hausvater mein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt; kurz, vergnügt mit meinem Loose und ohne andere Wünsche für die Zukunft, als jene bescheidenen, die ich mit meinem Horaz gemein habe:

Sit mihi, quod nunc est, etiam minus, ut mihi vivam.
Quod superest aevi, si quid superesse volunt Di:
Sit bona librorum, et provisae frugis in annum
Copia, ne fluitem dubiae spe pendulus horae.

Der gute Genius seines Lebens sorgte für die Erfüllung dieser so bescheidenen Wünsche, und hielt von ihm fern, was die Heiterkeit seiner Stimmung trüben und ihn der Sphäre hätte entrücken können, in der er zur Freude der Guten noch so lange arbeiten, und nooh so Grofses und Bedeutendes leisten sollte. Machen wir nun die Schriften namhaft, durch die er von Weimar aus das Publikum eben so ergötzt als belehrt hat.

Die Abderiten begann er 1773; in mehreren Jahrgängen seines Merkurs finden wir sie fortgesetzt. „Die ihrer Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und charakteristischen Züge gehören verschiedenen griechischen und lateinischen Schriftstellern, die vom Democritus und seinen Landsleuten reden. Diese erscheinen aber hier in ihrem wahren Lichte, und wenn auch hie und da der Verfasser nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint, so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, dafs er einem Gewährsmanne gefolgt ist, dessen Ansehen alle Aeliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme das Zeugnifs aller Amphictyonen ohne Wirkung ist, nämlich der Natur selbst." (Vorb. z. N. A.). Nach dem Leben, nach der Natur also hat der Dichter den Abderitismus in jeder Art zu mahlen gesucht, und in so fern ihm dies überaus treffend gelungen ist, kann das Werk ein sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes genannt werden. Ueberhaupt waren die Verirrungen, Räthsel, Abweichungen und Individualitäten des menschlichen Geistes und Herzens das Lieblingsthema der Wielandischen Forschung, und so wie es einen besondern Reiz für ihn hatte, solche zu analysiren, so trieb ihn auch dabei der in ihm wohnende Geist Lucian's über die, in den menschlichen Köpfen spukenden Narrheiten, mit Satyre und launigem Witze sich zu äufsern. Die Philosophie des gesunden Menschenverstandes zu heben und auf den Thron zu stellen, dahin ging sein Streben. Aus diesem Gesichtspunkte hat man zu betrachten: seine Bemerkungen über Rousseau, Nicolaus Flamel, Paul Lucas und den räthselhaften Derwisch von Brussa; seine moralischen Probleme, das biographische Fragment: die Jugendgeschichte Bonifaz Schleicher's. Auch die Abhandlungen: „Was ist Wahrheit?" „Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet; über den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinun-

gen zu glauben; über Magnetismus; den Stein der Weisen; Rosenkreuzerei und Schwedenborgische Offenbarungen; seine Unterredungen mit dem Pfarrer **, über den freien Gebrauch der Vernunft in Sachen der Religion*, haben keine andere Tendenz. Andere Abhandlungen, die sein Merkur, wie diese genannten, schnell und allgemein verbreitete, streifen in das Gebiet der Geschichte. Hierher gehören seine charakteristischen Schilderungen und einzelnen Züge über Hutten, Erasmus, Hans Sachs, Geiler v. Keysersberg, Agrippa v. Nettersheim, Justus Lipsius, Juliana Morell, den Pater Bolduci, Machiavelli, die Aspasia, Julia, Faustina, den Aristipp, Salustius, Horaz u. A., und was er über Aëropetomanie und Aëronauten, über die Pythagoräischen Frauen, über Maecenas und Augustus, über die Lage Athens zu Aristophanes, und die Lage Roms zu Cicero's Zeit geschrieben.

Rein poetische Productionen aus dieser Periode sind seine Erzählungen und Mährchen, 1776—1783. Davon sind Geron der Adeliche, das Wintermährchen, das Sommermährchen oder des Maulthiers Zaum, der Vogelsang oder die drei Lehren, Pervonte oder die Wünsche, die Wasserkufe oder der Einsiedler, und die Seneschallin von Aquileja, mehr Nachbildungen ausländischer Stoffe; Han und Gulpenheh aber, Liebe um Liebe, Sixt und Klärchen, Schach Lolo, Klelia und Sinibald gehören seiner eigenen Erfindung an. Von seinen früheren komischen Erzählungen unterscheiden diese sich vortheilhaft durch gröfsern Ernst der Empfindung, durch mehr Tiefe des Gefühls — namentlich Geron der Adeliche — und durch reinere Decenz. Die Krone seines Dichterruhmes erwarb sich Wieland indefs durch seinen Oberon, 1780. Wer hätte ihn nicht gelesen? Wer nicht den rein epischen Charakter des Gedichts anerkannt, nicht die kunstvolle Anordnung und Verkettung des Stoffes, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, die Wahrheit der Schilderungen, Bilder und Gleichnisse bewundert? Bewundert die musikalische Sprache, die Melodie im Bau der Verse und Perioden, den Wohlklang der Reime? Wer hätte dem lieblichen Dichter für diese köstliche Gabe nicht von Herzen gedankt? Es hat das Inn- und das Ausland über den reichen poetischen Gehalt des Oberon entschieden, darum bedarfs nicht, dafs wir das Lob desselben wiederholen, oder weitläuftig auf die Schönheiten desselben aufmerksam machen.

Mit seinem Oberon verliefs Wieland auf immer das Gebiet der romantischen Poesie, um fast ausschliefslich seinen Griechen und Römern zu leben. Lucian und Horaz, seine Geistesverwandten, zogen ihn am meisten an. Die

deutschen Uebersetzungen der Werke beider Classiker, mit denen er uns beschenkte, beurkunden seine ausgezeichnete Kenntnifs des griechischen und römischen Alterthums, und haben, wie verschieden sie auch beurtheilt worden sind, den unleugbar hohen Werth, dafs sie den Geist ihrer Originale in fliefsendem, reinen Deutsch für diejenigen wiedergaben, die sie zu lesen nicht im Vortheile sind. Nicht das Wort, nur der Sinn belebe, das war seine Uebersetzungsmaxime, und so suchte er auch weniger die Form seines Autors treu bis in alle Einzelnheiten nachzubilden, als vielmehr diesen in einer unserer Stimme und Ohre verwandten Weise wiederzugeben und auszudrücken. Daher auch seine Bemühung, uns zuvor durch zweckmäfsige Einleitungen in die Zeit und die Umstände seines Autors zu versetzen, uns die Personen des Textes bekannter zu machen, und die dunkeln Partieen desselben durch Sacherläuternde Bemerkungen aufzuhellen. An drei Jahre hatte er sich mit der Uebersetzung Lucian's beschäftigt, als er darin Erholung suchte, und fand, nun auch in Lucian's Geist und Launen eigene Dialogen zu geben. So entstanden denn seine Dialogen in Elysium, 1791, seine Göttergespräche und seine Gespräche unter vier Augen; auch seinem Peregrinus Proteus gab das Studium Lucian's die Entstehung, 1791. Dieses Charaktergemählde versuchte das Mangelhafte der Lucianischen Nachrichten über diesen berüchtigten cynischen Philosophen zu ergänzen, und das psychologisch-moralische Räthsel seines Lebens und Todes zu lösen. Auf eben so befriedigende als unterhaltende Weise hat der Dichter das Problem enträthselt, und dabei gründliche Kenntnifs des menschlichen Herzens, der Sitten und Geschichte des alten Griechenlands, insonderheit des heidnisch-christlichen Zeitalters des Peregrinus, an den Tag gelegt. Wie dieses Charaktergemählde dem Peregrinus zur Ehrenrettung dient, so rechtfertigt Wieland in seinem Agathodämon, 1799, einen andern verrufenen Schwärmer aus dem Zeitalter des sich bildenden Christianismus, den Apollonius von Tyana.

Schon diese flüchtige Angabe und Bezeichnung seiner Schriften wird uns überzeugen, dafs das, was wir ihm zu verdanken haben, höchst bedeutend genannt werden mufs. „Je weniger — sagt sehr wahr und bezeichnend Gruber in seiner Schilderung Wielands, 2r Thl. S. 319. — der feine Ton des Weltmanns ein Erbgut war, womit die deutsche Muse ihre Jünger verschwenderisch ausgestattet hatte, desto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands in seiner Zeit, die gerade eines Mannes, wie Er bedurfte, mit diesem seinen Gleichgewicht verschiedener Geisteskräfte, mit dieser Mischung poetischer und philosophischer Anlagen, mit dieser zarten Empfindung und grofsen Belesenheit. Mag man immerhin beweisen, dafs er als Dichter an gewaltiger Darstellungskraft manchen über sich habe, dafs er als Philosoph mehr heller als tiefer Geist war, in der Uebersetzungs-

kunst nicht das Ideal erreichte, und sonst noch manches an ihm auszusetzen finden: alles dieses kann man zugestehen, ohne Furcht, daſs seinem wahren Ruhme geschadet würde; denn in dem, wodurch er in seine Zeit eingriff, ist er einzig. Hatten nämlich durch seine Poesien, worin er überall fruchtbaren Saamen von Weisheit ausstreuete, die Geister eine feinere, intellectuelle Form gewonnen, so dienten nun auch seine ästhetischen Eigenschaften allem, was er zur Belehrung, zur Prüfung vortragen mochte. Die Leichtigkeit, Faſslichkeit, Popularität seiner philosophischen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener praktischen Philosophie des Lebens, von welcher am Ende doch alle wahre Aufklärung ausgeht, und sein Scharfsinn und Witz, verbunden mit ausgebreitetem historischen Wissen, wodurch überall Anspielungen, Gleichnisse und Parallelen voll Sinn und Wahrheit herbeigeführt wurden, hefteten die Geister immer mehr an jene Untersuchungen. So war es immer vornämlich Er, welcher das Forschen über Gegenstände der Religion, der Staatsverfassung, der gesellschaftlichen Verhältnisse wenn nicht weckte, doch reizte, welcher eine Menge für die Ausbildung und das Wohl der Menschheit wichtiger Ideen in gröſseren Umlauf brachte, und die Philosophie gleichsam in die gebildeten Zirkel einführte. Für den Zeitgeist, der sich ihm in der Bibliothek und dem Hause des Grafen Stadion zuerst geoffenbart, und den er für einen guten Geist erkannt hatte, wirkte er rastlos und ununterbrochen, und sieht man auf ihn als Dichterphilosophen, wie er auf Abschaffung theologischer Irrthümer und religiöser Miſsbräuche, Gebrechen der Staaten und ihrer Lenker, Mängel unsers sittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune, bald mit Ernst, bald mit lachendem Spotte und edlem Zorne, fortwährend hingewirkt hat, so möchte man ihn den Voltaire Deutschlands nennen, wenn nicht in seiner Seele ein hohes sittliches Ideal gelebt und sich überall ausgesprochen hätte".

Doch damit nicht zufrieden, durch die Menge seiner gehaltreichen Schriften sich hohe Verdienste errungen zu haben, ging er jetzt damit um, ihnen auch einen höheren Grad innerer und äuſserer Vollendung zu geben. Er unterwarf sie daher der sorgfältigsten und strengsten Prüfung „um sie von den Makeln zu reinigen, *quas incuria suderat*". Mehrere arbeitete er ganz um, mehreren half er durch Zusätze oder feine Wendungen. Er legte sie — wie er mit seinem Horaz sagt — von neuem auf den Ambos, den meisten suchte er durch die Feile, verschiedenen durch den Schwamm zu helfen, und veranstaltete so die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke von der letzten Hand. 1794. Ihr Verleger, der patriotische Goeschen, lieſs sichs angelegen seyn, durch prächtigen Druck und ausgezeichnete Kupfersiche sie zu schmücken.

Das bedeutende Honorar, das Wielanden für diese Arbeit zu Theil wurde, setzte ihn in den Stand, einen schon längst im Stillen gehegten und durch eine

Reise in die Schweiz, die er im Jahre 1797 gemacht, lebendiger gewordenen Wunsch, zu erfüllen, den nach dem Besitze eines anmuthigen, tranquillen Landgütchens, um daselbst im Schoose der Natur mit seiner Familie als ein Danischmend zu leben, und in stiller Zurückgezogenheit seine Tage zu beschliefsen, „*oblitusque suorum, obliviscendus et illis*". Er kaufte sich das in der Nähe von Weimar, an der Ilm in einem friedlichen Thale gelegene Landgut Osmanstedt, und bezog dasselbe im Jahre 1798 mit seiner zahlreichen Familie. Von vierzehn Kindern, die ihm seine Gattin geboren, waren ihm neun übrig geblieben, sechs Töchter und drei Söhne. Fünf seiner Töchter hatte er an edle Männer verheurathet; doch in Einem Jahre starben ihm zwei seiner Schwiegersöhne. Liebreich nahm der greiſse Vater die jungen Wittwen mit vier Enkeln wieder in sein Haus und an sein Herz. In patriarchalischer Glückseligkeit waltete der heitere Greis unter seinen Kindern, und hatte die Freude, nun auch seinen ländlichen Aufenthalt durch das unschuldige heitere Spiel seiner Enkel auf das anmuthigste belebt zu sehen. Wie er in seinem Osmantium — so pflegte er seinen Landsitz zu benennen — seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, als geselliger, gastfreier Wirth, das bezeugen mit Göthe alle diejenigen, die ihn dort gesehen und besucht haben.

So sehr ihm indeſs auch der idyllische Genuſs des Landlebens zusagte, gelehrten Beschäftigungen und dem Antheile an den groſsen öffentlichen Ereignissen in der politischen und literarischen Welt mochte er um so weniger sich entziehen, jemehr jene zu seinem eigentlichen Leben gehörten, und diese selbst den Gleichgültigsten in Anspruch genommen hätten, ihn selbst aber auf das dringendste zur Theilnahme aufforderten. Ueber die merkwürdigen politischen Ereignisse seiner Zeit, die französische Revolution, die groſsen Begebenheiten, die ihr folgten, die Verhandlungen und Beschlüsse des Nationalconvents erklärte er sich in seinen höchst interessanten Gesprächen unter vier Augen (1799), mit weiſser Mäſsigung, mit umsichtiger Bescheidenheit, oft mit den hellsten, den erfahrnen Historiker verrathenden Blicken in die Zukunft. So war er der Erste, der nicht an den Bestand einer unbeholfenen Republik von 25 Millionen Menschen glaubte, der Erste, der die Einherrschaft wieder anrieth, ja weissagend sogar den Mann bezeichnete, der den Tumult der Anarchie beendigen und das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Antheil sodann muſste er nehmen an den damals in unserer gelehrten Republik ausgebrochenen Kämpfen. Die Kantische und Fichtische Philosophie

drohete ihm so manche Früchte seines philosophischen Strebens zu vernichten. Gleichgültig konnte er nicht zusehen. Eine neuere ästhetische Schule aber zog offenbar gegen ihn zu Felde, und ging mit nichts geringerm um, als seinen Dichterruhm gänzlich zu vernichten. An Widerstande zwar liefs er es nicht fehlen; da er indefs nur dazu diente, den Streit desto heftiger zu machen, so trat Wieland, sich hüllend in das Bewufstseyn, ein Besseres um seine Zeit verdient zu haben, ruhig vom Kampfplatze ab, liefs den Gegnern das letzte Wort, und ging seines gewohnten Pfades.

Die Herausgabe des Attischen Museums (von 1796 bis 1803), bei welcher er zur Absicht hatte, unsere Nation mit den Meisterwerken attischer Schriftsteller aus dem Jahrhunderte des Perikles und Alexander bekannter zu machen, und die er anfangs allein, später aber unter dem Titel: Neues Attisches Museum (von 1805 bis 1809), mit J. J. Hottinger und Fr. Jacobs gemeinschaftlich besorgte, führte ihn von neuem ein in die erheiternde Gesellschaft seiner Lieblinge, der Griechen. Er beschenkte uns in diesem Museum mit mehrern guten Uebersetzungen, namentlich: der panegyrischen Rede des Isocrates, der Acharner, der Ritter, der Vögel und Wolken des Aristophanes, der Dialogen des Xenophon, des Jon des Euripides u. A. So wie indefs fast immer seine gelehrten Studien zur Folge hatten, dafs sie in ihm die eigene Geistesthätigkeit anregten, so erzeugte die genannte Beschäftigung ein Werk, in dem er alles Merkwürdige, Schöne und Grofse des alten Griechenlands aus jener Periode, von den Tagen des Perikles an bis auf die Dionyse, schön und malerisch zeichnet, und uns den anmuthigen Kreis der Gesellschaft vor die Augen stellt, die ihn erheiterte, wir meynen seinen Aristipp (4r Thl. 1800 — 1802). Die mannichfaltigsten Sonnen erscheinen hier in wohlthuender Abwechselung mit den interessantesten Untersuchungen über die Lebensweisheit, Schulphilosophie und Regierungsform der Griechen. Plato und Socrates und die übrigen grofsen Männer dieses Zeitalters wandeln, mit ihren Fehlern und Vollkommenheiten, in dem Lichte und Schatten, unter den Tugenden, Lastern und Thorheiten ihrer Zeit. Nichts ist erdichtet, alles ist auf historische Angabe gegründet, und aus oft gar nicht bemerkten Winken alter Schriftsteller entwickelt. Dadurch nicht allein, sondern auch durch die reizende Mannichfaltigkeit, welche aus der gewählten Form des Briefwechsels zwischen so interessanten Personen entsteht, vornämlich aber durch die Eigenthümlichkeit des Aristippischen Geistes, der aus Scharfsinn, Witz und frohem Spott zusammengesetzt, durch Kenntnisse aller Art genährt, durch Wahrheitsliebe und Humanität geleitet ist, unterscheidet sich dieses anmuthige Werk von jeder andern Schilderung des alten Griechenlands. (Vergl. Merkel's Briefe an ein Frauenzimmer, über die wichtigsten Produkte

uns. Lit. 3r Hft. 13r Br.). Die beiden kleinen Romane, die Wieland kurz darauf folgen liefs: Krates und Hipparchia, und Menander und Glycerion (1804) möchte man Nachklänge der heiteren, griechischen Stimmung nennen, in der er seinen Aristipp niederschrieb. „Vollendeteres, urtheilt er selbst von dem letztern, ist wohl noch nicht aus meinen Händen gekommen."

Das Schicksal indefs, welches den Weg seines Lebens, wie fast keinem andern Sterblichen so wenig unterbrochen, bis an den Abend desselben mit Blumen bestreut hatte, schien gerade bis dahin seine Schläge und Prüfungen für ihn aufgespart zu haben. Schon hatte das Hinscheiden einer ihm theuer gewordenen mitwohnenden Freundin, Sophia Brentano, einer Enkelin seiner Jugendgeliebten la Roche, die Stärke seines Gemüthes auf eine harte Probe gestellt, und seine ländliche Heiterkeit um vieles getrübt. Den irdischen Ueberresten dieses zarten, lieblichen Wesens — seiner Ophelia, wie er sie nannte — bereitete der trauernde Greis eine Ruhestätte auf eigenen Grund und Boden, in einem abgelegenen, mit Rosenstöcken bepflanzten Gange seines Gartens. Da traf den gebeugten Greis ein neuer, noch härterer Schlag, es rifs ihm der Tod auch seine Lebensgefährtin, den Engel, mit dem er 35 Jahre lang so glücklich gelebt, von seiner Seite, am 9ten November 1801. Wohl hätte dieses Schicksal seine Kraft gebrochen, hätte sich nicht alles vereinigt, ihm die blutende Wunde zu heilen. Die Stelle der Hausmutter und seiner Pflegerin übernahm sogleich eine seiner verwittweten Töchter; mehrere seiner Kinder und Enkelinnen wetteiferten, ihm Freude und Ersatz zu bereiten; auch die huldvolle Theilnahme seiner gütigen Fürstin Amalia gofs lindernden Balsam in seinen Schmerz, besonders aber die Weisheit. Sie, der er zeitlebens gehuldigt, verfehlte nicht, ihrem betrübten Jünger die köstlichste ihrer Gaben: „Gelassenheit und innere Stille," zu schenken. — Höchst natürlich aber, dafs von nun an sein einsames, verwaisetes Osmanstedt keinen Reiz mehr für ihn hatte. Ohnedies hatten auch ökonomische Fehlschlagungen ihm den Besitz desselben verleidet. In der Gefahr, dasselbe mit grofsen Schulden belasten zu müssen, erachtete er es für eine günstige Fügung des Glücks, dafs er sich desselben, ohne allen Verlust seines hohen Kaufgeldes, wieder zu entäufsern eine Gelegenheit fand. Dem Hofrath Kühn aus Hamburg überliefs er es, mit Vorbehalt der ihm unveräufserlichen, theuern Grabstätte, der Lieblinge seines Herzens, zwischen welchen einstens auch seine Ueberreste ruhen sollten, und kehrte, zur Freude aller seiner Freunde und Mitbürger, wieder nach Weimar zurück.

„An eben dem Tage, so schreibt er einem seiner Freunde in Weimar, wo mein Kauf geschlossen wurde, erhielt ich von dem zeitigen Präsidenten der zweiten Classe des Nationalinstituts zu Paris eine Notification, *in forma probante*,

dafs ich in der allgemeinen Versammlung desselben am 25sten Januar zum *associé étranger* erwählt worden; eine zeitliche Ehre, die ich — wie Sie mir zutrauen werden — weder höher noch geringer schätze, als sie nach ihrem damaligen Curs werth ist, zumal, da sie mich in die unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, mich bei den Herrn gebührend zu bedanken." Auf Auszeichnungen machte Wieland keinen Anspruch; in so reicherem Maase wurden sie ihm zu Theil.

Wir denken hierbei nicht so sehr daran, dafs späterhin, nach der Schlacht von Jena, während der Plünderung und allgemeinen Verwirrung in Weimar, ihm von einem der feindlichen Heerführer, der in ihm den Voltaire der Deutschen verehrte, ein ähnlicher Schutz zu Theil wurde, wie einstens dem Pindar in Theben, von dem Zerstörer dieser Stadt, Alexander dem Grofsen; nicht daran, dafs der Kaiser Napoleon, während seines Aufenthaltes am Weimarischen Hofe, zur Zeit des Erfurtischen Congresses, ihn einer sehr herablassenden, langen Unterredung würdigte, und ihn, so wie der Russische Kaiser Alexander, mit dem St. Annen-Orden, mit dem Orden der Ehrenlegion begnadigte; wir denken hierbei vielmehr an die zahllosen ungeheuchelten Beweise gefühlter Achtung, herzlicher Liebe und innigen Vertrauens, mit denen in seiner Nähe seine Freunde und Mitbürger, insonderheit die Glieder des Weimarischen Hofes, ihn beglückten. Fast durfte er sich als Mitglied der fürstlichen Familie betrachten. „Vater" Wieland durfte nicht fehlen, so oft dieselbe sich zu heitern Festen versammelte, oder sich öffentlich auf Spaziergängen und im Theater sehen liefs. Anna Amalia zog ihn in ihren nächsten Kreis; er wurde ihr täglicher Gesellschafter. „Die gute Fürstin war ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, die wohlthätigste aller Feen, deren Huld und herablassende Güte die wohlthätigsten Sonnenstrahlen auf den späten Abend seines Lebens herniederwerfe." Auch die liebenswürdige Kaisertochter, seit 1804 die Gattin seines Carl Friedrich, begnadigte ihn mit huldvollem Zutrauen. Und welcher ununterbrochenen Zuneigung und rücksichtsvollen Aufmerksamkeit hielt ihn nicht sein edler Herzog werth! Nicht nur, dafs er ihm seinen vollständigen Gehalt von 1000 Rthlr. lebenslänglich auszahlen liefs, fast jeden Wunsch suchte er ihm zu befriedigen. „Ich bin, (so schreibt Wieland hierüber) mit meinem Loose sehr zufrieden, das übrige, meine Liebe zu meinem Fürsten, der einer Krone Ehre machen würde, und seine Liebe zu mir, ist etwas zwischen ihm und mir, das die Welt nichts angeht, und von dem sie auch nie etwas hören soll — denn ich bin kein Voltaire."

In so freundlichen Verhältnissen verlebte Wieland in Weimar noch einige höchst glückliche Jahre seines Alters. Ernster aber wurde es in ihm und

um ihn in den letzten Jahren seines Lebens. Hart traf ihn der Verlust seines geliebten Herders. Erschütternden Eindruck machte auf ihn Schillers Tod; das furchtbare Ungewitter des Krieges, das sich 1806 in den Bergen und Thälern des Weimarischen Landes zusammenzog, und auf den Ebenen Jena's entladete, bestürmte um so mehr seine Ruhe, je mehr heitere Stille sein Element war, und je weniger sein zartes Gefühl Anblicke blutigen Elends ertragen konnte. So mahnte ihn dann alles, dafs auch für ihn die Zeit des Abschieds nicht so fern mehr seyn könne. Mit bewunderungswürdiger Ruhe sahe er dem zögernden Augenblicke entgegen, nicht sowohl gehoben und getragen, durch Kräfte des Glaubens, dem er, seiner sceptischen Natur nach, unbedingt sich niemals hingab, als vielmehr in jener stoischen Selbstgenügsamkeit, die dem Unvermeidlichen mit muthigem Herzen, bis zum letzten Pulsschlag, stille zu halten, und mit Fassung zu begegnen, versteht. Seine Euthanasie (1805), in der er seine Ansichten über Fortdauer nach dem Tode mittheilt, ist daher auch keine christliche zu nennen, und mag eben so wenig, als die neuen Bemerkungen Grawell's über diesen Gegenstand, den Verehrern der Athanasie, insonderheit der geoffenbarten Lehre über die persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode, genügen. Genug indefs, dafs er mit dem sonst so gebrechlichen Stabe stoischer Weisheit die Probe aushielt, dafs er, was Tausende nicht können, diese Grundsätze praktisch ausreichend fand, und mit ihnen in den Prüfungen seines Lebens, auch in der letzten, bestand. Im Herbste des Jahres 1809 überfiel ihn eine so gefährliche Krankheit, dafs es einem Wunder ähnlich war, wie seine zarte Natur den Sieg über die Krankheit davontrug. So langsam seine Genesung von statten ging, dennoch blieb er sich gleich. „Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, wie Göthe sagt, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfalle, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz eines Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt war. Die schmerzlichen Folgen des Falles (er hatte das Schlüsselbein zerbrochen), die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem gröfsten Gleichmuthe, und tröstete mehr seine Freunde, als sich selbst, durch die Aeufserung: Es sey ihm noch niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, dafs er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem seine Natur sich, wie die eines Jünglinges, schnell wieder herstellte, und ward dadurch zum Zeugnifs, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft beiwohne. Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in der Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig, wie zuvor, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltenden Bemühen an den

Arbeiten der verbündeten Brüder" (den 4ten April 1809 war er in den Freimaurerorden getreten).

Auch an seiner Uebersetzung der Briefe des Cicero, arbeitete er unverdrossen. Er begann sie in dem stürmischen Jahre 1806, in der Absicht, „aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt und Zeit sich zu versetzen, und eine grofse, schwere und mühselige, aber ihm angenehme und zu seinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, die ihn hoffen liefs, die letzten Jahre oder Tage seines Lebens nicht ohne alles Verdienst um seine geliebten Sprachgenossen zugebracht zu haben. Zum Danke aller Literatoren vollendete er noch das mühsame Unternehmen. Mit seinem Leben schlofs er diese Arbeit. Er starb am 20sten Januar 1813.

Seinem Willen gemäfs wurde sein Leichnam nach Osmanstedt gebracht, und neben der Asche der Geliebten seines Lebens, seiner Gattin und seiner Freundin Sophia Brentano, beigelegt. Ein kunstvoll gearbeitetes, sinnreiches Monument ist auf dem gemeinsamen Grabhügel errichtet, mit folgender, von Wielanden lange zuvor verfertigter Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

F W.



FR. v. SCHILLER.





Schiller.

> Wie auf dem spiegelhellen Bach
> Die bunten Ufer tanzend schweben,
> Das Abendroth, das Blüthenfeld:
> So schimmert auf dem dürft'gen Leben
> Der Dichtung muntre Schattenwelt.

Neben dem Bilde des Dichters, dessen Name von jedem Deutschen mit inniger Verehrung genannt wird, stehen hier einige Züge aus dem Leben desselben, mit kurzen Nachrichten von den Schriften, wodurch er begeisternd und veredelnd auf Mit- und Nachwelt gewirkt hat und wirkt. Zur bequemen Uebersicht kann sein Leben in drei Perioden getheilt werden. Die erste Periode erzählt seine Jugendgeschichte bis zu seinem Abgange von Stuttgart 1759—1782; die zweite umfafst die Zeit von seinem Abgange von Stuttgart bis zu seiner Anstellung in Jena, 1782 — 1789; die dritte von seiner Anstellung in Jena bis an sein Ende, 1789 — 1805.

Erste Periode, von 1759—1782.

Johann Christoph Friedrich Schiller ward am 10. November 1759 geboren. Sein Geburtsort ist Marbach, ein würtembergisches, am Neckar liegendes Städtchen, aus welchem auch der Mathematiker und Astronom Johann Tobias Mayer stammt, und mancher andere achtungswerthe Gelehrte. Des Dichters Vater, Johann Kaspar, erst Wundarzt bei einem baierischen Husarenregimente, dann Fähndrich und Adjutant in den Diensten des Herzogs von Wür-

temberg, zuletzt Major und Kommandant auf dem herzoglichen Lustschlosse Solitude bei Stuttgart, und Inspektor der Baumschule des Landes, war ein ehrliebender, redlicher und feuriger Mann. Wenn auch bei unvollkommenem früheren Unterrichte nicht tief in die Wissenschaft eingeweiht, war er doch empfänglich für alles Gute und Schöne, beschäftigte sich eifrig mit Philosophie und Mathematik, erwarb sich mancherlei Kenntnisse aus der Geschichte und liebte besonders Gartenbau und andere landwirthschaftliche Beschäftigungen. Eine Schrift von ihm, die Baumzucht im Grofsen, ist 1806 zum zweiten Mal aufgelegt worden. Er war so glücklich, Zeuge zu seyn von dem grofsen Ruhme seines Sohnes; denn er lebte allgemein geachtet bis ins Jahr 1796, wo des Sohnes Name von Deutschland schon lange mit freudiger Huldigung gepriesen wurde. Einige Worte, welche er über seinen Sohn niederschrieb, sind uns aufbewahrt, und zeugen von der Denkweise und Freude eines glücklichen Vaters. Sie lauten: „Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, dafs du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, dafs du auf die Bitten der Sterblichen achtest!" Wenn einst Epaminondas sprach, von allem Glücklichen, was ihm begegnet sey, erfreue ihn nichts so sehr, als dafs er sein Vaterland zu einer Zeit durch glorreiche Siege verherrlicht habe, wo sein Vater und seine Mutter noch am Leben gewesen; so war auch Schiller so glücklich, dieses schönen kindlichen Gefühles sich erfreuen zu können.

Seine Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, wird uns beschrieben als eine gebildete, achtungswürdige Frau von sanfter Schönheit und holder Munterkeit, welche Natur, Musik und Poesie schwärmerisch liebte, dabei alle ihre häuslichen Geschäfte mit Ordnung und Verstand besorgte, und ihrem Gatten wie ihren Kindern mit vieler Innigkeit zugethan war. Sie ehrte Gellerts und Utz's Schriften, und liefs sich später von dem kleinen Friedrich, den sie immer um sich hatte, unterichtete und so mütterlich liebte, auch aus Klopstocks Messiade und Oden, und aus Opitz's Gedichten vorlesen. An ihren Familienfesten machte sie wohl selbst Versuche in Versen. So übergab sie ihrem Gatten am ersten Tage des Jahres 1757 folgende Strophen:

O! hätt' ich doch im Thal Vergifsmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbei! dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich

Ich zürne traun, dafs jetzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch Eines frieret nicht, — es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.

Im Schoofse einer solchen Familie, wo heller Geist, edle Sitte und zarte Liebe wohnten, konnte ein mit grofsen Naturgaben ausgestattetes Kind wohl gedeihen, und reichliche, dem kindlichen Alter angemessene Nahrung finden. Das gemüthvolle Wesen und der verständige Unterricht der Mutter mufsten den wohlthätigsten Einflufs haben auf die Seele des feurigen, liebevollen und muthwilligen Knaben. An diesem bemerkte man früh, dafs besonders die Natur mit ihren grofsen Erscheinungen ihn an sich zog. Das stille schaffende Leben und das ruhige gesetzmäfsige Wirken aus sich selbst, die Gewitter und Stürme, die untergehende Sonne, der gestirnte Himmel, das Spiel der Pflanzen und das Treiben der Thierwelt ergötzten in dunkeln süfsen Ahnungen die das unbekannte Göttliche suchende Seele. Bei'm Anblick einer schönen Gegend umarmte der achtjährige Knabe seinen Freund und rief: „O Karl, wie schön ist es hier! Alles, alles kann ich hingeben, nur das Gefühl nicht, welches ich jetzt habe". — Seine Eltern wohnten in den Jahren 1765 — 1768 in dem würtembergischen Gränzdorfe Lorch. Dort wurde er von dem Prediger Moser unterrichtet, mit dessen Sohne Karl er ein schönes Band jugendlicher Freundschaft knüpfte. Etwas Herzliches und Grofsartiges offenbarte sich schon im Knaben, ohne dafs vorauszusehen war, wie sich diese Kraft dereinst gestalten und in welche Zweige des Lebens sie thätig eingreifen würde. Der Geist der Religion wehte sein Inneres erwärmend an; er las Gellert's Lieder, die Bibel, Luther's und Paul Gerhardts Gesänge, und trug die, welche ihm am meisten gefielen, im Gedächtnisse. In der Bibel hatten die Psalmen und der kühne Jesaias besondern Reiz für ihn; am meisten jedoch zog ihn die glänzend malende und fessellos strömende Phantasie des Propheten Ezechiel an. Als seine Eltern 1768 nach Ludwigsburg gezogen waren, sahe er dort zum ersten Mal ein glänzendes Theater; eine Welt voll neuer Träume und Phantasien ging da in seinem Innern auf. Von jetzt an bis 1773 genofs er öffentlichen Unterricht in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg, wo Johann Friedrich Jahn, ein strenger regelfester Mann, sein vornehmster Lehrer war. Obschon der Aufenthalt in dieser Anstalt, wo strenger Schulzwang herrschte, den freiheitliebenden Knaben etwas schüchtern machte, war er doch nicht ohne vielfachen Nutzen für ihn. Seine Kenntnisse wurden sicher gegründet und allmälig erweitert. Des Virgilius Aeneis, Horatius Oden und Ovidius Tristia waren die Dichter, welche er hier las. Mehr noch, als diese, mochten sein Inneres die Erzählungen aus der alten Geschichte aufregen und die

Ahnung in ihm wecken, dafs im Leben der alten Völker etwas Hohes und Heiliges sich kund gebe. Die grofsen Charaktere aus dem Morgenlande, aus der griechischen und römischen Welt hatten viel Anziehendes für ihn. Vor dem Austritt aus dieser Schule verfertigte Schiller, in seinem vierzehnten Jahre, am Tage vor seiner Konfirmation, sein erstes Gedicht, welches durch seiner frommen Mutter Erinnerung an die Wichtigkeit jener Handlung veranlafst worden seyn soll. Es nahte nun die Zeit, wo der werdende Jüngling sich für ein bestimmtes Geschäft zu entscheiden hatte. Sein und der Mutter Wunsch war, das Studium der Theologie wählen zu können. Schon im frühen freundschaftlichen Umgange mit Mosers Sohne war diese Neigung in ihm erwacht, und auch später blieb die Liebe zum Predigtamte in ihm; oft wünschte er vor einer versammelten Gemeine auftreten, und der Religion erhabene Wahrheit verkünden zu dürfen. Allein da hierin dem Vater keine glänzenden Aussichten für den Sohn sich öffneten, und die Gnade des Herzogs Karl ihm eine Stelle in der neu errichteten Militärschule auf der Solitude, der nachherigen Karlsschule in Stuttgart, für den Hoffnung erregenden Sohn anbot, welche er nicht füglich ablehnen konnte: so trat der Jüngling 1773 in dieses Institut, schien die eigene Neigung dem väterlichen Willen zu opfern, und sich für die Rechtswissenschaft zu bestimmen. Diese ergötzte ihn jedoch nicht sonderlich; die geheime Liebe zur Theologie lebte fort in ihm, und bald zog die Bekanntschaft mit Gerstenbergs Ugolino, mit Götz von Berlichingen, mit Lessings Schauspielen und Leisewitz's Julius von Tarent, welchen er fast auswendig wufste, sein Inneres in noch andere reizende Gegenden. Klopstocks Gedichte wirkten mit Stärke auf ihn, und nährten seine Empfänglichkeit für's Erhabene, Zarte und Heilige; Plutarchs Lebensbeschreibungen und andere Schriften erweiterten und erleuchteten seinen Ideenkreis. In diesem Zustande, wo Phantasie, Gefühl und Verstand belebt, und die innern Kräfte angeregt waren, schwankte er noch lange, welcher Wissenschaft er sich widmen würde. Unbewufst schien er damals an sich selbst zu zeigen, was er später in seiner Rede über das Studium der allgemeinen Geschichte von demjenigen, welcher der Wissenschaft mit reinem Eifer sich hingiebt, und von dem Brodgelehrten deutlich und bestimmt aussprach. Bald hiefs es in den Schilderungen, welche die Zöglinge von einander ausstellten, von Schiller: legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit, bald: hat Hang zur Theologie, und wiederum: liest beständig Gedichte. In seiner Selbstschilderung 1774 schrieb er von sich, dafs er eigensinnig und hitzig sey, aber treuen Herzens, dafs er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte, und im folgenden Jahre gab er das Studium der Rechtswissenschaft auf. Wenn solches Zaudern bei Schwächern ein Zeichen des unsichern Willens ist: so ist es bei Geistern stärkerer Natur ein Beweis von Willenskraft.

Jene suchen das Fach auszuspähen, in welchem auf die leichteste und sicherste Weise die meisten irdischen Vortheile zu gewinnen seyn möchten, und weichen vor jedem zurück, weil sie in jedem auf Schwierigkeiten stoſsen; diese achten im Vertrauen auf sich der irdischen Mahnungen nicht, wollen sich das Ziel ihrer Neigung nicht abstecken, sich nicht beschränken lassen, sie wollen sich frei bewegen im Geistigen. Schiller wollte in einer Anstalt, wo alles auf das Strengste geregelt, wo jede Willkühr dem Gesetz unterworfen war, im Verlust der äuſserlichen Freiheit wenigstens die freie Neigung behaupten gegen jede Fessel. „Du wähnst, schrieb er 1775 an seinen Karl, du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sklaverei verhaſst, und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unsern Herzen, als die wirkliche ist; wir kannten nur die Ideale, nicht das, was wirklich ist. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da meiner Strafe entgegen gehen soll, wo mein innerstes Bewuſstseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht." — Indem er fast immer an neuern Dichtern sich ergötzte, zeigte er nur im Lateinischen Fortschritte; Griechisch, Erdbeschreibung, Geschichte und Mathematik trieb er nicht mit solchem Eifer, daſs er einen von den Preisen des Instituts gewonnen hätte. Als die Academie nach Stuttgart verlegt und dabei eine Lehranstalt für Aerzte errichtet wurde, benutzte Schiller die Gelegenheit, sich von Lehrgegenständen zu lösen, die ihm zuwider waren, und ging zum Studium der Heilkunde über, mehr um Aufschlüsse über den Menschen darin zu suchen, als Arzt zu werden. Jetzt trieb er mit mehr Fleiſs einzelne Zweige der Heilkunde, besonders Physiologie und daneben Philosophie und Geschichte. Er las Boerhaves und Hallers Werke, Schlötzers Geschichte, Garves und Herders Schriften; doch blieb auch jetzt ein groſser Theil seiner Zeit der Poesie gewidmet. Nach Beendigung seines medizinischen Cursus lieſs er eine Probeschrift drucken: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Stuttgart 1780. 4. Darauf verlieſs er, 22 Jahr alt, das Institut, und erhielt eine Anstellung als Arzt bei einem Regimente. Seine frühere, in der Academie angenommene Schüchternheit und Verschlossenheit verlor sich allmälig; gröſsere Unabhängigkeit, das Gefühl steigender Kraft und das wachsende Selbstbewustseyn machten ihn fröhlicher und muthwilliger. Bald darauf gab er nebst mehrern einzelnen Gedichten, die in der Zeit seines academischen Lebens gedichteten Räuber heraus, die er, weil sich kein Verleger fand, auf eigene Kosten drucken lieſs. Auf Antrag des Hofkammerrath und Buchhändlers Schwan und des Theaterdirektors, Freiherrn von Dalberg zu Manheim bearbeitete er dieses Stück für die Bühne in jener Stadt, wo es im Januar und zum zweitenmal im May 1782 in

Schillers Gegenwart aufgeführt wurde. Dafs seine Vermögensumstände nicht glänzend waren, beweist die Bitte um Vergütung der Reisekosten, die ihm wahrscheinlich verwilligt wurden. Zu der Reise nach Manheim suchte er um Urlaub nach; da man ihm aber in Stuttgart zum Vorwurfe machte, dafs er sein eigentliches Fach, die Heilkunde, vernachlässige und Komödiant zu werden trachte, wurde ihm sein Gesuch nicht nur abgeschlagen, sondern auch gedroht, sich seinem Dienste gemäfs zu betragen, widrigenfalls man unangenehme Mafsregeln nehmen müsse. Er achtete dieses nicht, übertrug seinem Freunde, Carl Moser, verschiedene erhaltene Aufträge und reiste heimlich. Er schrieb dem letztern darüber: „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen? Und wünsche ich etwas Anderes zu sehen, als jenes jugendliche ernste Kind, welches sein Daseyn, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen ernsten Beschäftigung eines Jünglings zu danken hat?“ Auf dem Manheimer Theater glänzten vorzügliche Talente: ein Iffland, Beil, Beck und andere. Die Aufführung der Räuber, wobei Iffland den Franz Moor spielte, wirkte begeisternd auf Schiller; die äufsere Anerkennung seines Dichtertalents hob sein Inneres. Ifflands geistreiches Spiel weckte in ihm sogar den Wunsch, selbst Schauspieler zu werden, wovon ihm jedoch der redliche Beil abrieth und ihm andeutete: „nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz deutscher Bühnen werden.“ Ein mifslungener Versuch, welchen er nachher bei Aufführung des Klavigo am Geburtsfeste seines Herzogs als Schauspieler machte, überzeugte ihn vollständig davon, dafs wenigstens die erste Hälfte jener Andeutung wahr sey. Nach der Rückkunft nach Stuttgart mufste er für sein Vergehen mit vierzehntägigem Arreste büfsen. Auch in Stuttgart wurden die Räuber häufig gelesen mit eben so grofsem Beifall als heftigem Tadel. Der berühmte Tonkünstler Zumsteeg, Schillers Busenfreund, welcher in den ersten Familien Zutritt hatte und dort die leidenschaftlichen Urtheile über den stürmischen Dichter hörte, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, in welcher sein Ruf schwebe. Dazu kam die Anklage eines Graubündners wegen einer Stelle in den Räubern, wo Spiegelberg Graubünden das Athen der Gauner genannt, und sogar das Verbot des Herzogs, dafs Schiller aufser dem medizinischen Fache nichts drucken lassen sollte. Das letzte milderte zwar der Herzog, welcher Schillern nicht gern aufgeben mochte, dahin, dafs dieser ihm seine poetischen Produkte zeigen sollte, bevor er sie dem Druck übergäb; allein solche Beschränkung war dem Aufgeregten verhafst, er dachte an baldige Entfernung aus Stuttgart, wo er von vielen so sehr verkannt wurde. Damals schrieb er an einen Freund: „Ich mufs eilen, dafs ich von hier komme, man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem biedern Schubart ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, dafs man mich in Hohenasperg

anders bilden würde; allein man lasse mich nur immerhin bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade besitzen will; denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit." Ferner an einen Freund in Manheim: „Ich denke, längst in den Angelegenheiten, wo man mich jetzt unter eine, den Geist gefangennehmende Kuratel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daſs man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; mich sollen sie wenigstens nie drücken, und ich eile nächstens, in der gewissen Ueberzeugung, eine Freistatt zu finden, in Ihre Arme." — Er bat um seinen Abschied, und hoffte, denselben auch durch des Freiherrn von Dalberg Verwendung bald zu erhalten; da aber Schwierigkeiten eintraten, benutzte er die Zeit, wo alles in Stuttgart mit den Feyerlichkeiten zur Ankunft des damaligen Grosfürsten Paul beschäftigt war, und entwich heimlich, ohne erhaltenen Abschied im November 1782 aus jener Stadt. —

Rückblick auf diese Periode. Wir bemerken in dem Lebensgange unsers Dichters, daſs sich seine innere Kraft mehr stoſsweise entwickelt, wie mancher heiſse Quell. Was er in sich aufnahm, faſste er mehr der Tiefe als dem Umfange nach. Daher mochte er wohl rücksichtlich der positiven Kenntnisse von manchem seiner Mitschüler übertroffen werden. Daſs diejenigen, welche schon in der frühesten Jugend mit Kenntnissen aller Art glänzen, darum nicht immer die gehaltreichsten, nicht immer selbstproducirende Köpfe sind, hat die Erfahrung oft gelehrt; Schillers Jugend zeigt, daſs nicht jeder auch innerlich zurück bleibt, wenn er keine sichtbar reiſsenden Fortschritte macht. Denken galt ihm schon mehr als Lernen, und nicht in äuſserlichen Antrieben, in dem Gegenstande selbst, welchen er ergriff, fand sein Fleiſs Reiz und Belohnung. Der Aufenthalt in der Militäracademie vom 14ten bis zum 22sten Jahre hat auf die Stimmung Schillers und auf den ganzen Gang seiner Bildung entschiedenen Einfluſs gehabt. Er muſste den stürmenden Geist an bestimmte Beschäftigung, den Willen an's feste Gesetz binden, ein dem Freisinnigen verhaſster Zwang; indeſs zurückgehalten von zahllosen kleinlichen Zerstreuungen, die dem noch nicht zur innern Selbstständigkeit Gelangten oft so sehr schaden, ward er, zumal da die meisten Lehrgegenstände ihm wenig gefielen, fast einzig an sich selbst gewiesen. Dadurch erhielt er eine Richtung nach innen, Gefühl und Phantasie gewannen den Vorrang, und der eiserne Zwang, der ihn drückte, rief zugleich in seinem Innern den Gegensatz gegen alles Herkömmliche hervor, ein individueller Charakterzug seiner Poesie. Wie dieser zunächst in den Räubern als gesetzlose zertrümmernde Genialität gegen alle bürgerliche Ordnung sich wandte, so später im Charakter des Posa gegen den Despotismus; in den Göttern Griechenlands gegen den christlichen Himmel. Jene Academie gab seiner Seele die Farbe, wie seinem Körper Gang und Richtung. Er

spricht in der Ankündigung der Thalia im deutschen Museum 1784 über die Wirkung jener Anstalt auf ihn und über die in derselben geschriebenen Räuber Folgendes: „Ein seltsamer Miſsverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguſs eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen, freier, sich selbst überlassener Wesen; denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; — jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäſsigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren." — Indeſs, welches Institut würde wohl für solche einzelne Meteore in der geistigen Welt ganz passend und zweckmäſsig seyn? Schiller hat in spätern Jahren dennoch bekannt, daſs er in der Academie zu Stuttgart recht glückliche Tage gelebt habe. — Folgereich für sein Inneres war die Bekanntschaft mit Shakespears Werken, die er dem von ihm so geehrten damaligen Professor Abel verdankte. An diesem Genius der brittischen Insel entzündete sich Schillers Dichterfeuer, ob er ihn gleich damals nur theilweise fassen konnte und die helle Objectivität desselben noch nicht zu würdigen wuſste. Er legte im Jahre 1795 selbst dieses Geständniſs ab, indem er in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung folgendes schrieb: „Als ich in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im Lear und Makbeth durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriſs, wo das Herz gern still gestanden wär. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum liebgewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. —

In dieser Periode machte er erst mehrere Versuche in der lyrischen Poesie. Als sein Inneres an geistlichen Liedern und an der Bibel sich nährte, fing er 1775 auch ein episches Gedicht an, dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volkes war; doch wurde er durch andere

Eindrücke davon abgezogen. Mehrere kleinere Gedichte von ihm erschienen im schwäbischen Magazine, z. B. der Abend, eine Ode, worin er die Gröfse Gottes priels, der Eroberer, ingleichen der Triumphgesang der Hölle, ein regelloses, Entsetzen erregendes Gedicht, worin Satan alle seine Erfindungen aufzählt, wodurch er vom Anbeginn das Menschengeschlecht verderbt hat, und wo dann die übrigen Teufel in gräfslichen Chören einfallen; ferner die Gruft der Könige und der Sturm auf dem tyrrhener Meer, eine Uebersetzung aus der Aeneis. In dem würtembergischen Repertorium der Literatur, zu dessen Herausgabe der Professor Abel, der jetzt verstorbene Bibliothekar Petersen und Schiller sich vereinigten, und wovon seit 1782 drei Stücke, auf Kosten der Herausgeber, erschienen, kamen von dem letzten einige Aufsätze in's Publikum, als: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater, der Spaziergang unter den Linden und eine grofsmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte. Seine Probeschrift: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, ist schon oben genannt. Eine andere: Philosophie der Physiologie, welche er seinen Vorgesetzten in lateinischer Sprache vorlegte, ist nicht im Druck erschienen. Seinen ersten dramatischen Versuch machte er in dem Studenten von Nassau, worüber er ein unbarmherziges Gericht hielt, indem er ihn verbrannte, welches er jedoch später, so unvollkommen ihm diese Jugendarbeit schien, bereuet hat. Nachher arbeitete er an einem Schauspiele, Kosmus von Medizis, wozu Leisewitz's Julius von Tarent das Vorbild geliefert hatte, ebenfalls bis auf einige, in die Räuber übergegangene Scenen, von ihm vertilgt. Das wichtigste Produkt dieser Periode sind die Räuber, welche er in seinem achtzehnten Jahre anfing. In der ächten Gestalt erschienen sie in der Anthologie; in den Werken sind sie nach der Manheimer Ausgabe abgedruckt, mit vielen Umbildungen, Verbesserungen und Weglassungen. Selten hat ein Stück so tiefe und allgemeine Wirkung hervorgebracht, selten hat eins die Mehrzahl so stark ergriffen und erschüttert, als dieses Schauspiel. Mochte es immer von der Kritik als ein dramatisches Ungeheuer, voll gräfslicher Scenen, verworfen werden; der bittere Tadel und der laute Beifall, womit es aufgenommen wurde, der Enthusiasmus und der Abscheu, den es erregte, zeigten nur, dafs heftige Lebensgluth und wilde Dichterkraft es geboren hatten, dafs es auch, als eine Verirrung eines seltenen Genius, immer weit höher stehe, als die korrekteste Mittelmäfsigkeit. Statt fremder Urtheile stehe hier Schillers eigenes Geständnifs, welches er in der oben angeführten Ankündigung der rheinischen Thalia 1784 hierüber ablegte. „Unbekannt mit dem schönen Geschlecht — Die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern, nur ehe sie anfangen, interessant zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mufste mein Pinsel nothwendig die mittlere

Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mufste er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte — ich meine die Räuber. Diefs Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem er geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, dafs ich zwei Jahr vorher mir anmafste, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete." Immer wird dieser originelle Erstling, der seine Kraft durch den Erfolg bewies, in der Geschichte der deutschen Literatur, eben so wie Götz von Berlichingen, als menkwürdiges Denkmal werdender Selbstständigkeit wichtig bleiben. Als wilder Schöfsling eines kräftigen Stammes deutete es in Schillers Leben an, welche edlere Früchte von diesem Geist zu erwarten waren, und ist auch in sofern bedeutungsvoll, als es die Grundtöne und Hauptzüge des Charakters der Schillerschen Trauerspiele enthält. — Im Ganzen gefafst wird diese Periode im Leben des Dichters als die Zeit der mächtig, aber regellos aufstrebenden Kraft charakterisirt. Wenn die Kunst selbst in den frühesten Zeiten erst im Kolossalen und Ungeheuern sich zeigte, erst in rohen Anfängen und ungeregelten Gestalten hervortrat, ehe Studium, wissenschaftliche Bildung und klare Einsicht hinzukamen, und sie zur schönen Kunst erhoben: so ist Schillers Bildungsgang der gewöhnliche und natürliche, er, der Kunstjünger hat an sich, dem Individuum, wiederholt, was in der Geschichte der Kunst im Allgemeinen geschah. Wir finden in dieser Periode bei ihm kühne Gröfse, üppige Fülle, regsame Lebenskeime, ein Streben nach dem Starken und Erhabenen. Ehe ein Sophokles werden konnte, mufste ein Aeschylus da seyn. Sein tiefes Gefühl, seine feurige Phantasie, von Klopstock und Shakespeare reichlich befruchtet, ergiefsen sich gewaltsam und schweifen in ungemessenen Gränzen. Dafs hohe Dichterkraft in ihm strömte, erkannte man offenbar; dafs er, wenn Veredlung der Naturgaben und Läuterung des Geschmacks, mehr intellectuelle Bildung, Studium und das klare Bewufstseyn hinzukämen, wie diese Kraft gerichtet, geregelt und gebraucht werden müsse, einer der ersten Dichter Deutschlands werden würde, liefs sich aus vielen Zeichen schliefsen, und wurde von manchen auch deutlich verkündet. —

Zweite Periode. Von seinem Weggange von Stuttgart bis zur Anstellung in Jena, 1782 — 1789.

Nur sein früherer Mitschüler und Freund, Zumsteeg, wufste genau von seiner Absicht, Stuttgart zu verlassen vor dem erhaltenen Abschiede. Er begleitete ihn

ihn bis zum nächsten Dorfe. Dort trennten sich die Wege ihres Lebens. Oft hat Schiller mit Innigkeit dieses Abschiedes sich erinnert und den Zumsteeg den wärmsten und geprüftesten seiner Jugendfreunde genannt. Ein inniges Band hatte sich frühzeitig um die beiden edlen Jünglinge geschlungen; beide waren von gleichem Alter, wurden gleichzeitig in die Militäracademie aufgenommen und waren von gleicher Liebe zu den Werken der Dichtkunst erfüllt. Zumsteeg komponirte damals die Gesänge in den Räubern, nahm auch später immer warmen Antheil an den Schicksalen seines Jugendgenossen und theilte des Freundes Loos auch darin, daſs er in der vollsten und schönsten Blüthe seines Ruhmes (1802) von hinnen schied. Unser junger Dichter wanderte unter fremdem Namen nach Franken und wandte sich nach Bauerbach, einem Landgut der Frau Geheimen Räthin von Wollzogen, mit deren in Stuttgart studirenden Söhnen er in freundschaftlicher Verbindung gelebt, und fand dort eine gütige Aufnahme. Es muſste ihm, der jetzt aus allen zwingenden Verhältnissen in's volle und freie Leben herausgetreten war, der heitere sorgenfreie Aufenthalt in einer edlen und gebildeten Familie sehr wohlthuend seyn. Auch blieb er fast ein ganzes Jahr daselbst, arbeitete an der Verschwörung des Fiesko, wozu er den Plan in seinem Arreste gemacht hatte, an Kabale und Liebe, entwarf den Plan zu Don Karlos und ging dann im September 1783 an das Theater nach Manheim. Die Nähe Ifflands und von Dalbergs, welche ihn mit ihrer Einsicht unterstützten, konnte für den nach höherer Vollendung strebenden Dichter nicht ohne Nutzen seyn. Die allgemeine Achtung, welche sein Herz, Geist und Ruf ihm gewannen, machte sein Inneres heiterer und freier. Von seinen medizinischen Kenntnissen machte er seit der Abreise von Stuttgart keinen praktischen Gebrauch wieder; er warf sich ganz in die Arme der Poesie und Philosophie. Seinen Zustand beschreibt er selbst in einem Briefe an Zumsteeg: „Ich lebe jetzt zu Manheim in einem angenehmen dichterischen Taumel. Kurpfalz ist mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protektor der Kurfürst ist, bin ich nationalisirt und kurfürstlich-pfalzbaierischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise auch mein Amt." Die prachtvolle Aufführung des Fiesko in Manheim am 17ten Januar 1784 verbreitete seinen Ruf noch mehr in Deutschland. Doch konnte der Aufenthalt in dieser Stadt, welche so viel zur frühen Begründung seines Ruhms beigetragen, für den Aufgeregten und von Leidenschaft Getriebenen nicht von langer Dauer seyn. Er verlieſs dieselbe ohne Vermögen, blos im Vertrauen auf die inwohnende Kraft, und wandte sich nach Sachsen. Auf der Reise dahin wurde er an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe, wo er einige Scenen aus dem Don Karlos vorlas, dem Herzog Karl August von Weimar bekannt. Es muſste ihm ungemein aufmunternd seyn, daſs er von diesem

Fürsten ein Zeichen der Huld empfing und von ihm zum Rath ernannt wurde. Von Meiningen, wo er sich einige Zeit bei seinem Schwager Reinwald aufgehalten, ging er im März 1785 nach Leipzig. Auch in dieser Stadt fand er allenthalben eine ehrenvolle Aufnahme. Sein für Freundschaft warmes Herz öffnete sich den edlen Genüssen der Geselligkeit. Einige Monate dieses Sommers lebte er in Gohlis in der Gesellschaft guter und fröhlicher Menschen, und erhöhte oft den Reiz der Freuden durch seine Dichtergabe. Im September dieses Jahres begab er sich nach Dresden, wo er bis zum Julius 1787, also fast zwei Jahre, blieb. Auch hier genoſs er in Körners, Beckers, Langbeins und anderer Ehrenwerthen Freundschaft viel schöne Stunden. Oft hielt er sich in dem nahgelegenen Löschwitz, im Hause des Appellationsrath Körner auf. Die reizende Natur, die Liebe geistreicher Menschen, das Gefühl seiner Vollkräftigkeit, die hohen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die Freude über eigene gelungene Arbeiten, alles dieses vereinigte sich hier auf's glücklichste zu seiner Erheiterung und weitern Ausbildung. Man weiſs nicht, was ihn bewog, solche angenehme Verhältnisse zu verlassen und sich nach Weimar zu wenden; doch wurde die Zeit, vom Herbste 1787 bis zum Frühling 1789, die er in Weimar, Bauerbach, Rudolstadt und dessen Umgebungen zubrachte, entscheidend für sein künftiges Leben. Am ersten Orte war ihm die Herzlichkeit, mit welcher Herder und Wieland (Göthe war in Italien) ihn empfingen, höchst erfreulich und stärkend. Von denen anerkannt und hochgeschätzt zu werden, welche Weimars Zierde und Deutschlands Stolz waren, und die aus eigener Kraft aufgehende Hoffnung, bald die ehrenvollste Stelle neben denselben einnehmen zu können, überdieſs die Freundschaft des Herrn von Wollzogen — dieſs konnte damals wohl die Aeuſserung hervorrufen: „um keinen Preis bin ich aus dem Weimarischen zu bringen". Wer lebhaft an jene herrliche Zeit zurückdenkt, deren schönste Blüthe nun auch der 28jährige Schiller mit genieſsen und erhöhen konnte, dem werden die frohen Gefühle, welche er in seinen Briefen an Moser und Zumsteeg aussprach, sehr natürlich und wahr erscheinen. An den erstern schrieb er damals: „Ich bin nun, wonach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwaist getroffen habe, Du müſstest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernsten Reihen der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland mit Recht stolz seyn kann, einen Herder, Wieland und andere, Eine Mauer umschlieſst mich jetzt mit ihnen. O! wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschlieſsen und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten". Und an Zumsteeg schrieb er zur nämlichen Zeit: „Von nun an streich mich nur aus der Liste

der literarischen Vagabunden aus! Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen; denn ich denke nun bald in Staats- und Adreſskalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. Du lächelst? und ich wette, daſs ich die Deutung dieses Lächelns errathe. Du meinst: nun wird er wohl in meine Fuſstapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden. Ja, lieber Zumsteeg! Verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt; auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst Du bald von mir vernehmen, daſs ich es nicht mehr gut achtete, allein zu seyn." — Noch in demselben Jahre reiste er nach Meiningen zu der Familie, welche ihn früher so gastfreundschaftlich aufgenommen hatte, und lernte, während er sich in Rudolstadt aufhielt, seine nachherige Gattin, das Fräulein von Lengefeld, kennen. Die für ihn so werthe und anziehende Nähe der Familie der Frau von Lengefeld und die schöne Natur fesselten ihn den Sommer des folgenden Jahres an Rudolstadt und Volksstädt. Bei der Trennung im November schrieb er: „Mein Abzug von Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet." Wie beglückend für ihn dieses Band geworden ist, davon im folgenden Abschnitt. Die gleichzeitige persönliche Bekanntschaft mit Göthe war für ihn ebenfalls von bedeutenden Folgen. Er sahe den bewunderten Dichter zuerst in Rudolstadt 1788. Das Begegnen dieser beiden Männer ist eben so interessant, als das frühere Zusammentreffen Herders und Göthes in Straſsburg. Wie damals Göthe von Herder sich angezogen und abgestoſsen fühlte, wie Herders Wesen erhebend und demüthigend zugleich auf ihn wirkte: eben so erregte die erste flüchtige Bekanntschaft mit Göthe in Schiller gemischte Empfindungen, und machte auf ihn einen Eindruck, der ihm angenehm und unbehaglich zugleich war. Wie könnte es auch anders seyn, wenn zwei groſse und originelle Männer sich begegnen, die sich gegenseitig hochachten müssen, von denen aber jeder seiner eigenthümlichen Richtung folgt und seinen eignen Ansichten und Neigungen, die er keinem andern opfern oder unterwerfen kann, zumal wenn ein bedeutender Unterschied des Alters hinzukommt. Schiller giebt darüber das merkwürdige Geständniſs: „Im Ganzen genommen ist meine in der That groſse Idee von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schlieſst sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Schon nach einigen Monaten, als Eichhorn die Universität Jena verlassen hatte,

verwandten sich Göthe und der selige Geheime Rath von Voigt für Schiller. Er wurde im Frühling des folgenden Jahres 1789 zum aufserordentlichen Professor der Philosophie ernannt und trat in Jena als Lehrer der Geschichte auf. —

Schriften und Bildungsgang in dieser Periode. In diesen sieben Jahren war Schillers Fleifs mit poetischen, philosophischen und historischen Gegenständen beschäftigt. Im würtembergischen Repertorium der Literatur erschien von ihm eine scharfe Kritik seiner Räuber mit fremder Unterschrift, um für's erste unbekannt zu bleiben; doch bald kannte man den Verfasser der Rezension und jedem mufste die Strenge auffallend seyn, womit er sich selbst behandelte in den Augen des Publikums. Es ist von mehrern mit Grund bedauert worden, dafs der Herausgeber von Schillers Werken diese denkwürdige Selbstrezension, der treue Abdruck seines Geistes auf der Stufe der Bildung, die er damals erstiegen hatte, nicht mit aufgenommen hat. — Er nahm Theil an einigen Zeitschriften, an Armbrusters schwäbischem Magazin, und lieferte mehreres in die Anthologie, welche er mit Stäudlin besorgte. Als Theaterdichter in Manheim sahe er, wie sein Aufsatz: die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. 1784. beweist, die Bühne als eine Schule praktischer Weisheit an, als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele, als eine Anstalt, wo auch die Grofsen der Welt einmal Wahrheit hören und den Menschen sehen. Seit 1785 gab er die rheinische Thalia heraus, welche er bis 1793 fortsetzte. Unter den vielen hieher gehörenden kleinern Gedichten nennen wir nur: die Phantasie, die Entzückung, Melancholie an Laura (eine Tochter des Kammerraths Schwan in Manheim) Laura am Klavier, die Kindesmörderin, die Gröfse der Welt, Elegie auf den Tod eines Jünglings (Johann Christian Weckherlin in Stuttgart † 1781) die Gröfse der Welt, der Triumph der Liebe, die Schlacht, an den Frühling, sämmtlich aus den Jahren 1781 und 82; die Hymne an die Freude, während seines glücklichen Aufenthaltes in Dresden 1785 gedichtet; die unüberwindliche Flotte, der Kampf, die Resignation aus dem Jahre 1786, der Geisterseher, ein unvollendet gelassener Roman, 1786, fortgesetzt von Fellenius, 2r, 3r Theil. Nach Wielands Wunsche nahm er Theil am deutschen Merkur und lieferte die oft angefochtenen Götter Griechenlands, 1788, die Künstler, 1789, und mehrere prosaische Aufsätze. An dramatischen Dichtungen sind hier anzuführen: Semele, in zwei Scenen, 1782, die oben genannte Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel, 1783; Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel, 1784; der Menschenfeind, ein Fragment aus einem angefangenen, aber nicht vollendeten Trauerspiele, 1787. In demselben Jahre vollendete er das früher in Bauerbach entworfene, in Manheim

begonnene, aber oft unterbrochene Trauerspiel, Don Karlos, das wichtigste dieser Periode. Einzelne Scenen desselben waren in der Thalia erschienen; weil ihm aber nachher bei veränderten Ansichten weder Plan noch Form mehr befriedigten, arbeitete er dasselbe völlig um. Er schreibt darüber: „Neue Ideen, die indeſs bei mir aufkamen, verdrängten die frühern. Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daſs ich zu dem vierten und fünften Akt ein ganz anderes Herz mitbrachte." — Das Verlangen, alles zu lesen, was auf die Geschichte und den Charakter Philipp II. sich bezog, veranlaſste mehrere historische Ausarbeitungen, und zog ihn in ein gründlicheres Studium der Geschichte. Eine schöne Frucht dieser Thätigkeit war die 1788 herausgekommene Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande unter Philipp II., fortgesetzt von Kurth. Leipzig, 1808. Gleichzeitig beschäftigte ihn die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, bearbeitet von verschiedenen Verfassern, herausgegeben von Schiller, wovon 1787 Ein Theil erschien, welcher drei Erzählungen enthält: Die Revolution in Rom, durch Nicolaus Rienzi, im Jahr 1347; die Verschwörung des Marquis von Bodemar gegen die Republik Venedig, 1618, und die Verschwörung des Pazzi wider die Medizi in Florenz, 1478. — Der Verbrecher aus verlorner Ehre, eine wahre Geschichte aus den Memoirs des Grafen von O.; das Spiel des Schicksals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte, die philosophischen Briefe und die Briefe über Don Karlos gehören ebenfalls in diesen Zeitraum. —

Wenn Schiller früher mehr dem dunkeln Drange des Gefühls, der Gluth der Phantasie und einer noch unklaren Ansicht vom Leben in seinen poetischen Arbeiten folgte, so stellte sich bei ihm jetzt die in jedem kräftigen Leben kommende Periode des Zweifelns und der philosophischen Forschungen ein, die anfänglich über Welt und Menschheit im Allgemeinen, nachher auf die Kunst besonders sich erstreckten. Schon in Manheim hatten Iffland, von Dalberg und andere ihn zu mehrerer Planmäſsigkeit, Uebereinstimmung und hellerer Besonnenheit in seinen Dichtungen hingewiesen. Als er nun selbstständig untersuchend und prüfend in die Theorie und Gesetze der Kunst einzudringen anfing, verwandelten sich seine bisherigen Ansichten von derselben: das Dunkele wurde hell, das Unsichere fest. In den Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe war er noch in der Gewalt seines feurigen Gefühls, und die wild stürmende Phantasie trieb ihn oft über die Gränzlinie des Schönen hinaus. Er hatte sich noch nicht

zum Herrn gemacht über die Fülle der Gedanken und den Reichthum an Bildern, welche in seinem Innern lebten. Die sichere Anordnung des Stoffes, die gehaltene Durchführung und die ruhige Herrschaft über sich selbst wurden noch nicht genugsam berücksichtigt; sein Darstellungstalent warf sich mehr auf einzelne Situationen, die denn zwar als glänzende Einzelheiten erscheinen und fortreifsen konnten, aber nicht zu einem wohlgeordneten schönen Ganzen sich fügten; den Charakteren wie der Sprache der Leidenschaft fehlte oft die Seele der Natur und Wahrheit. Davon suchte sich Schiller in dieser Periode loszuwinden; er stellte sich seine Aufgabe höher, machte sie lichtvoller, erweiterte seinen Schöpfungskreis, indem er ihn beschränkte, und strebte nach einem durchdachten, wohlgeordneten und harmonisch gebauten Ganzen, das auch in allen seinen Theilen Natur und Wahrheit enthalten sollte. Als dieses Streben in ihm sich regte und zum klaren Bewufstseyn gelangte, konnte er, weil ein höheres Ziel der Vollendung ihm aufgegangen war, nur mit Unzufriedenheit auf seine frühern dramatischen Arbeiten blicken. Da ihm jedoch sein Ziel erst nur in der Theorie vorschwebte und ihm ein Ringen nach demselben, die aus dem Praktischen entspringende Sicherheit noch mangelte: so wird es begreiflich, wie er mit seinem Hauptwerk dieser Periode, mit seinem Don Karlos so lange zögert, wie er darin ändert und wieder ändert, und zuletzt doch nicht damit zufrieden ist. Dieses Trauerspiel, welches als eine der köstlichsten und frischesten Blüthen der Poesie gewifs auf immer einen wunderbaren schönen Zauber über die Gemüther ausüben wird, steht rücksichtlich der darin gehandhabten Kunst gleichsam in der Mitte zwischen den Räubern und zwischen Wallenstein. Neben Don Karlos möchten unter den kleineren Gedichten die Künstler den ersten Rang in jenem Zeitraume einnehmen. Wie viel klarer ihm jetzt das Wesentliche der dramatischen Poesie geworden war, beweist seine Rezension über Göthes Egmont (Allg. Literaturz. 1788.). Zwar hat er in diesem Trauerspiel die hohe Natur und Wahrheit im Allgemeinen gerühmt, auch das Vortreffliche im Einzelnen, z. B. in den Scenen, wo die Bürger von Brüssel sich unterreden, in dem unnachahmlich schön gezeichneten Klärchen u. s. w. nachgewiesen und gewürdigt; doch die hohe Verehrung gegen den Dichter konnte ihn nicht abhalten, das allzu Menschliche und Leichte in Egmonts Charakter zu bemerken und die muthwillige Zerstörung der sinnlichen Wahrheit durch die dem Gefühl Gewalt anthuende Dazwischenkunft der Vision zu tadeln. Man könnte unsers Dichters Streben in dieser Uebergangs-Periode vielleicht nicht unschicklich durch ihn selbst so schildern:

> Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
> Dankbar die Kunst mit sich empor,
> Und neue Schönheitswelten springen
> Aus der bereicherten Natur hervor.

Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mifst sie mit Mafsen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Mufs sie an seinem Aug' vorüberziehn.
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.
In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmafs an,
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In seinen Werken siegend ihm voran.

Seine historischen Schriften dieser Zeit tragen gleichfalls die Zeichen eines nach sicherer Gestaltung und Vollendung strebenden Geistes. Schon die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen wurde von denen, welche unterhaltende Belehrung suchten, mit Beifall aufgenommen, und da er oben keine anziehenden Gegenstände gewählt hatte, so war das daran erregte Interesse fast einzig seiner Kunst beizumessen. Doch weit mehr überraschte er das Publikum mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande, welche unter den damaligen historischen Produkten auf einen hohen Rang gerechten Anspruch machen konnte. An Sammlerfleifs, historischer Forschung und Kritik mochte er von manchem übertroffen werden, wiewohl auch er die Quellen mit vielem Eifer studirte; aber rücksichtlich der historischen Kunst in der Wahl und Anordnung, in der lebendigen ineinandergreifenden Darstellung der Begebenheiten, mit immerwährender Rücksicht auf den Haupt- und Mittelpunkt des zu Erzählenden, wissen wir aus jener Zeit kein historisches Werk zu nennen, welches dem Schillerschen gleichgekommen wär. Dadurch, und durch lebhafte Charakteristik der handelnden Personen und durch die Fülle des Ausdrucks, zog es Liebhaber und Kenner gleichmäfsig an. Schon die Einleitung, welche vorher im deutschen Merkur abgedruckt war, führt den Leser tief in die ganze Scene hinein, und macht ihn leicht mit allem Nöthigen bekannt. Oft werden auch die kleinsten Handlungen zur Aufklärung der Sache klug benutzt, und die politischen und psychologischen Betrachtungen sind so geschickt in die Geschichte eingeflochten, dafs sie mit ihr Eins zu seyn scheinen, und den Leser, der nie aus dem unausgesetzt fortschreitenden Gange der Begebenheiten herausgezogen wird, nur noch tiefer in das Triebwerk und Gewebe menschlicher Neigungen und Handlungen hineinschauen lassen. Auch diese Schrift, deren Vorzüge hauptsächlich in der Kunst der Darstellung bestehen, wird immer noch mit vielem Interesse gelesen

werden. Schiller legte damit einen Beweis vor die Augen der Gelehrten, daſs der Geschichtschreiber mit seinem Fleiſse auch ein reiches Gemüth, auch das Studium der Philosophie und der Kunst durchaus verbinden müsse, daſs er ohne diese den Gang des Lebens weder lebendig auffassen, noch ansprechend zeichnen könne. Und wenn in der Gegenwart diejenigen etwas Verdienstliches thun, welche zum fleiſsigen Sammeln, zum gründlichen Prüfen und treuen Aufbewahren der Masse historischer Thatsachen antreiben, damit die Geschichte nicht durch willkürliches Räsonniren, durch luftiges Hypothesenbauen, durch einseitiges Zusammenstellen und ästhetisches Geschwätz verderbt werde: so hat Schiller in jener Zeit entschiedene Verdienste um diese Wissenschaft dadurch sich erworben, daſs er sich der vorhandenen Masse mit Kraft und Kühnheit bemächtigte, sie mit eigenem Geiste und Gemüthe durchdrang, das Vereinzelte zum lichtvollen Ganzen umschuf, es zur klaren Uebersicht bildete, und ihm eine eben so wahre und treue, als schöne und reizende Form gab. Doch fruchtbarer noch war in dieser Beziehung die folgende:

Dritte Periode. Von seiner Anstellung in Jena bis an sein Ende, 1789 — 1805.

In Jena begann er im Frühling des Jahres 1789 seine Vorlesungen über Geschichte, und las nachher auch über Aesthetik. Wie sehr er durch seinen geistreichen Vortrag für diese Wissenschaft begeistert habe, ist leicht zu denken Oft eilten 300 — 400 Jünglinge in seine Collegia. Auch konnte es nicht fehlen, daſs sein warmes Herz, welches frei war von allem Eigennutz, bald die Zuneigung und Freundschaft der ersten Lehrer dieser Universität gewann. Paulus, Hufeland, Reinhold, Schütz, Griesbach, Schmid und andere trugen viel bei zur Heiterkeit seines wissenschaftlichen Lebens; der belehrende Umgang mit denselben wurde von ihm dankbar gewürdigt. Doch was sein inneres Glück sicher begründete, war die Verbindung mit einer edlen geliebten Gattin. Im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräulein von Lengefeld. In einem der Briefe, welche er in jener glücklichen Zeit schrieb, steht folgende Stelle: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieſse ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sichs wieder in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung auſser sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. Meinem künftigen Schick-

Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartung gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück." — Auch fehlte es nicht an äufserlichen Zeichen der Aufmunterung und Hochachtung. Der Herzog von Meiningen ertheilte ihm den Titel Hofrath. Der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der nachherige Fürst Primas und Grofsherzog von Frankfurt, bewies ihm damals, wie später, ausgezeichnetes Wohlwollen, und eröffnete ihm glänzende Aussichten. Von Weimar erhielt er 1796 die ordentliche Professur mit 200 Thaler Gehalt und andern Beweisen der Huld. Nach Ablehnung eines Rufs als Professor nach Tübingen wurde sein Gehalt verdoppelt, nachher 1799 und 1804, bei Gelegenheit bedeutender Anerbietungen, die ihm von Berlin aus gemacht wurden, aufs Neue erhöht. Auch Frankreich suchte ihn als Freiheit liebenden Gelehrten zu ehren, und nahm ihn im Anfange der Revolution unter die französischen Bürger auf. Die Britten hatten ihm längst durch treue und zweckmäfsige Uebersetzung seiner Räuber ihre Hochachtung bewiesen. Der Kaiser Franz erhob ihn 1802 in den Reichsadel. Als 1791 eine Brustkrankheit seinen Körper heftig angegriffen hatte, wurde ihm von dem damaligen Erbprinzen, dem jetzt regierenden Herzoge von Hollstein-Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann ein Gehalt von 1000 Thaler auf drei Jahre, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, zu Theil, und die Zartheit und Feinheit, womit diefs geschah, rührte ihn eben so sehr, als das edelmüthige Anerbieten selbst. Darauf unternahm er eine Reise in sein Jugendland 1793—94, wo er seine Eltern, Geschwister und Jugendfreunde sahe, und bei seinem Aufenthalte in Stuttgart bemerkte, dafs im Herzen des Herzogs, dessen Dienste er früher ohne Erlaubnifs verlassen hatte, wenigstens kein Zorn zurückgeblieben war. Nach seiner Rückkehr gewann Jena neue Reize für ihn, theils weil Wilhelm von Humbold sich daselbst aufhielt, und mit ihm in Verbindung lebte, theils weil jetzt ein innigeres Verhältnifs zwischen ihm und Göthe sich bildete. Schillers Freude darüber giebt sich in seinen Briefen deutlich genug kund. „Bei meiner Rückkunft, spricht er, fand ich einen sehr herzlichen Brief von Göthe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der gröfsten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas

dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefafst, und er fühlt jetzt ein Bedürfnifs, sich an mich anzuschliefsen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. — Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reisen und bei Göthe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, dafs ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich sehr darauf. — Wir haben eine Korrespondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Göthe, bekäme der Fleifs eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, dafs man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Korrespondenz wirklich interessant werden." — Als in ihm die Neigung erwacht war, künftig dramatischen Arbeiten sich ganz zu widmen, wollte er erst den Sommer in seinem Garten in Jena, den Winter aber, um dem Theater näher zu seyn, in Weimar zubringen, verlegte aber 1801 seinen Wohnsitz völlig nach Weimar. Dort wirkte er in häuslicher Stille mit dem anhaltendsten Eifer für die Kunst bis zum 9ten Mai 1805. —

Schriften dieser Periode. Bisher waren die Studien Schillers zerstreut, wenigstens an keinen bestimmten Zweck geknüpft gewesen; mit dem Beginn seines Lehramts in Jena fing er zuerst ein eigentlich wissenschaftliches Leben an und gab seiner Kraft eine feste Richtung. In der Antrittsrede, womit er seine Vorlesungen eröffnete: Was heifst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? zeigte er genugsam, aus welchem würdigen Standpunkte er die Wissenschaft überhaupt und insbesondere diejenige, welche er zu lehren hatte, angesehen und behandelt wissen wollte, und was er von denen urtheilte, welche die Wissenschaft zu einem Mittel des Broderwerbs herabziehen. Wie er alles, worauf er seine Thätigkeit richtete, mit Feuer und idealischer Stimmung ergriff: so auch das Wesen der Geschichte. Er hielt Geschichte für das erste und vorzüglichste Studium jedes gebildeten Menschen, jedes Staatsbürgers; die Erfahrungen, die aus ihr fliefsenden Resultate müssen das Hauptgesetzbuch aller kultivirten Nationen werden. Von sich selbst sprach er: „den gröfsten Theil meiner Bildung hab' ich allein dem gründlichen Studium der Geschichte zu danken". Das früher in dramatischen Werken geübte Talent, Charaktere scharf und richtig zu zeichnen und den Stoff streng zu ordnen, kam ihm beim Vortrag der Geschichte herrlich zu Statten. Durch tiefes Eindringen in die inneren Fugen des Lebens und durch schöne lichtvolle Erzählung reizte er eben so sehr zum weitern

Fleifs auf, als er durch scharfsinnige, aus der Sache unmittelbar gezogene Betrachtungen das Nachdenken in rege Thätigkeit setzte. Da er auf Stoff und Form mit gleicher Sorgfalt bedacht war und die Idee der historischen Kunst ihm vorschwebte: so konnte er zwar keine grofsen bändereichen Werke hervorbringen, aber desto ächter und erfreulicher war das, was er dem Publikum gab. Die Sammlung historischer Memoirs vom zwölften Jahrhunderte an bis auf die neuesten Zeiten neu übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen (1790—1806 1ste Abtheilung, 4. 2te Abth. 29, zusammen 33 Theile) wurden anfangs unter seiner Aufsicht herausgegeben. Er schrieb dazu Einleitungen, universalhistorische Uebersichten und einzelne Abhandlungen, als: über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter; Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs; universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.; Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. Grofser Reichthum und lebendiges Gefühl gab sich kund in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Krieges, worüber Wieland urtheilte: „Sie hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfange unserer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfafst, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl als derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, grofse Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch im historischen Fache berechtigt hielt, einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückliefs, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mufste, dafs ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt hatte, sich wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte etc." — Von den kleinern historischen Schriften erschien in der Thalia 1789 die zum Theil aus Vorlesungen entstandene Abhandlung: über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde, worin er den Sinn der ehrwürdigen biblischen Urkunde auf historisch-philosophischem Wege richtig zu fassen und zu deuten strebt. Er entwickelt mit gemüthvoller Klarheit das Leben der ersten Menschen, bis zu ihrer Vereinigung unter einem Oberhaupte. „Sanft und lachend, heifst es darin, war der Anfang des Menschen, und diefs mufste seyn, wenn er sich zu dem Kampfe stärken

sollte, der ihm bevorstand. Wär die Vorsehung mit ihm auf dieser Stufe stille gestanden, so wär der Mensch das glücklichste und geistreichste aller Thiere geworden; aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär er niemals getreten, frei und moralisch wären seine Handlungen niemals geworden. Aber die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft, und zu einem Paradies der Vernunft und Freiheit sich hinauf arbeiten. Der Abfall des Menschen vom Instinkt, der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und gröfste Begebenheit in der Menschengeschichte." — Aehnlichen Inhalts ist ein anderer Aufsatz in der Thalia 1789: Die Sendung Moses, wobei er manche Ideen aus der Schrift, über die ältesten hebräischen Mysterien, von Br. Decius, zu Grunde legte. Wenn er darin das hebräische Volk, um demselben nicht einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt, und ein Verdienst nicht zu rauben, welches ihm nicht streitig gemacht werden kann, als das Gefäfs bezeichnet, worin dem Menschengeschlecht etwas Kostbares aufbewahrt werden sollte, als den Kanal, den die Vorsicht erwählte, uns das Edelste der Güter, die Wahrheit, zuzuführen, welchen aber auch die Vorsicht zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte: so hat er in diesem Bilde jenes Volkes historische Bedeutung wohl treffender bezeichnet, als manches bändereiche Werk. Das grofse Verdienst des Gesetzgebers dieser Nation sucht er nicht, wie neuerlich geschehen, durch dürftige Zusammenstellung kleinlicher Umstände, herunter zu ziehen; er führt vielmehr den Leser in das Innere des Moses hinein, läfst ihn dessen grofse Zwecke sehen, und die Kraftanstrengungen in den Kämpfen, welche ein grofser Geist mit sich selbst und mit einem physisch, sittlich und intellectuell gesunkenem Volke zu bestehen hat. — Merkwürdig sind dem philosophischen Forscher der Geschichte die Versuche in der schwersten aller Künste, Menschen zu regieren; leicht leiteten ihn die Untersuchungen über die Zwecke des hebräischen Gesetzgebers auf das Streben und die Verdienste der griechischen, des Lykurges, Drakon und Solon." Des Lykurges Gesetzgebung ist, gegen dessen eigene Zwecke gehalten, ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde; aber hält man den Zweck, welchen Lykurges sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so mufs eine tiefe Mifsbilligung an die Stelle der Bewunderung treten. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. — Drakons Gesetze nennt er den unvollkommenen Versuch eines Anfängers in jener Kunst, der nur durch Schrecken wirken will, nur begangenes Uebel straft, nicht die Quellen desselben zu verstopfen sucht. Um Solon steht die Freiheit und die Freude, der Fleifs und der Ueberflufs, um ihn stehen alle Künste

und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. — Noch sind unter den kleinern historischen Schriften zu nennen die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschall Vieilleville in den Horen, 1797; die Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens, nach Vertot, von M. N. (Friedrich Imanuel Niethammer) und die Vorrede zum ersten Theil der merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaral, 1792.

Die Verbindung, in welcher er mit Reinhold stand, und das eigene Interssse an allen grofsen Erscheinungen des menschlichen Geistes, zog ihn zu der Kantischen Philosophie hin, hauptsächlich zum fleifsigen Studium der Kritik der Urtheilskraft. Jene Philosophie war es, durch welche er die innere Fülle zur Klarheit brachte, durch welche er von Willkühr und Gegenwart sich loswand und sich frei und kühn in das Reich der Ideale erhob. Sie war ihm in ihren Wegen und Resultaten nicht das höchste Ziel oder die einzige Norm des Geistes; die Nachtreter verspottete er in dem bekannten Distichon:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Sie war ihm ein Stoff seines eigenen Denkens, eine Auslegerin der Ahnungen seiner Jugend, ein formelles Bildungsmittel. Durch sie gereizt, wandte sich sein Geist auf Untersuchungen über das Wesen der Schönheit, zur Betrachtung dessen, was der Mensch überhaupt durch die Kunst erreichen will, zur Prüfung der Grundsätze der Aesthetik, zur Begründung der Kunstregeln und zur Aufsuchung des höchsten Prinzips, auf welches die vorhandene Mannichfaltigkeit zurückgebracht werden könnte. Seitdem erschien in der Thalia und in den Horen, welche letztere er von 1795 — 97 herausgab, eine Reihe gehaltreicher Aufsätze über ästhetische Gegenstände. Wer kennt nicht die anziehende und belehrende Abhandlung über Anmuth und Würde (Thalia 1793), wo er von dem Gürtel des Liebreizes, welchen die griechische Fabel der Göttin von Knidos beilegt, Gelegenheit nimmt, die beiden Begriffe der Anmuth und Würde klar zu machen und daran die Idee des Schönen selbst in helleres Licht zu setzen? In dem Aufsatze über das Pathetische (Thalia 1793) zeigt er, dafs das Leiden nie letzter Zweck der Kunstdarstellung ist, nie eine unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, welches wir am Tragischen empfinden; dafs vielmehr durch die Darstellung die innerlich widerstehende, das physische Leiden und den Affekt bekämpfende Kraft der Vernunft hervorzurufen ist. Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (Thalia 1792) widerlegt er die irrige Ansicht derer, welche wohlmeinend, um der Kunst einen recht hohen Rang

anzuweisen, das Moralischgute als ihren höchsten Zweck setzen; man vertreibe damit die Kunst aus ihrem eigenthümlichen Gebiete. Ihr Zweck sey zu ergötzen. Um diesen zu erreichen, müsse sie freilich durch die Moralität ihren Weg nehmen und mit dem sittlichen Gefühle im engsten Einverständnifs handeln; aber ihre Freiheit, wodurch sie allein mächtig, den Reiz des Vergnügens, wodurch sie allein wirksam sey, verliere sie, sobald sie sich selbst einen moralischen Zwek setze. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfülle, welches sie nur bei Ausübung ihrer völligen Freiheit könne, werde sie einen wohlthätigen Einflufs auf die Sittlichkeit haben. Als Fortsetzung und weitere Ausführung dieses Gedankens kann die spätere Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten betrachtet werden, worin gelehrt wird, dafs der Geschmack, weil er die der Tugend hinderlichen Neigungen entfernt und die ihr günstige Stimmung im Gemüthe hervorbringt, zwar die Sittlichkeit befördere, aber nur mittelbar und ohne die Handlungen des Menschen selbst zu sittlichen zu erheben. Verwandten Inhalts sind die Aufsätze über die tragische Kunst, zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände (Thalia 1792—93) über das Erhabene, Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, ingleichen eine Reihe von Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen und über die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen (Horen 1795). Eine der wichtigsten Abhandlungen ist die über naive und sentimentale Dichtung (Horen 1795—96). Er unternimmt darin nicht, eine neue Klassifikation der verschiedenen Dichtarten aufzustellen, welche wegen Mangels eines festen Eintheilungsgrundes immer nicht vollständiger und genauer gemacht ist, als die Klassifikationen in den Werken der Natur; er sucht vielmehr, indem er die Begriffe des Naiven und Sentimentalen erörtert, und das erstere von jedem Genie, sey es Dichter oder Staatsmann oder Feldherr, nothwendig fordert, darzuthun, wie jene zwei Elemente durch das ganze Gebiet der Poesie durchgreifen, wie sie in des Menschen Natur gegründet die zwei einzigen möglichen Arten sind, wodurch überhaupt der poetische Genius sich äufsern kann, wie alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter entweder gar nicht, oder erst, wenn sie unter etwas gemeinschaftlich Höheres gestellt sind, mit einander verglichen und ihrem Werthe nach beurtheilt werden können. — Das Schreiben an den Herausgeber der Propyläen enthält eine Beurtheilung der Bilder, welche dessen zwei Preisaufgaben, Hektors Abschied und der Raub der Pferde des Rhesos, veranlafst hatten. Obschon diese Aufsätze durch Kantische Ideen erregt worden und aus ihnen hervorgegangen waren: so konnte ihm doch der subjektive Charakter der Kantischen Ansicht, welche die Regeln der Beurtheilung des Schönen ihrer Quelle nach blos für empirisch erklärte, ingleichen die alle Grazien zurückscheuchende Härte, wo-

mit die Idee der Pflicht vorgetragen wurde und die dadurch verursachte innere Entzweiung des Menschen nicht ganz befriedigen, indem die Harmonie der Schönheit dadurch aufgehoben wurde.

Nachdem er sein Inneres durch die Schätze der Geschichte noch mehr bereichert und seine Ansichten durch das Studium der Philosophie geläutert hatte, mufsten auch seine Urtheile über Kunstwerke anders ausfallen. Fast keins seiner frühern Gedichte konnte jetzt mehr vor dem Kunstrichter bestehen. „Ich habe mir gewissermaſsen selbst den Krieg erklärt", sprach er damals. Mit der Strenge, die er gegen die eigenen Werke übte, verfuhr er damals auch gegen Bürgers Gedichte (Allgemeine Lit. Zeitung. 1791.). Er machte an die Dichtkunst die Anforderung: „Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit anhäuften, muſs Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand; die Sitten, der Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit muſs sie geläutert und veredelt und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhunderte selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen." Solche Ansichten leiteten ihn bei Beurtheilung der Gedichte Bürgers. Nicht Persönlichkeit war es, welche das strenge Gericht über jenes Dichters Werke eingab und ihm fast alle Idealität absprach; es war der unmännliche kindische Ton, den ein Heer von Stümpern in die lyrische Poesie einführte, welcher ihn erbitterte, weil er die Würde der Dichtkunst antastete. Und was hiervon Bürger durch sein Beispiel förderte oder in Schutz nahm, hat Schiller hart verurtheilt. Seine Absicht spricht sich deutlich genug in den Worten aus: „Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läſst, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Bürgers Talent und Ruhm schuldig machen konnten; nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Parthei der Kunst zu ergreifen und an die höchsten Forderungen derselben zu erinnern." Jene oft übelgedeutete Rezension will keineswegs den Dichter beleidigen und niederschlagen; kränken wollte Schiller der edle Menschenfreund nie. Alle Vorzüge des Geistes und Herzens Bürgers werden mit Wärme gerühmt; es wird ihm in Bezug auf die Balladen das ehrenvollste Lob ertheilt. Daſs ein Dichter von so hohen Talenten sich selbst vollenden und etwas Vollendetes liefern möge, ist der Zweck jener Rezension. Und muſs nicht einem Menschen tüchtiger Natur, der nicht von eitler Selbstgefälligkeit verblendet oder durch viele Weihrauchdüfte verderbt ist, ein wohlbegründeter Tadel lieber seyn, als ein schales gehaltloses Lob? Und hatte nicht Schiller in der oben genannten Rezension selbst über Göthes Egmont eine gleiche Gerechtigkeit geübt? Was er in der Antwort auf Bürgers Antikritik erwiederte: „immer könnte ein Dichter

jenes Urtheil geschrieben haben, der freilich nicht die Klugheit besafs, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen," er bewährte auch bei der nachher unternommenen Durchsicht seiner frühern Gedichte. Vieles wurde umgeändert, mancher üppige Auswuchs abgehauen, manches ganz vertilgt. Der Rezension über Matthisons Gedichte (Allg. Lit. Zeit. 1794.) ist eine gedankenreiche Untersuchung über Landschaftsdichtung vorausgeschickt; so wie die über den Gartenkalender auf das Jahr 1795 durch Warnung vor der Steifigkeit des französischen, vor der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen Gartengeschmacks und durch Zurückführung dieser Kunst in ihre wahren Gränzen, eingeleitet ist. Zu den historischen und philosophischen Untersuchungen gesellte sich noch das Studium schöner Muster des Alterthums. Einige Proben seines Fleifses hierin gab er in den metrischen Uebersetzungen der Iphigenia in Aulis, der Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides, 1789; in der freien Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneis, 1792. —

In den Jahren 1790—94 erschien von ihm, da sein Geist der Philosophie und Geschichte sich zugewandt, kein einziges bedeutendes Gedicht. Mitten in diesen Beschäftigungen regte sich indefs der Dichtungstrieb, und er meinte zuweilen, diese kritische Periode habe einen nachtheiligen Einflufs auf seine Kunstschöpfungen gehabt. Er schrieb 1792: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie mufs ich mich immer mit Prinzipien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik mufs mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehrern Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weifs. Bin ich aber erst so weit, dafs mir Kunstmäfsigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken." Indefs da bei tiefern Eindringen in die Theorie das hohe Ideal der Kunst reiner und klarer vor seinen Geist trat und immer mehr die Seele seiner Werke wurde, da auf diesem Wege die zur Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft unentbehrliche Ruhe und Freiheit des Geistes bei ihm einkehrte, so dafs höhere Besonnenheit und sichere Absicht die sonst brausende Begeisterung lenkten und er jetzt mehr nach der klaren Idee, welche sein Genius ihm vorhielt, bildete, als nach unsicherem Gefühl: so konnten wohl jene philosophischen Untersuchungen, weil sie

sie ihm dazu verhalfen, dafs Weisheit und überlegener Genius freier walteten über Stoff und Form und über beides vollkommene Herrschaft übten, nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben auf seine künftigen lyrischen und dramatischen Dichtungen. Er erkannte diefs nachher selbst und schrieb 1794: „Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen". Für die Dauer konnte das kritische Studium ihn nicht befriedigen. Der heilige Drang nach eigenen Schöpfungen bemächtigte sich seiner bald wieder, und in dem letzten Jahrzehend seines Lebens brachte er das Vollendetste hervor.

Von den vielen mythologischen, lyrischen, didaktischen und epigrammatischen Gedichten, welche seit 1795 entstanden, mögen hier nur einige genannt seyn (Werke. 9r Bd.). Wo hat die Poesie sich selbst anmuthiger und lieblicher erklärt, als in dem Mädchen aus der Fremde? Wer fühlt nicht ihren stillen Zauber, wenn dieses wunderbare Kind, in edle Würde gekleidet, erscheint, jedem eine überirdische Gabe aus dem schönern Lande bringt, den Jüngling wie den Greis am Stabe beschenkt und glücklich macht, die schönste und erquickendste Blüthe aber den Liebenden darreicht? Der Tanz setzt uns in das fröhliche Spiel des verschlungenen Lebens hinein, erhebt uns aber unmerklich zu den ewigen Gesezen der Kunst und des Weltalls. Die Erwartung ist vom Anfang bis ans Ende ein reiner frischer Ergufs der Empfindung eines liebenden sehnenden Gemüths in gemäfsigter Fülle und edler Form gehalten. Die Klage der Ceres und das Eleusische Fest entschleiern auf zarte und gemüthvolle Weise den hohen menschlichen Sinn des alten Mythus. Wie rührend und edel ist der Schmerz der verwaisten Mutter, welche, das geliebte Kind suchend, umsonst die Welt durchirrt, deren Einbildungskraft endlich den mildtröstenden Schein der Vereinigung findet und einen sinnigen Liebesbund mit der Tochter schliefst, indem sie das Samenkorn in die Erde senkt, in dessen Pflege sich die Mächte des Styx und des Aethers theilen, in dessen aufkeimenden Blüthen sie theure Boten und süfse Stimmen von der geliebten Tochter aus dem Kocyt empfängt!

Traurend senk' ich's in den Schoofs der Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Dafs es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust!

Eine Reihe anziehender Bilder wird um einen einzelnen Gegenstand gelegt und als sinnvolles Ganze aufgestellt in der Glocke. Die mechanischen

Geschäfte des Gusses werden Veranlassung, den Kreis der menschlichen Verhältnisse von der Wiege an, in der Zeit der ersten Liebe, der häuslichen Verbindung, der Unglücksfalle und des Aufruhrs zu durchlaufen; alle finden ihre Sprache und Ankündigung in den Tönen der Glocke. Wie das Geschäft nach und nach fortschreitet, entstehen neue Züge und Partien des Bildes und jeder fühlt sich, sobald die Glocke vollendet ist, mit einem beseelten Gemälde des menschlichen Lebens in seinen wichtigsten Erscheinungen und heiligsten Momenten freudig überrascht. Die Ideale, deutsche Treue, die Macht des Gesangs, Pompeji und Herkulanum, die Worte des Glaubens und des Wahns, an die Hoffnung, die Würde der Frauen, die Elegie oder der Spaziergang — wie viele Tausende in Deutschland mögen von diesen sinnigen Gesängen des zartesten Wohllautes bezaubert und beglückt worden seyn! Wie viele höhere schöne Ahnungen und Gefühle mögen diese lieblichen Bilder der Phantasie in den Seelen geweckt haben! Der Kampf mit dem Drachen, voll Kraft und Mäſsigigung, wird wohl immer für eine der schönsten Romanzen der Deutschen befunden werden. Welcher Gebildete trägt nicht seine Balladen im frischen Gedächtnisse? Der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, Ritter Toggenburg, die Bürgschaft, die Kranniche des Ibykus, der Ring des Polykrates, Hero und Leander dürfen nur genannt werden, um die süſsesten Erinnerungen an edle Geistesgenüsse aufzuwecken. Wollte sich einer Rechenschaft davon ablegen, was ihn darin so anzieht und ergötzt: so dürfte er solches weder der Klarheit, Würde und schönen Fülle der Diction, noch der Zartheit und Kraft des Gefühls, noch der jugendlichen Frische der blüthenreichen Phantasie, noch dem Anmuthigen und Schrecklichen des Stoffes vereinzelt beizulegen haben; es ist wohl alles dieses zusammen, es ist der vollendete Geist des Dichters, welcher aus dem Zauberlande der Ideale herniedersteigt, sich veredelnd um das Individuelle schlingt, durch dieses Geschäft alle irdische Sorge verscheucht, alle Ahnungen des Schönen, die im Gemüthe schlummern, erquickend ins Leben ruft, die Seele erheitert, veredelt und im freundlichen Spiele emporträgt in die ewig blühenden Gefilde der Schönheit. Die Xenien, zu denen er sich mit Göthe vereinigte, sollten anfänglich als ein Ganzes erscheinen, und hatten den Zweck, manches literärische Unwesen mit Laune und Witz zu rügen, und untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen schlechte Schriftsteller mit feinem oder bitterm Spotte zu züchtigen. Die Anzahl der Distichen war auf tausend berechnet; da aber nur ungefähr vierhundert fertig wurden, erschienen diese nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt im Musenalmanach für das Jahr 1797. — Seit 1799 wandte sich Schiller ganz der Bühne zu und schuf in den letzten sechs Jahren seines Lebens die vier Tragödien Wallenstein, 1799; Maria Stuart, 1800; die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina, 1803; ingleichen

den Wilhelm Tell, 1804. In dieselbe fruchtbare Zeit fallen die übrigen dramatischen Arbeiten: die Bearbeitung des Macbeth, 1801; die Huldigung der Künste, zur Feyer der Ankunft der verehrten Grosfürstin, 1804; die Uebersetzung der Phädra, von Racine; 1805; Turandot, nach Gozzi, 1805; der Parasit, oder dis Kunst, sein Glück zu machen, ein Lustspiel nach dem Französchen, der Neffe und der Onkel, Lustspiel aus dem Französischen des Picard; endlich die unvollendeten in seinem Nachlasse gefundenen Stücke, welche im zwölften Bande seiner Werke stehen: Fragment und Plan des Demetrius, Plan und Fragment des dramatischen Gedichts Warbeck, Plan des Trauerspiels die Maltheser, Plan eines Drama, die Kinder des Hauses. —

Wie früher sein Don Karlos die Geschichte des Abfalls der Niederlande veranlafste, so hatte ihn jetzt das Studium der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges auf den Charakter des Mannes geführt, welchen er zum Held seiner Tragödie machte. Schon 1792 war der erste Gedanke zu Wallenstein erwacht, aber erst 1796 entschied er sich dafür. Er selbst legt in seinen Briefen die Ansichten dar, welche ihn bei diesem Trauerspiele leiteten. Weil sie uns beim Entstehen einer der herrlichsten Tragödien der Deutschen gleichsam in die innere Werkstätte des schaffenden Dichters blicken lassen: so mögen sie theilweise hier stehen. „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Diefs ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter, der als ächt realistisch nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzigen Lebensakte grofs, er hat wenig Würde und dergl.; ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-grofsen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Prinzip hat. Vordem habe ich, wie ein Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier in Wallenstein will ich es probiren, und durch die blofse Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, dafs der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie grofs, und im Ganzen kommt er

um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. — Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiſs jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daſs ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, alles muſs durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. Gerade so ein Stoff muſste es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muſs die entscheidende Krisis mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich traktire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr auſser mir, daſs ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läſst mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert." — Wenn seine folgende Tragödie, Maria Stuart, von den Kunstrichtern nach Schillers eigener Theorie beurtheilt wurde, so konnte, da der Dichter so sehr von den früher aufgestellten Regeln abgewichen war, das Urtheil nicht anders als nachtheilig ausfallen. Nur wird bei dergleichen Messungen vorausgesetzt, daſs der producirende Dichter die Ansichten, welche er als reflektirender Philosoph aufgefunden, für unvergängliche und gesetzgebende Normen, von welchen er in der Dichtung nie abweichen dürfe, gehalten wissen wollte, daſs er das Gesetzbuch der Kunst auf immer für geschlossen erklärt, und die Ueberzeugung in sich festgestellt habe, er könne und dürfe seinem Ideale auf keinem andern, als dem früher erkannten Wege nachstreben. Wie sehr Schiller hierin zur Mannichfaltigkeit geneigt war und wie wenig er nach einer einmal aufgestellten Norm zu Werke ging, beweisen die ganz verschiedenartigen Trauerspiele, Wallenstein und die Jungfrau von Orleans. Wenn er in der Stuart das Mitleid absichtlich schwächte und es vermochte, die tragische Würde zu erhalten, den Zuschauer selbst an die von Leidenschaft niedergedrückte Maria zu fesseln, und ihn an der Schuldbeladenen, durch die höhere in ihr lebende Idee zu läutern und zu erheben: dann wurde ein höherer Grad der Kunst erfordert, als wenn er die Heldin des Stücks reiner und schuldfreier hingestellt hätte, dann wär diese Tragödie darnach zu beurtheilen, wie weit es der Kraft des Dichters gelungen ist, jene beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Ahnung groſser unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes, sprach er, und versuchte in der folgenden Tragödie die Aufgabe der Kunst noch auf einem andern Wege zu lösen. In der Braut von Messina wollte er eine Handlung auf

griechische Art darstellen, und führte die Idee des Schicksals und den Chor in das Trauerspiel ein. Das darin waltende Schicksal ist indefs dem der Alten nicht völlig gleich, wenn auch ähnlich, indem es mehr das Amt der Verbrechen strafenden Göttin verwaltet, und über den Schuldfreien seine Gewalt nicht nothwendig übte; es weicht aber auch ab von dem in den übrigen Tragödien Schillers wirkendem Schicksale, wo es in den äufseren Umständen hervortritt, welche als bestimmende Bedingungen geistigen und moralischen Kräften eine gewisse Richtung geben, und dem Charakter die Freiheit nicht unmöglich machen. Auch der Chor ist anders gehalten als im griechischen Trauerspiele. In der für Philosophie der Kunst merkwürdigen Vorrede über den Gebrauch des Chors in der Tragödie erklärt und rechtfertigt er sich über die Anwendung desselben. Der Chor bot ihm Gelegenheit, seine lyrische Fülle über die Darstellung zu verbreiten, und bildet den vorzüglichsten Theil des Stücks; bei allen glänzenden Vorzügen desselben wollte jedoch die Einführung desselben in unsere Zeit nicht gelingen. Schiller selbst verliefs diese Bahn wieder, wahrscheinlich weil er die Entbehrlichkeit jenes Mittels erkannte. — Allgemein bezaubernd wirkte die Jungfrau von Orleans, welche er ein romantisches Trauerspiel nannte. In dieser, von der Himmelskönigin begeisterten, für's Vaterland glühenden Jungfrau, hat des Dichters bildendes Genie sich besonders glänzend gezeigt, und die innere Fülle auf das reizendste entfaltet. „Die Jungfrau, schrieb er, ist in ihrer Art ein einziges Sujet und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenia der Griechen. Es konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viel Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört." — Die seltene Ehre, welche Schillern bei der ersten Aufführung der Johanna in Leipzig widerfuhr, erinnert an jene schönen Zeiten, welche den gottbegeisterten Sängern mit Ehrfurcht huldigten. — Nächst der Jungfrau hat Wilhelm Tell des Dichters Ruhm besonders erhöht, und ihn zum Liebling der Nation erhoben. Der entschiedene Beifall, womit das letzte seiner Stücke zum wiederholtenmale aufgenommen wurde und wird, der grofse Reichthum an einzelnen Schönheiten, z. B. im Charakter Tells, seines Knaben, seiner Frau, in der Scene auf dem Rütli, in der des Apfels, in Tells Monolog, und die aufserordentliche Herrschaft, welche hier über die Sprache geübt wird, lassen den Tell, wenn ihm auch die dramatische Einheit abging, wie diefs in der Natur historischer Schauspiele zu liegen scheint, dennoch den vollendetsten Stücken Schillers beizählen. Da überdiefs der Stoff so glücklich gewählt, und das Leben eines einfachen nach Freiheit dürstenden Hirtenvolkes eben so anziehend und kräftig erscheint, als die idyllische und romantische Natur des Landes: so wird dieses Schauspiel der Nachwelt noch lange Genufs bereiten, wenn tausend leere Unterhaltungsstücke längst in das Reich des Nichts hinabgefallen sind.

Da die letzten sechs Jahre seines Lebens so reich und fruchtbar waren an schönen Werken: wie viel Herrliches würde der Hochbegabte bei solcher Dichtungskraft, Ausbildung und Richtung noch hervorgebracht haben, wär die physische Kraft der geistigen gleich gewesen und die Hülle nicht so früh hingesunken! In Weimar, wo er neben diesen Arbeiten auch dem Theater grofse Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmete, lebte er glücklich durch die edle Gattin, glücklich als Vater von vier geliebten Kindern, in Freundschaft mit Wieland, Herder, Göthe und vielen Trefflichen, von dem Hofe mit Huld behandelt, und von dem Publikum nicht blos allgemein bewundert, sondern als Dichter und edler Mensch innig geehrt und geliebt. Doch die früher, schon seit 1791 wankende und durch seine nicht zu hemmende Thätigkeit, besonders durch nächtliches Studiren noch mehr geschwächte Gesundheit (oft hatte er bis zur kommenden Morgenröthe des Schlafs noch nicht genossen; die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans sind in stiller Nacht gedichtet) konnte nicht völlig wieder hergestellt werden. Nach seiner Rückkehr von Berlin, wo er im Sommer 1804 die Aufführung des Wilhelm Tell leitete und der ehrenvollsten Auszeichnungen genofs, schien seinen Freunden ein neuer Hoffnungsstrahl aufzugehen; aber bald verschwand auch dieser. Er folgte nach wenigen Monaten Herdern nach. Am 9ten May Donnerstag Abends 6 Uhr 1805 im 46sten Jahre seines Lebens machte ein asthenisches Fieber seinem kurzen Leiden ein Ende. Er selbst hatte angeordnet, dafs man ihm ohne alles Gepränge ein einfaches Begräbnifs geben möchte. In tiefer Stille der Nacht, von ihm so sehr geliebt, Sonnabends den 11ten May zwischen 12 und 1 Uhr trugen junge Gelehrte und Künstler (unter ihnen war der nun auch verstorbene Maler J a g e m a n n und der durch Schillers Tod so tief betrübte Professor H e i n r i c h V o f s) was vergänglich war von dem Unvergefslichen zum Gottesacker bei der Jacobskirche. Dort wurde der Sarg im Landschafts-Cassengewölbe eingesenkt. —

Sein Körper war lang und hager; seine Farbe bleich; sein Gesicht trug die Spuren der Kränklichkeit. Aber in seinem Auge strahlte hohes geistiges Feuer, auf seiner gewölbten offenen Stirn, Freiheit, Klarheit und männlicher Sinn. In der schönsten und kräftigsten Blüthe seines Ruhmes schied er von uns. Der Schmerz über den Verlust des theuren und verehrten Dichters that sich allgemein in Deutschland kund und zeigte, dafs auch die Deutschen gediegene Gröfse würdig zu ehren wissen. Was er als tiefdenkender Philosoph, als geistreicher Geschichtschreiber, als scharfsinniger Aesthetiker, als lyrischer und dramatischer Dichter für die deutsche Literatur im Allgemeinen geworden ist, und welche Höhe er im Einzelnen wie im Ganzen erreicht hat, möge hier unberührt bleiben. Dafs er als tragischer Dichter neben den erstern Geistern, wo nicht über ihnen steht, und als eigentlicher Schöpfer der deutschen Bühne zu ehren ist, ha-

ben mehrere Kunstrichter genugsam gezeigt. Kein Wunder ist es, wenn er allgemeiner und tiefer auf die deutsche Nation eingewirkt hat, als irgend ein anderer Dichter. Er rang ja nach dem Edelsten und Höchsten, nach einem Ideale. Wie seine hohe gewaltige Schöpferkraft und sein reichströmender Geist Tausende zur Bewunderung hinrifs, so machte ihn auch sein für's Wahre und Göttliche heifs glühendes Herz jedem Edlen unendlich theuer. Denn auch das sittliche Leben dieses Dichters ist durchaus rein und edel. Gemein und verächtlich war ihm das Treiben derer, welche die heilige Gabe der Dichtung anwenden, um durch reizende Bilder blos Phantasie und Sinnlichkeit zu kitzeln, und welche, während sie im Reiche der Schönheit zu bauen scheinen, im Gebiete der Sittlichkeit Verwüstung anrichten. Wo fänden wir in seinen Gedichten eines, welches von einem unreinen Sinne eingegeben wär? Wie viele hingegen heben das Gemüth des Lesers in ein höheres freies Gebiet, wo Wahrheit, Tugend und Schönheit schwesterlich sich umarmen! Die hohen Ideale schwebten nicht blos seiner Phantasie vor; sie ruhten und lebten im heiligen Grunde seines Gemüthes. Und so war er auch als Mensch in jeder Rücksicht höchst verehrungswürdig. Seine vortreffliche Gattin achtete und liebte er mit seltener Innigkeit, seine Kinder mit reiner Vaterliebe. Sein redliches Wohlwollen und sein anspruchloses Wesen gewann jeden, der ihm näher kannte. Er war frei von dem Hochmuthe und Egoismus, der manchem Gelehrten und Schriftsteller anklebt. Die Freuden des Lebens genofs er mit offenen Sinnen und reinem Herzen; aber auch die Freuden umgab geistige Verklärung.

> Küsse gab sie uns und Reben,
> Einen Freund, geprüft im Tod;
> Wollust ward dem Wurm gegeben
> Und der Cherub steht vor Gott.

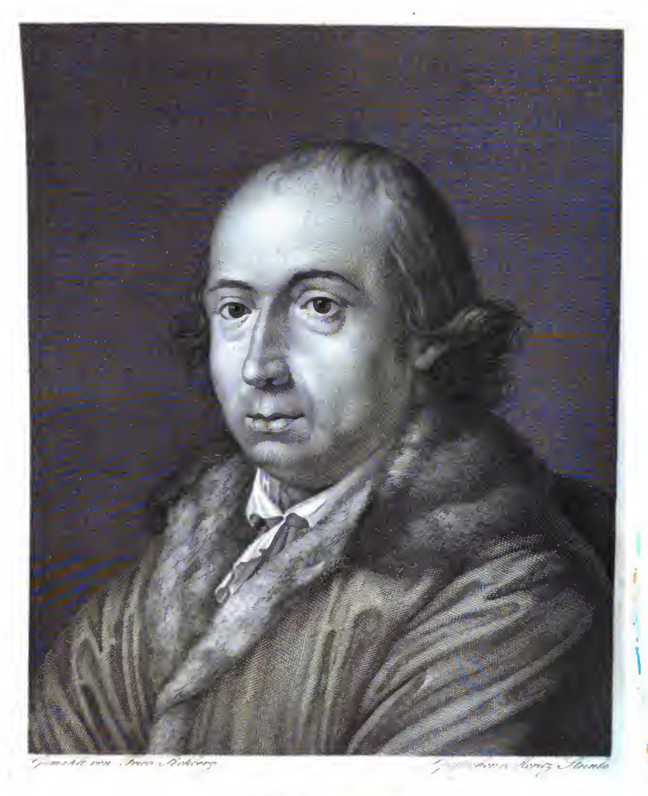
Am wärmsten schlug sein Herz bei dem Namen des theuren Vaterlandes; er war ein ächter Patriot. Während er sein Vaterland mit unsterblichen Werken verherrlichte, wurde er der Lieblingsdichter aller Gebildeten. Seine Gesänge entzückten und veredelten unzählige Jünglinge und Jungfrauen, und ihre begeisternde Kraft wird ohne Aufhören fortwirken, so lange grofse heilige Ideen und edle Formen empfängliche Gemüther finden. Wehe dem armen Jüngling, der nicht von Schiller entflammt, nicht für ihn begeistert ist! Seine Gedichte sollte jeder auswendig lernen; sie würden ihn zu der Ueberzeugung bringen, dafs in der deutschen Sprache eine wundervolle Stärke und Zartheit und ein unerschöpflicher Reichthum liegt; sie würden ihm fortwährend eine Quelle wahrer Begeisterung werden, und ein Antrieb zum Grofsen und Edlen.

H. V.

H e r d e r.

Es geschieht wohl nicht zur Unzeit, wenn in trüber Gegenwart dem deutschen Volke zur Betrachtung und Ermuthigung die hohen Geister hingestellt werden, welche das reiche Vaterland aus seinem Schoose gebar.

Das Streben der Männer, welche so viel zur Bildung und Verherrlichung Deutschlands beitrugen, auf's Neue in frisches Andenken zu bringen, kann nicht anders als wohlthätig seyn. Lange genug trugen die Deutschen den Vorwurf, dafs sie das Grofse des eigenen Vaterlandes nicht ehrten nach Verdienst, dafs sie ihren Dichtern, ihren besten Schriftstellern, allen denjenigen, welche für Wahrheit, Freiheit, Gemeinwohl, Kunst und Sittlichkeit muthig kämpften und den Anbruch einer bessern Zeit beförderten, nicht mit der feurigen Liebe huldigten, die ihnen gebührt, dafs sie sich hierin von andern gebildeten Völkern Europa's übertreffen liefsen. Vielen schien es bequem, die hohen Genien unserer Literatur vorerst zu plündern, dann zu bemäkeln, das Grofse und Würdige herabzuziehen und, um die eigene Dürftigkeit nicht bemerkbar werden zu lassen, richterlich über dieselbe abzusprechen. Von jener Kälte jedoch und von dieser Unredlichkeit scheint man sich immer mehr zu entfernen. Woran sollte sich auch eine sinkende Zeit halten, läutern und aufrichten, wenn das Grofse und Würdige der Vergangenheit nicht in Ehren gehalten würde? „Genie's — sagt einer der gröfsten Schriftsteller — sind die Schätze ihres Zeitalters und Sterne im Dunkeln, die durch ihr Wesen erleuchten und scheinen, so viel es die Finsternifs aufnimmt; sie sind Bilder der Gottheit an Ordnung, Schöne und unsichtbarer Schöpferkraft." — Unter die Edlen, die oft mit



Gemalt von Anton Graff   Gestochen von Moritz Steinla

I.G. HERDER.





it Lauigkeit behandelt wurden, deren hoher Werth wenigstens nicht allgemein enug anerkannt wurde, gehört auch Herder. Während er mit Originalität nd Kraft fast das ganze Gebiet des menschlichen Wissens umfaſste, die Hindernisse, welche den freien Gang des Geistes aufhielten, niederriſs, in vielen dunkeln Gebieten erfreuliches Licht anzündete, auf den Bildungsgang wohlthätig einwirkte und alle Güter, welche dem Herzen die theuersten sind, mit glühender Begeisterung pflegte und förderte: erhoben sich oft gegen ihn die Stimmen des Neides, der Partheisucht, des philosophischen Sektengeistes, suchten seinen Namen in Schatten zu stellen und bestritten, was sie in seinem Geiste nicht zu fassen wuſsten, oder was ihren Vorurtheilen, ihrem Ruhme und ihrer Parthei schädlich zu werden schien. Doch die ersten Geister ehrten sein Streben und Leisten, und wenn gereizte Eitelkeit und Gelehrtenneid das Urtheil über ihn nicht mehr trüben, so wird immer allgemeiner anerkannt werden, was er für Wissenschaft Treffliches geleistet. Groſs sind seine eigenen Verdienste, gröſser noch, die er veranlaſste. Keiner ist von ihm gegangen, der sich nicht zum Groſsen angeregt und gestärkt gefühlt hätte. Noch sprechen viele, die ihn näher und länger kannten, mit seltener Wärme von seinem Thun und Wesen, wie er durch Wort und Beispiel so wohlthätig auf die Umgebung gewirkt, wie er durch Gespräch zahllose Funken entzündet, wie seine Innigkeit, seine Liebe und Klarheit angeregt und begeistert habe. Diesen und allen denen, welche den Trefflichen erkannten, sey sein Bild, begleitet mit einigen Nachrichten von seinem Leben und Schriften, zur freundlichen Erinnerung hier aufgestellt. Jünglingen, die nach dem Edlen verlangen, möge die Betrachtung dieses gewaltigen und vielseitig ausgebildeten Geistes zur Aufmunterung und Stärkung dienen, und eine Einladung werden, nähere Bekanntschaft mit den Werken dessen zu machen, der eine Zierde unseres Vaterlandes ist.

I. Seine Jugend in Mohrungen, 1744 — 1762.

Johann Gottfried von Herder wurde den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreuſsen im Schoose einer armen Familie geboren. Sein Vater, Gottfried Herder, ein gelernter Tuchmacher, nachher Mädchenschullehrer, wie auch Glöckner und Cantor bei'm Gottesdienste in polnischer Sprache, gab ihm eine fromme, ernste und strenge Erziehung, die durch die Sanftmuth der Mutter gehörig gemildert wurde. Geregelter Fleiſs, strenge Ordnung, Gewissenhaftigkeit, innige gegenseitige Liebe und ein aufrichtiger religiöser Sinn herrschten in dieser stillen armen Familie, zu welcher nach dem frühen Tode eines Sohnes und einer Tochter, auſser Johann Gottfried, noch zwei Töchter gehörten. Jene Eigenschaften begründeten ihre innere Zufriedenheit und erwarben ihr die Achtung der Ein-

wohner. Herder hat später von seinem Vater immer mit grofser Ehrfurcht und von seiner Mutter mit seltenem Feuer kindlicher Liebe geredet. Dafs solche Eltern, denen die Furcht des Herrn aller menschlichen Weisheit Anfang und Endpunkt war, vor allen sein Herz zu veredeln und in frommer Andacht auf Gott zu richten suchten, war natürlich. Und dafs solche Bemühungen an ihm nicht vergeblich waren, dafs im jungen Herder schon frühzeitig eine aufrichtige Sehnsucht nach innerer Vollendung erwachte, davon zeugt ein schöner Zug aus seinem Jugendleben. Der Prediger Trescho in Mohrungen hatte einst gelehrt, wie der Mensch auf dem Wege des Evangeliums am sichersten zur Besserung und Seelenruhe gelangen könne. Sonnabends darauf fand er in seinem Beichtstuhle einen versiegelten Brief voll rührender Selbstanklagen, nebst dem Geständnisse, wie er von der letzten Predigt ergriffen und zum wahren christlichen Leben geweckt worden sey. Die zarte Sehnsucht nach dem Guten und die reinen Gefühle, die darin so kindlich ausgesprochen waren, erfreuten den Prediger. Er hoffte den Urheber des Briefes zu erfahren, indem er die erbetene Antwort versiegelt an jene Stelle legte. Aber die Antwort war abgeholt, ohne dafs er erfuhr, von wem. Erst später, als Herder für ihn etwas abzuschreiben erhalten hatte, erkannte Trescho aus den Schriftzügen den Verfasser jenes Briefes. Die einzige Lectüre, welche ihm im frühesten Alter gereicht wurde, war die, woran so viele junge Gemüther stark geworden sind, Bibel und Gesangbuch. Nachher, als heifser Durst des Wissens und unersättliche Lernbegierde in ihm rege wurden, verschaffte er sich mühsam allerlei Bücher, las unaufhörlich, oft selbst beim Mittags- und Abendessen, und stieg zuweilen auf einen im Garten stehenden grofsen Kirschbaum, um unter Blüthen und Gesang der Vögel frei und heiter in seinen Lieblingen zu leben. In Schulkenntnissen wurde er in der Stadtschule zu Mohrungen von dem Rektor Grimm, in der Religion von dem Prediger Willamovius unterrichtet. Wenn die gründliche Gelehrsamkeit und der strenge Lehreifer des erstern ihn mit hoher Ehrerbietung erfüllte, so erzeugte die Innigkeit und Güte des ehrwürdigen Willamovius in seinem Innern warme zärtliche Liebe. Der erste hatte mehr Einflufs auf die Bildung seines Verstandes und Gedächtnisses, und gewöhnte ihn an gründliche Festigkeit; der zweite wirkte mehr auf Veredlung seines Herzens und seiner Phantasie, und nährte in ihm ächte Religiosität. Neben diesen beiden hat sich auch Trescho Verdienste um seine Jugendbildung erworben. Dieser wurde 1760 Diakonus in Mohrungen, und da er allein lebte und viele Geschäfte hatte, nahm er den Jüngling, der viel Fähigkeit zeigte, als Famulus und Schreiber in sein Haus. Trescho, ein Mann von edlem Charakter, Geschmack und feiner Bildung, durch seine Gedichte, Erbauungsschriften und Briefe über theologische Litteratur in der gelehrten Welt bekannt, und wegen seiner würdigen Amtsführung in Mohrungen hochgeachtet, erkannte bald, welche

Gaben die Natur dem jungen Herder verliehen, wie gesundes Gefühl, rege Einbildungskraft und heller Geist aus ihm sprach, und wie sich hiezu unermüdeter Fleifs gesellte; aber wegen der Armuth der Eltern glaubte er ihn vom Studiren abrathen zu müssen. Indefs eröffnete er dem Wifsbegierigen seine Büchersammlung, und zwei Vorfälle weckten bald in ihm den Vorsatz, Pfleger des jungen Talentes zu werden und nach Kräften beizutragen zu dessen Ausbildung. Er bemerkte nämlich, dafs Herder, der in seinem Hause wohnte, bis in die tiefe Nacht Licht in seiner Kammer unterhielt. Begierig nach der Ursach, trat er einst spät in dessen Schlafkammer, und fand ihn zu seinem Schrecken bei brennendem Lichte auf dem Bette im Schlafe liegen und um ihn her viele, zum Theil aufgeschlagene alte und neue Bücher, meistens griechische und lateinische Classiker und deutsche Dichter. Als er ihn am folgenden Morgen nach einer kleinen Warnung vor Unvorsichtigkeit fragte, ob er diese Bücher verstehe, antwortete Herder, dafs er sich Mühe gebe, ihren Inhalt zu fassen. Bald darauf, im Januar 1762, übergiebt Trescho dem 17jährigen Herder ein Manuscript zum Abschreiben, Versiegeln und Absenden an den Buchhändler Kanter in Königsberg. Kanters Antwortsschreiben sagte aus: „Die dem Manuscript beigelegte Ode, an Cyrus den Enkel Astyages, sey so geistreich, dafs sie nach ihrem Abdruck bei Kennern vielen Beifall gefunden, und dafs er wünsche, den Verfasser kennen zu lernen. Trescho, der nichts von dieser Ode wufste, befragte Herdern darüber. Schüchtern gesteht dieser, dafs er sie heimlich beigelegt. Jetzt unterhielt sich Trescho öfter mit ihm, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich Kenntnisse aller Art zu verschaffen. Wenn er ihm auch nicht selbst Unterricht gab, so mufs es doch diesem wohlthätigen Manne, der Herders ganze glänzende Laufbahn sehen konnte (denn er starb erst nach Herder den 29. Octob. 1804), ein beglückendes Gefühl gewährt haben, dafs er sich des Jünglings freundlich angenommen. — So sehr sich auch der rastlose Jüngling mit Arbeiten und Plänen überlud, hatte er doch, wegen der Armuth seiner Eltern, noch keine Aussicht, den rege gewordenen Trieb des Wissens im Studium der Wissenschaften befriedigen zu können. Dabei ward er noch mehrere Jahre von der Sorge beunruhigt, dafs er vielleicht als Soldat dienen und auf immer von der Wissenschaft scheiden müfste. Doch eine unerwartete Fügung rettete ihn von dieser Besorgnifs und eröffnete ihm erfreuliche Hoffnung. Der erste Wundarzt eines aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrenden und in Mohrungen überwinternden russischen Regiments (er soll ein Schwede, sein Name Schwarzerloh gewesen seyn), kam oft in Treschos Haus und lernte dort den jungen Herder, welcher schon seit dem fünften Jahre am rechten Auge an einer Thränenfistel litt, genauer kennen. Eingenommen von dem Lerneifer, dem sinnigen Wesen und dem edeln Anstande des Jünglings forderte er ihn auf, mit ihm nach Königsberg zu reisen, dort solle er ohne Entgeltung Wundarzneykunst

lernen und Hülfe für sein krankes Auge finden; auch wolle er ihm in der Folge, wenn er Lust an der Medizin fände, behülflich seyn, daſs er sie in Petersburg unentgeltlich studiren könne; dafür sollte ihm Herder, gleich nach der Ankunft in Königsberg, eine medizinische Abhandlung ins Lateinische übersetzen. Solches Anerbieten muſste dem Wiſsbegierigen, der sich nach Erlösung aus seinem beengenden Zustande und nach den Schätzen der Wissenschaft sehnte, willkommen seyn. Die Eltern willigten freudig ein; selbst viele Bekannte in Mohrungen nahmen frohen Antheil an der Hoffnung, die ihm eröffnet war. Er verlieſs, 18 Jahr alt, 1762 den väterlichen Wohnort, und sah seine guten Eltern nicht wieder. Sein Vater starb schon im folgenden Jahre 1763, seine Mutter lebte bis 1772, und sahe zum Theil noch, welch einen Sohn sie an ihrem Herzen gepflegt hatte.

Dieſs ist die erste Periode im Leben des Ausgezeichneten, welche, wie vieler seltenen Menschen Kindheit, nicht ganz hell ist. Zwar würden wir, wenn wir auch alle Umstände von Herders Kindheit vollständig und mit Sicherheit aufzuzählen wüſsten, darum nicht genauer begreifen, wie ein origineller Geist wird; dennoch bleibt es ein natürlicher Wunsch, denjenigen, der unsere ganze Hochachtung auf sich zieht, durch die Fluren seiner Kindheit begleiten zu dürfen, und die jugendlichen Eindrücke nebst allen Verhältnissen, in welchen er lebte, genauer zu kennen, indem wir glauben, daſs diese seiner Seele, wenn auch nicht die Kraft, doch die Richtung, wenn nicht den Gehalt, doch die Farbe zu geben pflegen. Fassen wir die wenigen Fragmente aus seiner ersten Periode zusammen, so wird uns Manches aus seinem spätern Leben einleuchtender. Er genoſs im Ganzen einen spärlichen Unterricht; das meiste gewann er durch eigene Anstrengung; er war mehr Autodidakt. Als solcher pflegte er gleich auf das Wesentliche der Sache zu eilen und wenig Gewicht auf das Nebenwerk zu legen. Dieſs hatte er mit Leibnitz und mehrern andern gemein. Nun waren aber damals die wenigen gesunden Ideen der Wissenschaft unter einer Masse von Formen so tief begraben, daſs der Geist sich nur mit Mühe zu ihnen hindurch arbeiten konnte. Es mochte dieses Herdern um so schwerer werden, da hinreichende Anweisung ihm abging. Oft muſste er sich durch Irrthümer hindurch winden, ehe er am richtigen Ziele ankam. Wir können uns daher nicht wundern, wenn er später so gewaltsame Ausfälle thut gegen Pedantismus, Buchstäbelei und Wortkrämerei, gegen alle den freien Geist hemmenden Satzungen, die nicht auf sichern Gründen, sondern auf der Autorität einzelner Lehrer ruhen und mühsam zusammen gelernt werden, um sie nachher auf immer zu vergessen. Wollte er, nach erwachter Selbsständigkeit der freien menschlichen Forschung ihr Recht verschaffen, so muſste er den Gegensatz, der in seinem Zeitalter stand und unter welchem er selbst geseufzet hatte, nachdrücklich beäkmpfen. So liegen in seiner Zeit und in seiner

Jugendbildung die Veranlassungen zu seiner künftigen Polemik. Aber auch mancher schöner Zug seines Charakters und seiner Denkweise ist aus jener Periode abzuleiten. Die Natur hatte ihm hohe Geisteskräfte geschenkt, aber die Ausbildung derselben hatte sie ihm nicht leicht gemacht. Er mufste, wie Winkelmann und andere Vortreffliche, durch die Schule der Dürftigkeit wandern und Hindernisse besiegen, welche der im Schoofse des Reichthums Geborne nicht kennt. Auch von ihm gilt, was Utz sang: nackt flieh' ich in der Weisheit Arme. Es findet sich in grofsen Männern, für deren Bedürfnisse ohne ihr Zuthun reichlich gesorgt war, denen ein günstiges Geschick alles bereit gelegt, was ihre Fortschritte begünstigte und ihre Ausbildung beflügelte, nicht selten die Unart, dafs sie nun diejenigen, welche in ihrer Jugend mit Noth und Sorgen zu ringen haben, wenig bekümmern, unter dem Vorgeben, ein Genie müsse durch eigene Kraft durchbrechen und alle Hindernisse überwältigen. Herder, selbst in der Schule der Dürftigkeit erzogen und wohlwissend, wie sehr Armuth und Mangel an Aufmunterung den aufstrebenden Jüngling oft lähmt, war von solchen halbwahren, mehrentheils nur aus verdeckter Selbstsucht quellenden Grundsätzen weit entfernt. Er vergafs es nie, dafs der fremde russische Wundarzt sein rettender Engel gewesen war. Wo er ein kräftiges Talent aufkeimen sah, das pflegte er hülfreich; wo drückende Sorgen den jungen Geist niederhielten, da entfernte er sie. Gern suchte er den noch halb Unbewufsten und Schüchternen durch liebreiche Aufmunterung zu stärken, von Irrwegen zurückzuhalten, zurecht zu weisen, oder ihm, wo es nöthig war, selbst oder durch seine zahlreichen Freunde Hülfe zu geben. Viele noch lebende Gelehrte und Künstler werden diese Worte mit warmem Danke unterschreiben. Eben so ist für seine Art zu denken und zu fühlen der Umstand wichtig, dafs er fromme Eltern hatte und das Feuer seiner Phantasie zuerst an morgenländischen Geistern sich entzündete. Dafs er anfangs nur aufs Lesen der Bibel und des Gesangbuchs beschränkt war, möchten wir keineswegs beklagen. Beide sind reich genug für das kindliche Gemüth, und ein längeres Verweilen dabei ist sicherlich geeignet, die einfachen kräftigen Grundzüge der Religion fest und bleibend in die Seele niederzulegen. Die Fluth unserer Kinderschriften ist dagegen nur ein jämmerliches Surrogat, und mehr geeignet, Innigkeit, Tiefe und Wahrheit des kindlichen Gefühls hinwegzuschwemmen. Viele ausgezeichnete Männer haben, wenn sie später den ganzen Gang ihrer Bildung und ihres Lebens im Zusammenhange überschauten, freudig den Werth und wohlthätigen Einflufs jener beiden Bücher gerühmt. Auch Herder hat diefs gethan. 1774 schrieb er an Hamann: „Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt, wie die fetten Kühe Pharaons, in sich schlukken — bis der Tag kommt, der durch Facta und Acta alles entsiegelt.“ Und später an einen andern Freund: „Haben Sie, mein Theuerer, eine so kindliche,

ich möchte sagen angeborne Freude an der Bibel, als ich habe: wie klein wird Ihre Bibliothek werden! Nur der Bibel zu lieb ward ich Theolog, und ich erinnere mich meiner Kindheitsjahre, in denen ich Hiob, den Prediger, Jesaias und die Evangelien las, wie ich kein Buch sonst auf der Welt gelesen habe und lesen werde. Mein ganzes Leben entwickelt mir nur, was mir meine Kindheit sagte." — So mag er am Morgen seines Daseyns in einer eigenen Wunderwelt von Phantasien, Gefühlen, Ideen und Träumen herumgewandelt seyn; das Lesen der heiligen Schrift, das Wesen der alten Propheten, des Hiob, der Psalmdichter, die grofsen artigen Charaktere des Abraham, des Moses, das Leben Jesu mit seinen zahlreichen Wundern, der erhaben kühne Jesaias, der sinnige Johannes, der feurige Paulus — alles diefs mufste solch' eine empfängliche Kindesseele wunderbar anwehen und sie erfüllen mit ewigen Ahndungen von dem ursprünglichen Leben in Gott. Heilige Gesänge kamen hinzu, rührten sein Inneres und lockten still die göttlichen Keime hervor. Der Geist und die Engel des Morgenlandes grüfsten ihn geheimnifsvoll, umgaben seine Seele mit dem Dämmerschein der jugendlichen Poesie, öffneten dem sanft schwärmenden Knaben ihre blühenden Zaubergärten und winkten ihm freundlich in ihre lieblichen Paradiesgegenden. So blieb er auch bewahrt vor der gewöhnlichen Einseitigkeit und Schroffheit der Autodidakten. Einbildungskraft und Gefühl erhielten ihre Anregung und zweckmäfsige Nahrung; das Gedächtnifs sammelte Stoff zum Nachdenken; in dem gesunden Verstande erzeugten sich Ansichten über die wichtigsten Gegenstände des Lebens; natürlicher Geschmack liefs ihn das Einfache und Aechte leicht unterscheiden vom nichtig Glänzenden; seine Seele glich, so zu reden, einem warmen fruchtbaren, mit lebendigen Keimen angefüllten Boden. Schon hatte er das Süfse des geistigen Lebens gekostet, immer stärker wurde das Verlangen nach Belohnung und Aufschlufs über die in ihm lebende und wogende Welt. In den Instrumentalkenntnissen, im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen hatte er solche Fortschritte gemacht, dafs er vom Rektor Grimm der Schule als Beispiel vorgestellt wurde. So kam er nach Königsberg.

II. *Seine Studierzeit in Königsberg, von 1762 — 1764.*

Nun sollte Herder das Studium der Chirurgie anfangen, da doch seine Neigung ihn zur Theologie zog. Da er bald nach seiner Ankunft einer Section beiwohnte und hier in Ohnmacht sank, entsagte er einem Geschäfte, wozu er weder Liebe noch Anlage hatte, ohne jedoch zu wissen, was er in seiner Dürftigkeit (seine Baarschaft bestand aus 3 Rthlr. 8 gl.) beginnen sollte. In dieser Verlegenheit begegnete er seinem ehemaligen Schulfreunde Johann Christian Emme-

rich. Auf dessen Rath meldete er sich zu einem Examen, nach dessen vortheilhaftem Ausfalle er im August 1762 als Student eingeschrieben wurde. Die Vorstellungen des Regimentschirurgus von den günstigen Umständen, die seiner in Petersburg erwarteten, vermochten nicht, den genommenen Entschlufs wankend zu machen. Er übersetzte seinem Wohlthäter die versprochene medizinische Abhandlung und nachdem ihm sein Freund Emmerich Wohnung nebst einigen Informationen verschafft, gab er den Eltern und Trescho von seinem Beginnen Nachricht und verfolgte mit allem Eifer das Studium der Theologie. Die Unterstützung einiger Freunde in Mohrungen und nachher des Buchhändler Kanter, eines Mannes, welcher sich der jungen Gelehrten hülfreich annahm, verschafften dem sparsam Lebenden das Unentbehrliche; er lebte bis zu seiner Anstellung am Collegianum Fridericianum, Ostern 1763, in drückenden Umständen, die nur durch seine heifse Liebe zu der Wissenschaft und den Blick auf bessere Zukunft gelindert werden mochten. Seit Ostern 1763 genofs er das reichsgräfliche Dohnaische Stipendium und wurde am Collegium Fridericianum angestellt, wo er bis zum November 1764 in Geschichte und Religion, im Lateinischen und Französischen, in philosophischen und mathematischen Wissenschaften Unterricht ertheilte. Seine academischen Lehrer waren in der Dogmatik Lilienthal, in der Kirchengeschichte Arnold, in Sprachen Kypke, in der Physik Teske, in der Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physischen Geographie Kant. Bald erkannte er, dafs in der Wissenschaft, wie in der Natur, alles im innigsten Zusammenhange stehe, dafs eine Wissenschaft die andere aufhelle und eine einzelne, abgerissen von dem grofsen Ganzen, nicht völlig verstanden werden könne. Bei solcher Ansicht konnte er, der in der Weisheit Heiligthum einzudringen strebte, unmöglich auf einen einzelnen Zweig sich beschränken. Rasch und kühn schwärmte er umher auf dem unermefslichen Meere des Wissens, ohne genau das Ziel zu kennen, wo er anlangen würde. Während er einen Wunsch befriedigte, erwachten zehn neue. Wie Lessing in Leipzig bald griechische Literatur, bald Chemie, bald römische Alterthümer, Medizin, Universalgeschichte und Botanik und, wie er scherzend sagte, über Geburtshülfe und Aesthetik hörte, dabei der Dichtkunst viel Fleifs widmete, Schauspieler unterrichtete und sich von ihnen unterrichten liefs: so wandte sich in Königsberg Herders Kraft auf morgenländische Sprachen, auf griechische, römische und deutsche Literatur, auf Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Mathematik, Theologie, Naturwissenschaften und Philosophie; dazu lernte er noch mehrere neuere Sprachen, las die besten Schriftsteller verschiedener Nationen, hielt öffentliche Reden und Katechisationen, schrieb Gedichte und dabei verwaltete er noch eine Lehrstelle am Fridericianum und führte die Aufsicht über einige Pensionärs. Welche gewaltigen Umtriebe (?) mufsten in diesem Jünglinge seyn! Während andere in solchen Labyrinthen sich verlieren, in solcher Planlo-

sigkeit sich völlig verwirren würden, ist das auf die Wissenschaft sich wendende Genie in seiner natürlichen und eigentlichen Sphäre, und schwärmt gern, wie ein seltener Komet, in ungemessenen Bahnen. Von einem Jünglinge, der mit ausgezeichneten Seelenkräften solchen rastlosen Eifer verband und dessen Herz frühzeitig in der Religion seine ewige Basis gefunden, konnten alle mit Recht die schönsten Hoffnungen fassen. Kant soll bei Gelegenheit eines Charfreitagsgedichtes über ihn geäufsert haben: „wenn dieses brausende Genie wird abgegohren haben, so wird er mit seinen grofsen Talenten ein nützlicher Mann werden." — Nachdem er noch nicht völlige drittehalb Jahre in Königsberg Kenntnisse eingesammelt, erhielt er im Herbst 1764 auf Hamanns und anderer Empfehlung einen Ruf als Collaborator an die Domschule nach Riga, welchem er folgte.

Herder ehrte alle seine Lehrer mit Dankbarkeit und lernte von jedem; mit der meisten Hochachtung sprach er von Lilienthal und Kant. Diese beiden haben ohne Zweifel in dieser Periode am meisten auf sein Inneres gewirkt. Kant würdigte den aufmerksamen Schüler eines besondern Vertrauens und Herder rühmt noch spät die Verdienste dieses helldenkenden Lehrers. „Ich habe, schreibt er, in den Briefen zur Beförderung der Humanität. 6ste Sammlung. S. 172., das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offne zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede flofs von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnifs der Natur und auf moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremd. Dieser Mann, den ich mit der gröfsten Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Imanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir." — Aufserdem hat der Umgang mit gebildeten Familien, von denen er zuweilen geladen wurde, auf den anfangs schüchternen Jüngling eine milde und veredelnde Wirkung in dieser Zeit geäufsert. Trescho, welcher ihm

ihn im Jahr 1764 in Königsberg besuchte, fand ihn viel froher, freimüthiger, unbefangener und gewandter, als er beim Weggange von Mohrungen gewesen. Dazu kam noch die Verbindung mit erlesenen Freunden, die seinem gefühlvollen, für Freundschaft so empfänglichen Herzen bis in die späten Jahre unvergefslich und theuer waren, und von denen er nie anders als mit reizender Verklärung gesprochen. Es gehörten unter andern dazu der Kriegsrath Kurella, der Kriegs- und Admiralitätsrath Bock, der Hospitalprediger Fischer in Königsberg. Mit dem Buchhändler Hartknoch von Riga, den er auch in Königsberg, wo derselbe Theologie studirte, kennen lernte, und an welchen ihn treue brüderliche Freundschaft knüpfte bis an sein Ende, sprach er noch in spätern Tagen häufig von den schönen süfsen Stunden, die er mit ausgezeichneten Jünglingen in belebender Freundschaft auf der Universität zugebracht. Am innigsten schlofs er sich an den originalen Hamann an, welcher seit 1762 in Königsberg lebte. Gleiche Begeisterung und Gluth für das Grofse und Würdige, gleiche Strenge in moralischen Grundsätzen und Harmonie der Gesinnung vereinigte beide zu einem heiligen Freundschaftsbunde, und als sich dieser mit Hamanns Tode 1788 löste, so sank für Herder ein bedeutender Theil seiner Freude dahin. Auch diesem Freunde hat er nachher in seinen Fragmenten (s. Werke der schön. Lit. u. Kunst. Th. I. pag. 103—106) ein Denkmal der Theilnahme und Achtung gesetzt, um ihn vor völliger Verkennung zu retten; doch setzt er hinzu: er ist weder mein Apollon, noch mein verderbender Apollyon gewesen. —

Aufser mehrern kleinen Aufsätzen und Gedichten, die er auf Kanters Betrieb für die Königsberger Zeitung lieferte, und den in die Sammlung aufgenommenen Jugendgedichten: Gesang an Cyrus, Andenken an meinen ersten Todten, Schlaf und Tod, ist uns aus dieser Periode eine Gedächtnifsrede übrig, welche er 1764 den 16ten März am Sarge der Schwester Kanters gehalten hat. Sie ist theilweise abgedruckt in den Erinnerungen aus Herders Leben, herausgegeben von Müller. 1r Th. pag. 70—79. Wie diese uns eine warme Empfindung und eine vielversprechende Blüthe seines Rednertalents zeigt, so läfst uns ein anderer Aufsatz, welchen er 1762, bald nach seiner Ankunft in Königsberg, unter der Aufschrift der Redner Gottes abgefafst, einen erfreulichen Blick thun in das für sein Ziel begeisterte Herz des Jünglings. Das Ideal eines Religionslehrers steht hier in seiner ganzen Würde, Einfalt und Hoheit lebendig vor seiner Seele. Es soll ihm als Vorbild der achtungswürdige Prediger Willamovius vorgeschwebt haben. Herder lernte diesen Mann und seine Familie, welche ein Wohnsitz der Ordnung und des himmlischen Friedens war, frühzeitig kennen. Die hohe Seelengüte und die einfache Gröfse, welche er hier fand, hatte sich seinem Innern tief eingeprägt. Wir setzen eine Stelle jenes Aufsatzes her.

„Wo ist der grofse seltene Mann, den ich suche? Ich durchgehe die erhabenen Dichter, denen man Altäre bauet, und die grofsen Redner vor den Rostris, welche mit einem Wort Krieg und Frieden, Leben und Tod geben: ich staune und gehe vorüber. Ich wandere durch die grofsen Schauspieler von Roscius bis zu Garrik, mit denen jedermann weint und lacht, erbebt und erblafst, und ergrimmt und zerschmilzt: ich bewundere und gehe vorüber. Ich komme an die Weltweisen, die mich mit Schöpfersgeist in eine neue Welt, jetzt ist sie politisch, jetzt philosophisch, entzücken: ich bewundere und gehe weiter. Wo ist der, den ich mit den Augen suche? Mein Herz schlägt, ich erhebe das Haupt, fliege umher, stehe still und horche, eile wo ich einen Schall höre, lausche, vergesse alles und suche. — Nach wem suchst du, verwirrter Fremdling? — Ach! ihr verspottet den Mann: ich suchte ihn unter den Dichtern und Ciceronen und Schauspielern und Weltweisen und Staatsmännern und fand ihn nicht: — den Redner Gottes! Wo ist er, dafs ich ihn umarme, an mein Herz drücke, dafs ich ihn bringe in meiner Mutter Haus und nie von ihm lasse. — Gottlob! ich habe nicht umsonst gesucht, gefunden, auch unter uns mehr als Einen; wenige zwar gefunden, aber desto theurer sollen sie mir seyn, theurer als bleibende Nachbarn, die mich blos lebhaft unterhalten — Redner Gottes! grofs im Stillen, ohne poetische Pracht feierlich, ohne Ciceronianische Perioden beredt, mächtig ohne dramatische Zauberkünste, ohne gelehrte Vernünftelei weise und ohne politische Klugheit einnehmend. Soll ich sie dir nennen? Willst du, dafs ich ihm schmeicheln soll? Hier hast du ein Bild aus meinem Gedächtnifs und aus meinem Herzen entworfen! Ich sahe ihn: er stand mitten unter seinen Freunden und Kindern, wo jeder auf ihn merkte, und seine Seele auf sein Gesicht gerichtet hatte u. s. w. Siehe Werke zu Religion und Theologie 10r Band pag. 474." — Mehrere Proben von seinen Jugendgedichten, an meinen Genius, an die Mitternacht, Mitternachtsgesicht meines Genius, stehen im ersten Theile der oben genannten Erinnerungen. Ueberdiefs machte er viele Entwürfe zu Ausarbeitungen, worunter auch einer war über die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, Genes. 1 — 11.

III. Sein Leben in Riga, von 1764 — 1769.

Reich an Kenntnissen, gehoben von frohen Hoffnungen und dem Bewufstseyn inwohnender Kraft kam der 20jährige Jüngling Ende Novembers 1764 in Riga an, und wurde am 7. December als Hülfslehrer an der Domschule eingeführt. Nach abgehaltener theologischen Prüfung hielt er am 15. März 1765 seine erste Predigt, und im Junius f. J. erfolgte seine öffentliche Einführung.

Beides, Schul- und Predigtamt, ergriff er mit jugendlicher Kraft und Begeisterung. Sein nach dem Höchsten aufstrebender Enthusiasmus ergoſs sich bald im Feuerstrom seiner Rede über die Schüler und Zuhörer. In den Jünglingen, welche er unterrichtete, weckte er durch kräftiges Wort und eigenes Beispiel anhaltenden Fleiſs und ein würdiges Streben nach der Wissenschaft. Es war in seinem Wesen überhaupt etwas Anregendes und Erhebendes. Obschon erklärter Feind des Pedantismus und des blos mechanischen Lernens, war er doch des Glaubens, daſs der Jüngling erst sein Gedächniſs tüchtig üben, die Sprachen streng grammatisch lernen, die Geschichte nach chronologischen Tabellen und Uebersichten sich fest einprägen müsse, daſs Arithmetik, Geometrie, Geographie, Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie schulmäſsig gelehrt und gelernt werden müssen, und anhaltende Wiederholung nicht erlassen werden könne, damit erst ein gründlicher und sicherer Vorrath an Kenntnissen gewonnen werde. „Ohne Gedächtniſs, spricht er, hat der Verstand nichts, womit er sich beschäftigt, die Vernunft nichts, worüber sie brüte, die Symbolik nichts, das sie durch Zeichen ausdrücken möge." Die Liebe zu den Gymnasien, deren wichtige und schwierige Aufgabe er auf praktischem Wege kennen lernte, ist zeitlebens in ihm geblieben; er kannte, nicht aus Büchern oder Berichten, sondern aus Erfahrung, die Hindernisse, die zu bekämpfen, die Aufgaben, die zu lösen, und die Mittel, wodurch dieſs geschehen könne; auch die wunderlichen widersprechenden Forderungen, welche die im Schulwesen Unkundigen zuweilen an solche Anstalten machen, wurden ihm bekannt. Als Prediger, jenes oben bezeichnete Ideal in sich tragend, verwarf er die ästhetische Schönthuerei, alles Geklingel und eitle Gepränge von hochtönenden Phrasen, brillanten Bildern und Anspielungen als unwürdig der heiligen Stätte; es war ihm nicht um Beifall in der Beredtsamkeit, sondern um gründliche Erbauung zu thun. „Ich mag nicht divertiren, sagt er, um ein Prediger von Geschmack zu heiſsen." In Einfalt, Fülle und Klarheit wollte er das göttliche Wort in die Seelen legen. „Nichts kann unserm Zwecke hinderlicher seyn, sind seine damaligen Worte, als wenn man die heilige Stunde zu einem Divertisement seiner Gedanken macht. Nichts in der Welt habe ich mehr verwünscht, als solchen kleinlichen Zweck, bei dem alle wahre Besserung menschlicher Seelen verschwindet. Nie ist mir ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille redliche Thräne einer gerührten Seele, der fromme einfältige Seufzer: o wäre ich so! und die stille heitere Entschlieſsung zur Besserung. Menschlichkeit in ihrem ganzen Umfange, mit allen edlen Gesinnungen für Gott, sich selbst und andere, mit allen ihren brüderlichen und theilnehmenden Empfindungen, mit allen ihren angenehmen Pflichten und hohen Anlagen zur Glückseligkeit. — Das war jedesmal das groſse Thema meiner Predigten, meines Unterrichts, meiner Ermahnungen. Das Wort des Predigtamts soll Seelen selig machen. Kein Stand in der Welt

aber wird unter so verschiedenen Gesichtspunkten angesehen, als der Stand der Prediger, und muſs sich auf die verschiedenste Art beurtheilen, und, welches noch verwirrender ist, nach den verschiedensten Maaſsregeln behandeln lassen, als eben dieser. Der Weltmann sieht ihn für einen unnützen Stand an, der blos um der Vorurtheile der Menschen willen da wäre; der Witzling hält ihn für eine Maske der gröſsten Heuchler auf Gottes Erdboden; der Mensch, der bürgerlich denkt, für einen Anlaſs zu guten Brodstellen; der Ehrgeizige für einen Rang, in dem er doch auch etwas gelte; der Lässige sieht in ihm blos Ruheplätze, wo man mit dieser oder jener weniger geläufigen Arbeit so ziemlich gelinde abkommen könne, und der Unwissende endlich gar glaubt, daſs er vergleichungsweise noch so der beste Deckmantel seiner eingeschränkten Einsichten und Geschicklichkeit seyn könne. Und wenn ein Stand, eine ganze Lebensart, die Bestimmung so vieler Menschen falsch genommen wird: bleibt alsdann die öftere Unnutzbarkeit unerklärlich, die diesen Stand begleitet? Oder muſs nicht, je wichtiger eine Bestimmung ist und je mehr sie verfehlt wird, nur desto gröſsere Verwirrung entstehen?" — Mit solchen Ansichten und in diesem Geiste wirkend, gewann der Fremdling in Riga im Kurzen mehr Achtung, als sonst einem angehenden Lehrer dieses Alters zu Theil zu werden pflegt. Seine groſsen Talente, sein redlicher Eifer, die Reinheit seiner Sitten und sein edler Anstand wurden geehrt und geliebt. Nicht nur seine Zöglinge hingen mit Innigkeit an ihm; die Einwohner in Riga überhaupt wuſsten den Werth des seltenen Lehrers zu schätzen. Viele angesehene Familien der wohlhabenden Handelsstadt kamen ihm mit freundlichem Wohlwollen entgegen. Der anständige gebildete Ton in denselben wirkte erheiternd und wohlthätig auf den, der seine Jugend in Dürftigkeit und strenger Arbeit verlebt hatte. Die warme Freundschaft mit Hartknoch, der auf Herders Rath einen Buchhandel angelegt hatte und ihm jetzt reichliche Lectüre verschaffte, die Freundschaft mit Carl Wilpert, den Brüdern Berens, der Familie Schwarz, Grave, Zuckerbecker und andere erhöhten sein Lebensglück, und machten, daſs er bis ins späte Leben mit Dankbarkeit und Sehnsucht an eine Stadt zurückdachte, welcher er die heitersten Tage seines Lebens verdankte. Als er am 13. April 1767 einen Ruf nach Petersburg als Director der Peters-Schule erhielt, errichtete der Rath zu Riga, um ihn nicht zu verlieren, eine neue Predigerstelle und wählte ihn zum Pastor Adjunctus mit Beibehaltung seines Schulamts. Darauf wurde er am 10. Julius ordinirt und von dem damaligen Oberpastor von Essen in der Jesus- und Gertrudenkirche eingeführt. Doch nach zwei Jahren bat er (am 16. May 1769) den Rath um Entlassung von seinen Aemtern, und ob man ihm gleich neue belohnende Aussichten eröffnete und ihn für Riga zu erhalten suchte, beharrte er doch auf seinem Vorsatze, diese Stadt zu verlassen und auf Reisen zu gehen. Er erhielt seine Entlassung vom Rathe in ehrenvollen Ausdrücken und mit Zusiche-

rung der ferneren Wohlgewogenheit. Man fragt mit Recht, warum entfernte er sich von einem Orte, an welchem er so viele Hochachtung und Liebe genoſs, und dessen später er immer mit rührender Dankbarkeit gedenkt? Die gelehrten Streitigkeiten, in welche er durch Herausgabe der kritischen Wälder gerieth, waren wohl die geringste Ursache. Es war das Bewuſstseyn der wachsenden Kraft, welcher der bisherige Wirkungskreis zu eng wurde, ein starker geheimer Drang, Welt und Menschenleben im Groſsen zu sehen, was ihn zum Weggange bewog, oder wie er sich in einem Briefe an Kant ausdrückt: „Menschen kennen zu lernen und manche Dinge anders zu betrachten, als Diogenes aus seinem Fasse sie sehen konnte. Sollte sich ein Zug nach Deutschland vorfinden, ich binde mich selbst kaum an meinen Stand: so weiſs ich nicht, warum ich nicht dem Zuge folgen sollte. Jetzt suche ich, wie eine rückgehaltene Kraft zu bleiben, ob ich gleich nicht sehe, wie der Rückhalt meine innere Tendenz vermehren sollte". — In seiner am 3. Junius gehaltenen Abschiedspredigt spricht er sich, da über seinen Abgang sich irrige Meynungen verbreitet hatten, darüber so aus: „Meine einzige Absicht ist, die Welt meines Gottes von mehrern Seiten kennen zu lernen und von mehrern Seiten meinem Stande brauchbar zu werden, als ich bisher Gelegenheit gehabt, es zu werden. Dazu fühle ich in mir die Anlagen, und diese sind ein innerer Ruf Gottes an uns, der zu unserer Bestimmung gehört, und dem wir folgen müssen. Meinen geistlichen Stand gebe ich nicht auf, ich habe vielmehr eine eifrige brennende Begierde, in ihm noch nützlicher und würdiger zu werden. Ich gehe weg und erwarte meine übrigen Verhältnisse und die Bitterkeit und Süſsigkeit meines künftigen Lebens aus der Hand meines Gottes, der Niemanden unglücklich werden läſst, der nur seiner Vorsehung und seinem Willen treu ist". —

In dieser Periode trat in Herder das Gefühl der Selbstständigkeit ein. Er hatte seine Kräfte versucht und erkannt, was er zu leisten fähig war. In solchem Selbstgefühl konnte er ohne Vermögen und Aussichten in die Welt hinaus treten und unbekümmert dem Zuge seines Genius folgen. Wie er vorher in Königsberg an mehreren Punkten zugleich arbeitete: so nahmen auch in Riga die Geschäfte seines Doppelamts nicht die ganze Zeit und Kraft des rastlos Thätigen in Anspruch und hinderten ihn nicht, nebenbei noch lebhaften Antheil an der Literatur zu nehmen. Fast in allen Zweigen derselben trat um diese Zeit ein Wendepunkt ein. Ueberall regte sich in Deutschland das Streben, nicht blos Massen gelehrter Kenntnisse aufzuhäufen, sondern sie auch mit Geist zu durchdringen, mit Geschmack zu bearbeiten, dem todt Ueberlieferten Leben, dem Unförmlichen Gestalt zu geben, auch in den bisherigen Gränzen und Resultaten nicht stehen bleiben, sondern die Wissenschaft tiefer zu begründen und weiter zu bauen.

In Philosophie, Theologie, Naturwissenschaften, Geschichte, Philologie, Poesie, in allen Zweigen des Wissens und der Kunst gab sich ein reges Verlangen nach dem Bessern kund. Welcher Freund des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland muſs nicht mit Freuden auf ein Zeitalter hinblicken, wo die Natur mit besonderer Huld auf dem Vaterlande zu ruhen und die Fülle des Geistes auf dasselbe auszugieſsen schien? Wo sie im Norden und Süden fast gleichzeitig so viele erhabene Genien hervortreten lieſs, um dem Vaterlande eine Literatur neu zu schaffen, es mit Glanz zu schmücken und ihm zugleich die Streiter für einen bessern reinern Geist zu schenken? Winkelmann, Gleim, Klopstock, Justus Möser, Kant, Hamann, Ramler, Lessing, Nikolai, Wieland, Musäus, Jakobi, Lichtenberg, Herder, Bürger, Hölty, Göthe, Voſs, Johannes Müller, Schiller und andere, nach Leibnitzens Tode sämmtlich in einem Zeitraume von vier Jahrzehnden geboren, treten der Reihe nach als Schöpfer und Reformatoren der deutschen Literatur und Kunst auf und fördern an allen Punkten das geistige Streben. Noch nie war das Vaterland so reich gewesen an producirenden Geistern. Herder, dessen Leben mitten in diesen denkwürdigen Zeitraum fiel, griff thätig und selbstständig ein in das allgemein reg gewordene Streben. Winkelmann war es zuerst, der ihn ergriff und anfeuerte. Nächst ihm schloſs er sich an Lessing an. Unter die Zeitschriften, welche damals den meisten Einfluſs äuſserten, gehörten die von Nikolai, Lessing, Mendelssohn und Abbt bearbeiteten Literaturbriefe, an deren letzten Bänden auch Herder Theil nahm. Nach deren Beendigung aber gab er seine erste gröſsere Schrift heraus, die Fragmente zur neuern deutschen Literatur. Riga, 1767. Drei Sammlungen.

Es liegt nicht im Kreise dieser Biographie, sich über alle Werke Herders weitläufig zu verbreiten, nur anthologisch möge bei dem Anthologen verfahren werden; doch halten wir es nicht für unzweckmäſsig, bei den ersten, gewöhnlich zurückgesetzten Produkten, länger zu verweilen, als bei dessen übrigen Schriften. Die Fragmente sind als Beiträge, Fortsetzungen und Berichtigungen der Literaturbriefe anzusehen. Sie unternehmen eine Kritik mehrerer Theile der Zeitschrift, wollen manche Mängel ergänzen, Machtsprüchen sich widersetzen, Urtheile mildern, schärfen, verbessern. Er spricht davon: „Ich setze mich also, da ich 24 Bände durchlaufen bin, auf den letzten Grenzstein nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen, hie und da auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget: hier sitze ich, wie Marius auf den Trümmern Karthagos, da er die Schicksale Roms und Phöniziens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein deutsches Vaterland denkt." Die erste Sammlung, welche 1768 völlig umgearbeitet wieder erschien, enthält Bemerkungen über Sprache und deren Bildung überhaupt und über Eigenheiten der deutschen und

einiger neuern Sprachen, wobei Süſsmilchs, Geddes, Michaelis und anderer hieher einschlagende Schriften beurtheilt werden. Die zweite Sammlung handelt, nach einigen vorausgeschickten Ansichten, über morgenländische Poesie, von der griechischen Literatur in Deutschland. Die dritte redet von der römischen Literatur und deren Einfluſs auf deutsche Sprache und Wissenschaft. Eine vierte Sammlung, welche von den Morgenländern vollständiger reden sollte, ist nicht erschienen; die Materialien sind in die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts und in den Geist der hebräischen Poesie übergegangen. Da er sich so häufig auf Stellen in den Literaturbriefen bezieht, so kann man zum Verstehen der Fragmente die Briefe selbst nicht entbehren. Diese Schrift reichte er, 23 Jahr alt, als die erste Frühlingsblüthe seines Geistes, mit dem Bewuſstseyn der Kraft, aber auch mit liebenswürdiger Bescheidenheit, dem Publikum, und kündigte darin einen kühn sich aufschwingenden Denker, überhaupt den Morgen eines kräftigen frischen Lebens an. Sie können auch in so fern Fragmente heiſsen, als Herder hier theilweise die Ideen ausspricht, denen sein schriftstellerisches Leben künftig geweiht ist. Es war ein Wagstück, in solchem Alter mit einem Werke zu beginnen, wo die Ansichten der gelehrtesten Männer und die Literatur mehrerer Völker zu beurtheilen waren, wozu, nebst reicher Kenntniſs, gebildeter Geschmack erfordert wurde und gereiftes Denken. Nur ein Herder konnte damit seine schriftstellerische Laufbahn eröffnen, denn er hatte nicht blos gelernt und Summen im Gedächtnisse gehäuft, er war schon des groſsen Stoffes mächtig, durchdrang und ordnete ihn, stellte lichtvolle Ansichten über Sprache und Poesie auf, und weckte durch hingeworfene Funken zum tiefern Denken. Herder selbst war bald unzufrieden über diese Schrift, und sprach in einem Briefe an Kant: „Ich sandt' Fragmente in die Welt, die blos Vorläuferinnen seyn sollen, sonst sind sie unleidlich.“ Heyne hingegen urtheilt von derselben: „überall grünt es und blüht es, wohin er seine Blicke richtet, *quocunque deus circum caput egit, honestum!* Wie vieles habe ich von den geschwornen Ausrufern unserer Tagesliteratur als unerhörte, neuerfundene Weisheit lobpreisen hören, wovon das Wesentliche bereits in den Fragmenten geboren, auch wohl entwickelt ist! Wie manche Staubwolke ist erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte!“ Wenn auch schärfere gründlichere Prüfung seitdem in Vielen zu andern Resultaten geführt, und die Behandlung der Klassiker eine ganz andere Richtung genommen hat, so ist es doch gewiſs, wär das, was er über das Studium der Griechen, über Homer, über poetische Sprache und Prosa und Uebersetzung der Klassiker gelehrt hat, immer treulich befolgt worden, und hätte man die Alten immer von dem würdigen Gesichtspunkte aus gelesen, den er aufgestellt: die Alten würden mehr die Bildner ächter Humanität worden seyn, und nicht so viele hochgelehrte Barbaren erzogen haben. Was er über Bildung unserer Sprache, über Sylbenmaaſse

und Takte in der Poesie schrieb, mufste bei dem damaligen Stande des deutschen Sprachstudiums anregend und wohlthätig wirken. Wenn er in der Philosophie dem eitlen Wortkram sich nachdrücklich widersetzt und erklärt, die Weisheit werde getödtet, wenn sich ihre Lehrer, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, hinter dunkle barbarische Ausdrücke und Kunstwörter verstecken und die Muse aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Kathedor versetzen: so werden wohl viele glauben, dafs er damit nicht blos ein Wort an seiner Zeit gesprochen hat. Mit vieler Wärme muntert er zum Studium der Muttersprache auf. An den Dichter macht er die Anforderung, dafs er sich des ganzen Reichthums der Sprache bemächtigen müsse, weil in der Dichtung Idee und deren Hülle völlig eins, Gedanke und Ausdruck, wie Seele und Leib, nicht zu trennen seyn. Er könne nie in einer todten Sprache dichten, wo er um Ausdrücke und Wendungen betteln müsse, sondern einzig in der Muttersprache, die ihm mit ihrer gangen Fülle zu Gebote stehe.

Beherzigenswerth und schön ist, was er über den Ausdruck des poetischen Werks sagt: „Dichter, du sollst Einfalt, Reichthum, Stärke und Kolorit in deiner Gewalt haben, um zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst; wie vieles kommt hier auf den Ausdruck an, nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben, im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo die Seele der Dichter zu sprechen und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach und auch schreibend lebendige Sprache tönte: in jenen Zeiten, wo die Seele des Andern nicht las, sondern hörte und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wufste, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln, die aber unsere süfsen Herren verspotten und närrisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, welches ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihm von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennte: der ganze Verfall der Dichtkunst, dafs man sie der Mutter Natur entführte und als eine Tochter der Künstelei ansahe. Daher das ästhetische Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird, und der Unsegen, dafs es uns schwer wird, wie die Alten zu denken. Gedanke und Ausdruck, verhält er sich wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper blos Hindernifs. — Verhält er sich wie die Haut zum Körper? Auch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen, ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen sich lieben und

und begleiten, wie Shakespears Freundinnen. — Diese Bilder sind bedeutend, aber noch nicht vollständig. Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert.“

Lessings Laokoon (erschienen 1766) und ungünstige Urtheile über Winkelmann veranlafsten Herdern zu einem neuen in die Kritik der Kunst einschlagenden Werke. Er schrieb 1768 und 1769 die kritischen Wälder, oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen. Hier tritt er im Tone seines Zeitalters polemisch auf, und bestreitet den falschen Geschmack auf eben so derbe Art, wie Lessing und andere zu thun pflegten. Jene Zeit, welche Herder die kritische Pestilenz in Deutschland nennt, war reich an polemischen Produkten. Die literarischen Fehden wurden mit heftiger Erbitterung geführt, Sache und Person oft gleich stark angegriffen. Die kritischen Wälder tragen alle Zeichen jener streitlustigen Zeit. Im ersten Walde greift er die an, welche den Laokoon auf Winkelmanns Kosten und Lessing selbst auf falsche Art gelobt hatten. Es ärgern ihn diese Kunstrichter; „eine Heerde der kleinen Geschöpfe, welche Apollo Smintheus scheint auf unser liebes Vaterland gebannt zu haben, um auch die wenigen Blumen- und fruchtreichen Auen zu verwüsten. O! mit verstopften Ohren durch diese Chöre quäckender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen!“ — Er widerlegt die, welche den Laokoon für eine Streitschrift und Prüfung des Winkelmannischen Werkes ansahen, und zeigt, wie es Lessings Zweck sey, die Gränzen zweier Künste zu bestimmen, dafs eine der andern nicht zu nahe treten oder vorgreifen wolle. Jeder der beiden originalen Denker müsse genommen und gelesen werden, wie er sey, Lessing als scharfsinniger Philosoph und schaffender Dichter, Winkelmann als Künstler von griechischer Schönheit bezaubert. Ausgehend von der Vergleichung Winkelmanns, Laokoon leide wie des Sophokles Philoktet, welche Lessing angefochten und davon behauptet hatte, Philoktet seufze nicht blos ängstlich und beklemmt bei Sophokles, sondern erfülle die Einöde mit Klaggeschrei und wilden Verwünschungen; streift er ohne strengen Zusammenhang in viele Gegenden der griechischen Kunst und verwirrt sich tief in den Wald kritischer Untersuchungen. Der Laokoon liefert ihn fortwährend Stoff; er weicht oft von Lessing ab und weifst ihn offenherzig und bescheiden zurecht mit aus den Quellen geschöpften Gründen. Mit inniger Hochachtung spricht er von Winkelmann, dessen kindlich gute und heroische Seele dem Wesen Herders näher verwandt seyn dürfte, als Lessing. In der Liebe zu der heitern Schönheit des griechischen Volkes begegneten sie sich und schlossen sich eng an einander. Herder hatte damals dessen Schriften

siebenmal gelesen. Wehmuth und Schmerz ergriffen ihn bei der Nachricht von dem Tode des verehrten Freundes. „Ich kann Winckelmann, den ich als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Asche seines Volks aufgelebt ist, nicht anders lesen, als ich einen Homer, Plato und Bako lese und als er seinen Apoll sieht. Und ach! Winckelmann ist nicht mehr! Durch die Hand eines Mörders auf die entsetzlichste Weise der Welt, von und seinem Deutschland entrissen! O wenn du, Göttlicher, noch wie ein seliger Dämon umherwandelst: so sieh die Bestürzung, mit der mich die Nachricht von deinem Verluste traf, die ungläubige Unruhe, die dich noch immer lebend sah, und endlich die Thränen der Wehmuth, die ich deinem Tode schenke!

Bald nach dem ersten erschien das zweite und dritte Wäldchen, worin er sich zum Geschäft macht, gegen Klotz zu streiten. Wenn er hier oft mit Zorn und Bitterkeit kämpft, so ist zu bedenken, mit welchem Gegner und gegen welche Sache er streitet. Klotz, seit 1762 aufserordentlicher Professor in Göttingen, seit 1765 mit dem Titel Geheimerrath in Halle, ein feuriger und gelehrter Mann, hatte durch seine Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Sprache, durch seine lateinischen Gedichte, die *acta litteraria* (Altenb. 1764—1773. 7 Thle.) und Herausgabe der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften (Halle, 1767 bis 1771. 6 Bände oder 24 Stücke) und durch andere Schriften einen grofsen Ruhm gewonnen und gleichsam eine eigene Schule gebildet, Klotzianer genannt. Da fafste ihn der Dünkel; er wollte den Gesetzgeber in der Literatur spielen, mifshandelte und verhöhnte die ersten Männer, wollte dem Homer und den deutschen Dichtern Poetik lesen und auch Lessing verspotten, welchen er, der Geheimerath, nur Herr Magister Lessing nannte. Diefs bekam ihm jedoch übel. Lessing schickte, nach Herders Ausdruck, zwei Bären gegen Klotz, und Herder griff ihn hitzig mit den Waffen an, die er selbst führte. Schonungslos verfährt er gegen den Pedantenstolz, stöfst den barschen Dictator, der auf dem deutschen Parnafs so gewaltig lärmte, vom Throne, und geifselt den schmähsüchtigen Schwäzzer nachdrücklich, wie Ulysses den boshaften Thersites. Herder, unwillig darüber, dafs Klotz in seinen homerischen Briefen behauptet, Homer habe seine Gedichte mit vielen Flecken und Ungereimtheiten besudelt, wirft ihm vor, er sey den Franzosen manches Mahleranekdötchen schuldig und auch diesen Tadel habe er von d'Argenson geborgt. Mit Bitterkeit kritisirt er die Gesetze, welche Klotz über den Gebrauch der heidnischen Mythologie in christlichen Gedichten aufgestellt, lobt dagegen Klopstock, Milton und Kleist, dafs sie ihre Gesänge im Geiste ihrer Religion und Zeit gedichtet, und gleichwohl sich der Gleichnisse der alten Welt, wo der Kreis ihrer Zeit und Religion nicht Triebfedern genug gab, als Hülfsvorstellungen zum Dienste der ihrigen bedient haben. — Doch ist dieser Wald nicht

blos ein blutiger Kampfplatz, es sprossen darin auch kräftige Bäume und köstliche Blüthen. Mit Begeisterung spricht er darin von Klopstock und Winkelmann. „Wem ist's nicht ein sehenswerther Anblick, zween solche Männer, zwei Enden des menschlichen Geistes, zwei Extreme deutscher Originale, von denen der Eine unter, der Andere über Deutschland seinen Ort fand — ich sage, wem ist's nicht ein sehenswerther Anblick, solche zween Markgrafen deutscher Hoheit von ihren Grenzsteinen zusammen treten zu sehen, zusammen sprechen zu hören! Das Stück ihres Gesprächs im nordischen Aufseher (3r Bd. 150. St.) ist mir eine Art von Phänomen." — Viel Erfreuliches ruft der Aufsatz von Klotz über die Schamhaftigkeit des Virgilius aus der Fülle des Herderschen Geistes hervor.

Im dritten Wäldchen ist er wieder in voller Arbeit gegen Klotz und streitet gegen dessen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen. — Wie zeitgemäfs auch solche scharfe Beize seyn mochte, die Herder in den kritischen Wäldern auf Anmafsung und Pedantenstolz gofs: so wollte er doch bei der Herausgabe jener Schrift seinen Namen verschwiegen und auch später, weil er fühlen mochte, dafs ihn Leidenschaftlichkeit oft zu weit getrieben, jenes Werk nicht unter die Kinder seines Geistes aufgenommen wissen. „Es war blos, so schrieb er davon, für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Literatur schädlich ward, und in einem Tone, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war, über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwatzte." —

Noch ist unter den frühern Arbeiten Herders anzuführen: Ueber Thomas Abbts Schriften, geschrieben 1768. Indem er ein Bild der Seele dessen zu zeichnen sucht, welcher durch seine Schrift vom Verdienst, vom Tode für's Vaterland u. s. w. hohe Achtung gewann, hebt er eben die Züge und Besonderheiten hauptsächlich hervor, welche er selbst immer mehr sich anzueignen trachtete, seine Einsichten und Kenntnisse ins Leben hinein zu pflanzen, für die Menschheit zu schreiben, mehr den einfachen gesunden Verstand zu nähren, als das Leben in Wort-, Bücher-, Schul- und Stubengelehrsamkeit zu verzehren. —

Durch diese in Riga gearbeiteten Schriften, welche lebendige Abdrücke seines beweglichen, reizbaren, regsamen Geistes sind, erwarb er sich schon damals einen bedeutenden Ruf und wurde neben den ersten Männern der Zeit, neben Winkelmann und Lessing genannt. Rücksichtlich des Ganges seiner Bildung ist nicht zu verkennen, dafs jene beiden Männer anregend auf ihn, den Empfänglichen, gewirkt haben, ohne dafs jedoch seine Eigenthümlichkeit durch sie oder irgend eine Autorität geschwächt worden wär. Seine Gedankenfülle entwickelte sich an gegebenen Gegenständen; die Literaturbriefe rufen seine Fragmente, Klotzens und

anderer Kritiker Schriften seine kritischen Wälder hervor, wie nachher Winkelmanns Geschichte und Lessings Laokoon seine Plastik. Keins dieser drei Werke bildet für sich ein Ganzes; es sind Einzelheiten, Berichtigungen, Ergänzungen, Kritiken; in allen aber giebt sich ein grofsartiger origineller Mensch kund und ein Gelehrter, der sich in vielen Provinzen des grofsen Reiches der Wissenschaften umgesehen hatte. In Inhalt und Form derselben ist schon das Wesentliche des Herderschen Geistes zu erkennen. Derjenige, welcher jeden Gedanken breit erklärt, bewiesen und angewendet wissen will, wird weder in diesen noch den folgenden Schriften seine Rechnung finden; sie legen nicht blos Kenntnisse von aufsen hinein, sondern mehr Saamenkörner zum Denken, Wollen und Thun; sie rufen Bilder auf, schaffen Ideen und neue Verbindungen derselben, regen Gefühle und Phantasie an, treffen mit einem Worte den Geist und wecken in dessen verborgenen Tiefen unbekannte, wie ungeborne Könige schlafende Kräfte. Wer sie in dieser Rücksicht liest, wird nicht von ihnen scheiden, ohne an innern Reichthum gewonnen zu haben. Die Schreibart ist rasch, feurig, bilderreich, voll kühner Sprünge, oft mit Laune, zuweilen mit scharfem Spotte begleitet. —

IV. Von seinem Abgange von Riga bis zur Ankunft in Weimar. Vom 3. Juni 1769 bis 2. October 1776.

1. Die Zeit, wo er auf Reisen ist. Sein Wunsch, die gebildetsten Länder Europa's zu bereisen, die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland zu sehen, trieb ihn, wie oben erzählt, aus seiner Stelle in Riga. Er erkannte in dem geheimen unwiderstehlichen Drange dazu einen göttlichen Ruf. Mehrere Freunde in Riga, besonders Hartknoch, unterstützten ihn bei seiner Reise nach Nantes. Es war damals seine Absicht, nach Vollendung derselben nach Riga zurückzukehren und eine Lievländische Nationalschule zu errichten. Der Aufenthalt in der freien Meeresluft erfrischte seine Gesundheit und die grofsen Erscheinungen, welche sein Auge sah, liefsen einen tiefen bleibenden Eindruck in seiner Seele zurück. In mehrern seiner spätern Schriften zeigen sich die Spuren davon. Wir würden in seiner ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts nicht eine so frische und erquickende Schilderung des ersten Schöpfungs- Morgens lesen, wären jene Eindrücke nicht lebendig in seiner Seele geblieben und die Gefühle, welche auf dem Meere das Kommen der Morgenröthe und der Sonne hervorrief. Die Liebe zu den Liedern der Wilden und zu Ossian leitet er selbst davon her, dafs er Ossian zuerst auf jener abentheuerlichen Schifffahrt gelesen (s. Werke der schönen Literatur und Kunst.

B. 8. S. 15.). Er schiffte Preufsen, Schweden, Dänemark, Holland und England vorbei und kam am 16. Julius 1769 in Nantes an. In dem Hause des Kaufmanns Babut, an welchen er empfohlen war, fand er freundschaftliche Aufnahme und wurde mit zuvorkommender Anständigkeit behandelt. In gebildeter feiner Gesellschaft fand er Achtung und frohe Stimmung und erwarb sich im Kurzen Geläufigkeit im französischen Sprechen. Dann reiste er nach Paris, wo er am 8. November g. J. ankam. Hier macht er Bekanntschaft mit Arnauld, Diderot, Thomas und andern, besuchte die Kunstsammlungen, Institute, Bibliotheken und Theater und benutzte seine Zeit auf's vortheilhafteste. Schon am 11. November erhielt er durch den Prediger Resewitz von Kopenhagen den Antrag, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürstbischoffs, Herzogs von Holstein, zu Eutin als Instructor und Reiseprediger in Gesellschaft des Herrn von Cappelmann, Oberhofmeisters des Prinzen, drei Jahre auf Reisen zu begleiten. Da er so ohne eigene Kosten und ohne Unterstützung der Rigaer Freunde seinen Zweck verfolgen konnte, mufste ihm dieser unerwartete Antrag willkommen seyn. Er sollte den 16jährigen Prinzen in Religion und Philosophie unterrichten, lateinische Autoren mit ihm lesen und dessen deutschen Styl bilden; dafür ward ihm nebst freier Station ein Gehalt von 400 Rthlr. zugesichert und nach drei Jahren Anwartschaft auf eine Prediger- oder Professorstelle in Kiel. Er folgte dem Antrage, nachdem ihm alle von ihm gemachten Bedingungen schriftlich zugesichert waren und reiste im December von Paris ab. Zu Weihnachten war er in Brüssel, sahe da und in Antwerpen alles Sehenswerthe der Niederländischen Kunst und ging dann zu Schiffe nach Amsterdam ab. Jetzt sollte er auch die Gefahren des Meeres kennen lernen. Ein Sturm trieb das Schiff an der holländischen Küste auf eine Sandbank, wo es die ganze Nacht festsafs in beständiger Gefahr zu sinken. „Das Gefühl der Nacht ist noch in mir, spricht er im achten Theile der Werke zur schönen Literatur und Kunst. S. 17, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte.“ Nach gefahrvoller Nacht kamen mit dem Morgen rettende Fischer, setzten die Gesellschaft ans Ufer und nachdem alles gerettet war, sahen sie das Schiff versinken. Hierauf reiste er über Leiden, Amsterdam, durch Friesland, über Hamburg nach Kiel, machte überall Bekanntschaft mit Gelehrten und lernte in Hamburg nebst Claudius, Bode, Reimarus, dem Senior Johann Melchior Göze, auch Lessing kennen, den er im Leben so aufrichtig ehrte und dem er nachher († 1781) ein so rührendes Denkmal der Hochachtung setzte (s. Werke zur Philosophie und Geschichte. 13r B. 120—144 S.). Auch mit Bode, Claudius und dem Prediger Alberti schlofs er treuen Freundschaftsbund. — In Eutin wurde Herder von dem Herzog und der Herzogin mit vieler Gnade und ausgezeichnetem Wohlwollen

behandelt. Im Kurzen genofs er das Vertrauen und die Zufriedenheit der fürstlichen Eltern in hohem Grade.

In der Mitte des Julius 1770 trat er mit dem Prinzen und dessen Oberhofmeister die Reise an. Sie ging über Hamburg, Hanover, Göttingen, Cassel, Hanau, Darmstadt, Carlsruhe nach Strasburg, wo er den Winter hindurch bleiben sollte. In Darmstadt verweilte der Prinz vierzehn Tage an dem verwandten Hofe. Dieser Aufenthalt hatte für das künftige Leben Herders die wohlthätigsten und beglückendsten Folgen. Denn hier lernte er seine nachherige Gattin, das Fräulein Maria Carolina Flachsland kennen, und als er im Kreise einiger Freunde seinen 26ten Geburtstag feierte, übergab er ihr seinen ersten Brief. — Auch erhielt er in Darmstadt von dem Grafen Wilhelm von Bückeburg, welcher ihm schon im Februar jenes Jahres das geistliche Primariat und eine Consistorialrathstelle durch Westfeld hatte antragen lassen, die zweite Einladung nach Bückeburg. Da er jetzt die zweite Hälfte seines Lebens gefunden hatte, und schon seit dem Antritt der Reise durch den Oberhofmeister Cappelmann Mifsverhältnisse herbeigeführt worden waren, die Herdern verwundeten: so nahm er vorläufig und unter der Bedingung, die Zeit seiner Ankunft in Bückeburg selbst näher bestimmen zu dürfen, den Ruf an. Erst in Strasburg gab er bestimmte Zusage, und es verflossen noch drei Vierteljahre, ehe er sein Amt antrat. In letzter Stadt unterwarf er sich, wegen der Thränenfistel, einer langwierigen schmerzlichen Operation, die jedoch mifslang, und ihn überdiefs nöthigte, ein halbes Jahr, vom October 1770 bis zum April 1771 dort zu verweilen und das Zimmer zu hüten. In diese Zeit fällt seine erste Bekanntschaft mit Göthe, welcher sich in Strasburg aufhielt, um seine Kenntnisse in der Rechtswissenschaft zu erweitern. Das merkwürdige Zusammentreffen dieser beiden originalen Geister ist von Göthe: aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit, 2 Th. 458 ff. S. ausführlich erzählt worden. Diese Bekanntschaft war für beide folgenreich, und hatte auch Einflufs auf die spätere Berufung Herders nach Weimar. Jung-Stilling gehörte unter die, mit welchen er in Strasburg fast täglich umging. Unterdessen hatte er um seine Entlassung gebeten und sie von Eutin erhalten. Es wurde ihm schwer, sich von dem Prinzen, der ihn aufrichtig liebte und von der fürstlichen Familie, von welcher er viele Beweise der Huld erhalten, zu trennen. Im Frühling 1771 verliefs er Strasburg, reiste über Carlsruhe, wo er, wie früher in Darmstadt, predigte, verweilte kurze glückliche Zeit in Darmstadt, und kam im Mai j. J. in Bückeburg an.

2. Zeit seiner Amtsführung in Bückeburg. Das erste Jahr seines Aufenthalts in Bückeburg brachte ihm wenig Erfreuliches. Er konnte sich an den ernsten und stolzen Charakter des Grafen nicht gewöhnen, und ihm nicht auf

die leichte Art huldigen, wie Thomas Abbt dieses verstanden hatte. Ob er schon die Kenntnisse, Erfahrung, Selbstständigkeit und das Grofsartige in der Denkart des Grafen ehren mufste, so lebte dieser doch für andere Ideen; dasjenige, wofür Herder erwärmt und begeistert war, hatte wiederum für den Grafen wenig Interesse. Doch mit dem Anfange des Jahres 1772 begann für ihn eine bessere Zeit, indem die edelmüthige Gräfin Maria huldreichen Antheil an seiner Lage nahm. In seinen Briefen und Schriften kann er kaum Worte genug finden, die Geduld, Gottesfurcht, Einfachheit, die Liebe und Engelsdemuth derselben zu rühmen, so wie die Briefe der Gräfin an Herder ungekünstelte Ausdrücke aufrichtiger Hochachtung sind. Jetzt war auch der Graf mehr darauf bedacht, seine Lage zu mildern. Im May des folgenden Jahres reiste er nach Darmstadt und feyerte dort seine Hochzeit. Die Liebe und Zartheit einer edlen gebildeten und gemüthvollen Gattin machten ihn zu einem glücklichen Menschen; das Zutrauen und die Hochachtung der Einwohner kamen hinzu und erhöhten sein Glück. Die im Sommer 1774 in Pyrmont gemachte persönliche Bekanntschaft mit Gleim, welchen er längst mit hoher Innigkeit verehrte und zu lieben nie aufhörte, die Gesundheit und häusliche Zufriedenheit, deren er genofs, das Gefühl der Jugendkraft und des zunehmenden Ruhmes, die Freundschaft mit den ersten Gelehrten Deutschlands und das immer angenehmer werdende Verhältnifs zwischen ihm, dem Grafen und dessen edler Gattin, die Achtung seiner Gemeine — alles dieses und das Bewufstseyn, dafs er in seinem Amte Seegen, durch seine Schriften wohlthätiges Licht verbreite, machten die folgenden Jahre zu den schönsten und erfreulichsten seines Lebens. Den Antrag der Hofpredigerstelle in Eutin, welcher ihm 1772 durch die Herzogin von Holstein gemacht wurde, lehnte er ab; eben so einen zweiten, den Antrag einer Professor- und Predigerstelle an der Universität Giesen. Noch immer war der Wunsch in seiner Seele, nach Riga zurückzukehren. Im August 1775 erhielt er aus Hanover den Ruf zum vierten Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen; doch sollte er vorher den *gradum Doctoris Theologiae* annehmen und als zu bestellender Universitätsprediger wegen seiner Orthodoxie sich einem Examen oder Colloquium bei der theologischen Facultät in Göttingen unterwerfen. Das letztere Ansinnen wiefs er anfangs mit Unwillen ab; freundschaftliche Vorstellungen von den achtbarsten Männern machten ihn endlich dazu bereitwillig, und schon entschlofs er sich, nach Göttingen zum Colloquium zu reisen, als am 12. December 1775 von Göthe die vorläufige Anfrage an ihn erging, ob er die Stelle eines General-Superintendenten in Weimar annehmen wolle? Er sagte mit Freuden zu. Wegen der vom Stadtrath in Weimar verlangten, nach alter Gewohnheit vorher abzulegenden Probepredigt verzog sich die Unterhandlung darüber bis zum 15. May 1776, wo der förmliche Ruf an Herder abging. Mit Michaelis j. J. sollte er sein neues Amt antreten. Noch vor seinem

Weggange aus Bückeburg, am 16. Junius, starb die verehrte Gräfin, an deren Grabe er das rührend schöne Gebet sprach, welches im zweiten Bande der Werke zur Religion und Theologie zu lesen ist.

3. Seine Schriften in dieser Periode. Während seiner Reisen und seiner Amtsführung in Bückeburg erwachten eine Menge Pläne zu schriftstellerischen Arbeiten in der Seele des rastlos thätigen und für alles auf menschliche Bildung sich Beziehende erwärmten Mannes. Manche kamen später, manche gar nicht zur Ausführung. Unter die Schriften, welche er jetzt lieferte, gehörten: a) Die Preisschrift über den Ursprung der Sprachen, geschrieben während seines Aufenthalts in Strasburg, gekrönt 1771; b) Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Erster Theil, 1774. Zweiter Theil, 1776.; c) Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei Völkern, wo er geblüht, eine ebenfalls von der Berliner Academie gekrönte Preisschrift, 1773.; d) Fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst, 1773.; e) Funfzehn Provinzialblätter an Prediger, 1774.; f) Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, 1774.; Briefe zweener Jünger Jesu in unserm Kanon, 1775.; h) Erläuterungen zum neuen Testamente, aus einer neuen Quelle, 1776.; i) Eine Anzahl christlicher Reden und Homilien, später gedruckt.; k) Mehrere Kantaten für die Kapelle, welche der Graf unterhielt, sämmtlich von dem Kapellmeister desselben, Christian Bach, in Musik gesetzt, als: Brutus, Philoktet, die Kindheit Jesu, der Fremdling auf Golgatha, die Auferweckung des Lazarus, Michaels Sieg, Pfingstkantate.; l) Rezensionen für die allgemeine deutsche Bibliothek, die Lemgoër Bibliothek, Beiträge für den Wandsbecker Boten und für die Frankfurter gelehrten Zeitungen. Nebst diesen beschäftigten ihn noch mehrere Entwürfe, Vorarbeiten und Sammlungen, z. B. die Sammlung der Volkslieder, wozu er früher auch seine Braut aufgemuntert, die Schrift über Plastik u. a.

Der Zweck dieser Schrift gestattet nicht, sich über alle diese und die folgenden Werke zu verbreiten; wir heben nur aus einigen derselben einzelne wichtige Ideen aus. — Die Preisfrage der Berliner Academie: ob die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden konnten, beschäftigte ihn lebhaft auf seiner Reise. Es mufste dieser Gegenstand dem Geiste Herders um so anziehender erscheinen, da er viele Aussichten in die Psychologie, in die Naturordnung des menschlichen Geistes und die Philosophie der Sprache verhiefs und in den bisherigen Untersuchungen vieles zu

berichtigen, näher zu bestimmen und zu ergänzen war. Diderot und andere hatten den menschlichen Ursprung der Sprache mehr geglaubt als hergeleitet; Condillac und Rousseau darin geirrt, daſs jener die Thiere zu Menschen, dieser die Menschen zu Thieren gemacht; Süſsmilch hatte den göttlichen Ursprung aus Gründen bewiesen, die, recht verstanden, das Gegentheil darthaten. Herder wollte ihre Meynungen berichtigen und aus der Natur des Menschen Gründe und Data hervorheben, welche den menschlichen Ursprung der Sprache einleuchtend machten. Zuerst zeigt er, es giebt eine Sprache der Empfindung, die aus lebendigem Mechanismus und herrschendem Instinkt heraustritt und als unmittelbares helles Naturgesetz anzunehmen ist, ohne weiter beweisbar zu seyn. Es war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daſs sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: empfinde nicht für dich allein, sondern dein Gefühl töne deinem Geschlecht einartig und werde von allen, wie von einem Mitfühlenden vernommen. Diese Töne und Seufzer sind Sprache, die der Mensch ursprünglich mit den Thieren gemein hat, einfache Interjectionen, der Zahl nach gering, weil der Hauptarten der Empfindungen wenige sind und Schmerz und Wollust oft aneinander gränzen. Reste dieser Naturtöne tönen nach in allen ursprünglichen Natursprachen; aber sie sind nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache, nicht die Wurzeln, sondern die Säfte, welche die Wurzeln der Sprache beleben. Aus diesem Geschrei der Empfindungen, aus diesen Schällen der Natur kann der Ursprung der menschlichen Sprache nicht erklärt werden. Um diese genetisch herzuleiten, geht er von dem Unterschied zwischen Menschen und Thier aus. Während dem Menschen die Kunsttriebe, Kunstfertigkeiten nebst der Sprache der Thiere, wie jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre hat, versagt sind; sind ihm andere Naturgaben verliehen und diese Schadloshaltung ist Eigenheit seines Geschlechts, so daſs die Menschengattung nicht nach den Stufen des Mehr oder weniger, sondern der Art nach über den Thieren steht. Hierin liegt der nothwendige Grund zur Entstehung einer Sprache für diese Art Geschöpfe, wie in den Instinkten der Thiere der unmittelbare Grund zur Sprache für jede Gattung liegt. Vernunft ist in ihm, was in den Thieren Kunstfertigkeit, Freiheit, was dort Instinkt. Vernunftmäſsigkeit, d. i. die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältniſs seiner Sinnlichkeit und Triebe, ist der Charakter seiner Gattung. Charakteristisch eigen ist dieser Gattung die Besonnenheit, Reflexion. Der Mensch beweist Besonnenheit, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirkt, daſs sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinne durchrauscht, eine Welle absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewuſst seyn kann, daſs sie aufmerke, wenn er nicht blos alle Eigenschaften lebhaft und klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerken-

nen kann. Der erste Aktus dieser Anerkenntnifs giebt deutlichen Begriff, es ist das erste Urtheil der Seele. Und wodurch geschah diese innere Anerkennung? Durch ein Merkmal, dafs er absondern mufste, und das als Merkmal der Besinnung deutlich in ihm blieb. Solches Merkmal ist nichts anders, als innerliches Merkwort. In diesen Zustand der Besonnenheit versetzt, hat der Mensch Sprache erfunden. Das erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele; beim ersten erfafsten Merkmale, beim ersten deutlichen Gedanken ward die Sprache. Besonnenheit, Gebrauch der Vernunft ist ihm charakteristisch eigen und seiner Gattung wesentlich: daher auch die Sprache (*ratio et oratio*) und eigene Erfindung der Sprache. Die Sprache ist wirklicher Unterscheidungscharakter unserer Gattung von aufsen, wie es die Vernunft von innen ist; der Ursprung derselben ist die eigentliche Menschwerdung, darauf zeigt er psychologisch den Ungrund und Kreis in Süfsmilchs Behauptung, indem der Mensch, um die Sprache der Gottheit zu verstehen, schon Vernunft, folglich auch Sprache haben müsse. — Welches waren die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache? Töne! Von jedem tönenden Wesen klang sein Name. Eben der Verstand, durch den der Mensch über die Natur herrscht, war der Vater einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schallender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung abzog. „Führt keinen Merkur oder Apollo als Opernmaschine von den Wolken herunter; die ganze vieltönige göttliche Natur ist dem Menschen Sprachlehrerin und Muse. Da führt sie alle Geschöpfe vor ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge und nennt sich diesem verhüllten sichtbaren Gotte selbst als sein Vasall und Diener. Es liefert ihm, wie einen Tribut, sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es bei demselben künftig rufe und geniefse.“ Die tönenden Verba sind die ersten Machtelemente der ältesten Sprachen. Der ganze Bau der Sprache ist nichts weiter als eine Entwickelungsweise seines Geistes. Das erste Wörterbuch war aus den Lauten der Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name, die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen. Daher wird die Erscheinung von ihm abgeleitet, dafs die morgenländischen Sprachen so voller Verba, als Grundwurzeln der Sprache sind. — Darauf wird die Entstehung des Artikels, der Poesie und Prosa erklärt, und was das heifse, Poesie sey älter als Prosa. — Aber nicht alle Gegenstände tönen. Wie hat der Mensch eine Sprache erfinden können, wo ihm kein Ton tönte? Diese Frage löst er psychologisch aus dem Zusammenhang, Zusammenflufs und Zusammenwirken der Sinne. Wir sind ein denkendes *Sensorium commune*, nur von verschiedenen Seiten berührt und voll Verknüpfungen der verschiedenartigsten Sinne. Er nimmt das Gehör als den vermittelnden Sinn an zwischen Gesicht und Gefühl, als mittleren Sinn an Sphäre der Empfindbarkeit von aufsen, an Deutlichkeit und Klarheit.

Das Gehör ist für die Seele, was die grüne, die Mittelfarbe für's Gesicht ist. Da alle Sinne zusammenwirken, sind wir durch's Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur. Je älter und ursprünglicher eine Sprache ist, desto mehr durchkreuzen sich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter; daher können diese um so weniger genau und logisch untergeordnet seyn; bei aller wesentlichen Dürftigkeit hat sie den gröfsten unnöthigen Ueberflufs. Je ursprünglicher eine Sprache ist, desto weniger Abstraktionen, desto mehr Gefühle. Im zweiten Theile stellt er die Naturgesetze auf, nach denen Sprache erfunden worden, wie sie fortzubilden, wie die Bildung verschiedener Nationalsprachen nothwendig gewesen sey; er lehrt, dafs wahrscheinlich auch alle Sprachen ein progressives Ganze von Einem Ursprung, in Einer grofsen Haushaltung ausmachen und mit ihnen die ganze Kette der Bildung. —

Die Akademie ertheilte dieser Schrift den Preis und bot dem Verfasser derselben bald Gelegenheit, einen neuen Kranz zu gewinnen, welchen die beste Abhandlung über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet, davon tragen sollte. Herders Schrift hierüber, die übrigens mit der vorigen im Wesentlichen denselben Gang nimmt, zerfällt in drei Abtheilungen. Erst räumt er Vorurtheile weg, sucht Grundsätze im Gebiet der menschlichen Seele auf und beantwortet die Frage mehr auf verneinende Weise; dann wird die Geschichte jedes grofsen Zeitlaufs auf die allgemeinen Ursachen zurückgeführt, endlich werden Folgen zur Anwendung hergeleitet. — Genie mufs vorausgehen, ehe Geschmack werden kann. Bei einem Volke, welches noch roh ist, kann nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zur Wohlgestalt und zum Geschmack geredet werden; der Schöpfer selbst liefs erst das Chaos ausgähren und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgesetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Kann Geschmack nur durch Genie entstehen: so mufs er auch nur in ihm bestehen wollen, sonst ist er Schall in der Luft, ein Unding. Genie ist die grofse in- oder extensivstrebende Seelenkraft aus den Händen der Natur; Geschmack aber Ordnung in dieser Fülle, Proportion und alle schöne Qualität jener strebenden Gröfse, Steuerruder der Kräfte auf dem wüsten Meere des Zufalls. Jemehr Kräfte ein Genie hat, je rascher die Kräfte wirken, desto mehr ist ein Mentor des guten Geschmacks nöthig, damit sich die Kräfte nicht selbst einander überwältigen, zerrütten und im Fall der Uebermacht auch andere gute Kräfte zertrümmern. Nur Genies können Genies bilden und zurückbilden zur Ordnung, zur Schönheit, zum Gleichmaafs ihrer erkennenden oder fühlenden Kräfte. Geschmack in einer Kunst weckt den Geschmack in allen. So löst sich das Räthsel, warum die grofsen Männer immer zusammen leben; sie sind insgesammt nichts als der konsone Punkt einer Seite.

So ist ferner klar, wie Genies den Geschmack verschlimmern können, weil er ohne sie gar nicht existirt und durch die gute oder üble Anwendung der Kräfte des Genies steht und fällt. Wenn man Vernunft und Geschmack entgegensetzt, so ist es Mifsverstand. Ist der Geschmack nichts anders als Ordnung, als Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit; so schnell er auch wirke und empfinde, er kann immer nur durch Vernunft, Beurtheilung und Ueberlegung wirken. Soll also Vernunft den falschen Geschmack befördert haben, so will man vielmehr sagen Klügelei, Sophisterei, Unvernunft. Geschmack und Tugend sind nicht einerlei, obwohl er die Hindernisse wegräumen kann, welche der letzteren entgegenstehen. Jener ist nur Ordnung und Gleichmafs gewisser Kräfte zu oder in einem Kunstwerke; diese soll Ordnung und Gleichmafs seyn in allen unsern Kräften zum grofsen Werke unsers Lebens. Die Kunst kann den Menschen so an sich ziehen, dafs eben diese Leidenschaft die andern Kräfte und Neigungen aus der Fassung bringt und so wird die Wuth des Geschmacks wie jede andere Wuth für die Moralität ein Fallstrick. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Tonkünstler kann aber auch von seinem Kunstgeschmack Anlafs, Erinnerung, Gestalt und Modell nehmen, seine ganze Seele, sein ganzes Leben zu einem gleichen Geschmack zu bilden; das wär freilich Tugend. In einem Zeitalter, wo gute Sitten hingefallen sind, wo Ueppigkeit, Schande, Knechtschaft, Lüsternheit herrschen: da werden die edelsten Kräfte verzehrt, keine hat mehr edle Zwecke oder edle Mittel, man sieht, wie elend es dann um den nachjammernden Geschmack steht. Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend seyn; wo sie nicht ist, ist auch ihr Bild und Gewand nicht mehr kenntlich. Bessere Belohnung als Spekulation ertheilt die Geschichte. Den Griechen war Schönheit am meisten Natur; Homer ward Vater des griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildeten ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet. Das griechische Drama war als Naturblume der Zeit hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Rhapsodien der Aoiden. Sophokles entstand wie Homer und Pindar wie beide. Nicht anders die Redekunst. Sie war in Republiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder. Gemeingeist, öffentlicche Rathschlagungen über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der griechischen Republiken war ihr Element. Alle äufsern Anstalten trieben zu dem Zwecke, weckten, bildeten, belebten. Die Kunst ging dieselbe Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, ihre Liebe zur Freiheit schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war lebendige veredelte griechische Natur, wie alle ewigen Produkte. Alles wurde zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel zu Zeitzwecken: und da diese schöne Zeitverbindung auseinanderging, schwand auch das Resultat derselben, der griechische Geschmack. Als der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art

mit Lust und Freude zu wirken, hin war, was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offene Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen muthigen Herzens, wo keine Selbstständigkeit, keine politische Freiheit mehr war? Geschichte selbst gerieth in Fesseln und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden gehörte, dafs kein Alexander da seyn durfte. — Römer. So lange in Rom Veranlassungen waren, den ächten Thaten Rede und Geschichtsgeist zu wecken: so wuchs auch der feste römische Geschmack. Da dieser Geist wich und das republikanische Rom unter das Joch der Monarchie kam: so hoch auch die Blumenkränze dieses Jochs gepriesen wurden, so wenig konnte doch ein zierlicher August und ein spielender Mäcenas mit all ihren Geschenken das ersetzen, woraus Römergeist geworden war. Das sieht man nach seinem Tode. Ein argwöhnischer neidischer Fuchs, ein Ungeheuer über das andere waren nun schöne Auguste, und die Geschichte hat's mit Blut und Thränen geschrieben, wozu jener ächte Geschmack, der Sohn jenes Römergeistes nun wurde. Alles versinkt in Sklavenfurcht vor Lieblingen und Tyrannen; die wahre Geschichte mufs schweigen. Aehnliches stellt das Zeitalter der Medici und Ludwig XIV. dar. Der Geschmack erhielt sich, so lange Boden, Luft und Wartung es erlaubten. — Auf solche Weise suchte Herder jene Aufgabe zu lösen, so gut sich überhaupt eine Aufgabe dieser Art lösen läfst. Müfsten nicht erst alle Geheimnisse des Lebens selbst erklärt werden, um die Ursachen dieser Erscheinung zu begreifen? Wer vermöchte es aus andern und festern Gründen den Zustand des jetzigen Geschmacks begreiflich zu machen? Ist es nicht gewissermafsen auch eine Erklärung, wenn Göthe spricht: seitdem es so viele Geschmäcke giebt, giebt es keinen Geschmack mehr? Herders richtiges historisches Gefühl hielt ihn ab von dem Labyrinth, worein die gerathen, welche in der Geschichte eine Erscheinung aus der andern erklären; er nennt vielmehr die Entstehung und den Verfall des Geschmacks Naturphänomene. Lehrreich bleiben die Folgen, welche er für die Erziehung und das Leben aus seiner Untersuchung ableitet. Wer stimmt ihm nicht bei in der Aeufserung: wer, unter welchen Vorwänden es sey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, was er ihr auch dafür von seinen Sächelchen in die Hand gebe, er kann den Schaden mit Nichts ersetzen! Endlich, da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verwest: so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks, als nach ihm selber streben. Es ist doch nichts als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit wohlanständigen Kleide. Jemehr wir also diese Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an den Veranlassungen, dafs der Geschmack mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum

der Menschheit werde. *Multa tum et altiora renascentur, quam quae cecidere.* —

Bisher hatte Herder durch kritische, ästhetische und philosophische Schriften sich Achtung erworben, aber noch kein eigentlich theologisches Werk geliefert. Im Jahre 1774 trat er zuerst als Theolog hervor mit seiner ältesten Urkunde des Menschengeschlechts, einer nach Jahrhunderten enthüllten heiligen Schrift. Schon in Riga hatte ihn die erhabene Einfalt und der kindlich große Geist, welcher in den ersten Worten der Bibel wohnt, wunderbar gerührt und in dem gemüthvollen Jünglinge Gefühle des Morgenlandes aufgeweckt. Schon damals entstand in ihm der Vorsatz, diese heilige Urkunde, an der Metaphysiker und Demonstranten durch gezwungene Denteleien so arg gefrevelt, in ihrer einfachen Pracht und großartigen Natur ans Licht zu stellen. Auf seiner Reise und dann in Bückeburg las und sammelte er alles, was aus alten und neuen Quellen über religiöse Ideen und Symbole des Morgenlandes, Aegyptens und Griechenlands aufzufinden war und zur Enthüllung jenes heiligen Denkmals aus dem Kindesalter der Menschheit, welches er immer mit neuem Entzücken las, zweckdienlich schien. Der achtungswürdige Heyne lieferte ihm dazu von der Göttinger Bibliothek jedes begehrte Hülfsmittel. In den ersten heiteren Tagen seiner glücklichen ehelichen Verbindung begann er die Ausarbeitung der Schrift mit hoher Freude, und war gewöhnlich schon in der heiligen Frühe des Morgens an seinem Geschäfte. Eine unendliche Begeisterung rauscht wie ein Feuerstrom durchs ganze Werk. Auf die gewaltsamsten Ausbrüche der Polemik folgen die wärmsten Ergießungen des von Religion tief erfüllten Herzens. Wahrhaftig prächtig und morgenländisch ist die Beschreibung des Lichtes, dieses fruchtbaren Symbols des Orients. In der Morgenluft wehet der göttliche Kommentar der ersten Kapitel in Moses. Den Sinn der sechs Tagewerke enthüllend, findet er ein einfaches bedeutungsvolles Institut, wo die liebende Sorge des Allvaters in der Idee des Weltschöpfers und Sabbathheiligers die Saamenkörner der Unthätigkeit und Träge zu ersticken und durch Hinweisung auf Ruhe und Sabbath die matte Menschheit zu erfrischen sucht. Eng vertraut mit der Bildersprache, den Symbolen und Ideen des Morgenlandes zieht er durch Aegypten, Phönizien, Chaldäa, Persien, durch alle dunkeln Gebiete der Religionen des Orients und der griechisch-asiatischen Philosophie. Das Buch gleicht einer bedeutungsreichen Hieroglyphe, setzt den Leser oft in eine halbhelle Vordämmerung und läßt ihn mehr ahnen und fühlen als fassen. Es liegen in ihm viele große noch halbverschlossene Ideen, deren er sich später mehr bemächtigte und sie lichtvoller aussprach. Herder selbst nennt dieses Buch seine Apokalypse und wollte später durch Umarbeitung der Urkunde sich legitimiren. An Haman schrieb er zehn Jahre später: „Die Philosophie der Geschichte enthält im Grunde nichts, als das Resultat des

ersten Theils der Urkunde". Noch nie war über diesen Gegenstand mit solchem Geiste und solcher Gemüthsfülle geschrieben worden; es erweckte eben so viele Bewunderer als Tadler. Besonders ist der erste Theil von bewunderungswürdiger und heiliger Gluth durchdrungen; sein Gemüth ist ganz ergriffen von der Herrlichkeit des Werkes; indem er sich in das Heilige der Menschheit schwingt, strömen ihm Ideen und Gefühle so gewaltig zu, daſs seine Sprache mehr anzudeuten als darzustellen vermag. Immer wird die Urkunde seinen Freunden ein ehrwürdiges Denkmal der Jugendfülle und seltenen Gemüthskraft Herders bleiben. —

Diese Periode von sieben Jahren war in jeder Rücksicht eine für Herder höchst wohlthätige Zeit. Sie hat nicht nur in seinem empfänglichen Geiste unglaublich viel angeregt, sondern ihn, der so vieles versuchte und unternahm, dessen Kräfte so gewaltig brausten, auch mehr zur innern Haltung und Harmonie geführt. In der schönsten und blühendsten Zeit seines Lebens machte er seine Reisen, sah das vielfach verschlungene Treiben des menschlichen Lebens von mehrern Seiten, schloſs Freundschaften mit den geistreichsten und edelsten Männern, bewegte sich in den Kreisen der fein gebildeten Welt und fand auf jedem Schritte neue Belehrungen, die, weil sie aus dem Leben, nicht aus Büchern geschöpft waren, um so fruchtbarer für ihn seyn muſsten. Bald in dem regsamen geräuschvollen Treiben der Welt, bald in der heitern Stille der Musen verweilend, ist er eben so wohl vor der Flachheit des Weltmanns geschützt, als vor der düstern Grämlichkeit des Gelehrten. Es zeigt sich in ihm das Streben, alles, was sein Geist bisher gewonnen, zusammenzufassen und zu runden zu einem wohlgefälligen Ganzen. Freundschaft und Liebe schlossen ihn in die Arme, wenn sein Himmel düster wurde und befestigten in ihm die Neigung, mehr für das Leben als für Büchergelehrsamkeit zu wirken. Das Verhältniſs als Gatte und Vater war beglückend und bildend zugleich; sein Amt war ihm eine freundliche Veranlassung, von den Schätzen seines Geistes Gebrauch zu machen zum Heil der Menschen. Sein Ruhm im Auslande war befestigt, sein Körper gesund, sein Geist mit groſsen Plänen beschäftigt; er stand in der schönsten Blüthe und Fülle männlicher Kraft. So kam er 1776 nach Weimar und trat hier in einem Alter von 32 Jahren das oberste geistliche Amt an.

V. Sein Leben in Weimar von 1776 — 1803.

Mit unverkennbarer Freude ging er an diesen Ort, wo er in sein eigentliches Element zu kommen hoffte. Wo hätte er damals so viel Treffliches zusam-

men vereinigt, wo solche Gelegenheit gefunden, sich mit seinem Eifer, mit seiner Kenntnifs, Kraft und Thätigkeit so weit zu verbreiten. In der Nähe der gütigen verehrten Amalia, in der Huld eines weisen Kunst und Wissenschaft liebenden Fürstenpaares, in Verbindung mit Göthe, Wieland, von Knebel, dem Grafen Görz, dem Bergrath von Einsiedel, mit Carl von Dalberg, nachher auch mit Schiller und vielen andern trefflichen Männern zu leben, in einem so wichtigen und bedeutenden Amte nach so vielen Seiten hin zu wirken — was hätte für Herders Geist anziehender und reizender seyn können! Sieben und zwanzig Jahre hat er an diesem Orte mit Kraft, Begeisterung und Beharrlichkeit als geistlicher Redner und Beichtvater, als Lehrer der Erwachsenen und der Jugend, als Geschäftsführer im Ober-Consistorium, als Examinator der jungen Geistlichen, als Aufseher über die Kirchen und Schulen des ganzen Landes, als Pfleger und Beförderer der Talente, als Lehrer in kleineren Kreisen und als Schriftsteller im Grofsen mit sichtbar heilsamen Erfolge gewirkt. Mochte ihm auch manches Unangenehme und Widerwärtige begegnen, mochte ihn auch hier und da Lauheit und Unempfindlichkeit gegen kirchliches Wesen mifsmuthig machen; in der Hochachtung so vieler Edlen, in dem herzlichen Wohlwollen und Vertrauen der Herzogin Amalia, in den herrlichen Kreisen der geistvollen Männer, welche diese Fürstin um sich versammelte, in der Huld und Theilnahme, welche die regierende Herzogin ihm schenkte, und in der Zufriedenheit seines Landesherrn fand er viele Quellen zur Ermuthigung, zur Heiterkeit und Aufmunterung. Aufser den oben genannten Männern, welche ihn durch Wohlwollen und Freundschaft beglückten, müssen noch genannt werden der Prinz August von Gotha und die Familie von Frankenberg, denen er in Pyrmont, wohin er 1777 nach überstandener Krankheit reiste, persönlich bekannt wurde; von beiden hat er erfreuliche Beweise treuer Freundschaft erfahren. Als er 1783 über Halberstadt zu Claudius nach Wandsbeck ging, machte er persönliche Bekanntschaft mit Klopstock und in Braunschweig mit Jerusalem. Zur selben Zeit schrieb er auch seinen ersten Brief an Friedrich Heinrich Jacobi. Vorher noch hatte sich ein für ihn und seine Familie höchst erfreuliches Verhältnifs mit Johann Georg Müller gebildet. Dieser war 1780 von Göttingen nach Weimar gereist, blos in der Absicht, um Herder zu sehen und ihn über seine Studien zu befragen. Die wunderbare Wirkung, welche Herders Schriften auf ihn gemacht, trieb ihn dazu. Da er ihn bei der ersten Unterhaltung über verschiedene, die Theologie betreffende Gegenstände fragte, stand Herder mit heiterm und verklärtem Angesicht auf, holte ihm ein Buch, den ersten Theil der Briefe über das Studium der Theologie, welchen er so eben vom Verleger erhalten hatte und versprach dem für's Gute mit warmer Liebe erfüllten Jüngling über alles Belehrung. Seit jener Stunde schlofs sich ein heiliges Freundschaftsbündnifs, worein auch bald der von

Cas-

Cassel kommende Bruder Johannes von Müller aufgenommen ward und welches über Herders und seiner Gattin Grab hinaus auf die Kinder forterbend sich ununterbrochen erhalten hat, bis zuletzt auch der treue biederherzige Georg Müller schied. Im Jahre 1788 erhielt er eine Einladung vom Freiherrn Friedrich von Dalberg, dem Herrn zu Worms und Speyer, dem Bruder des Coadjutors, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen. Italien war schon in früher Jugend das Land seiner Sehnsucht gewesen, und jetzt bedurfte er mehr, als sonst, der Aufheiterung. Göthe war im Junius aus Italien zurückgekommen; Herder ging am 6. August dahin ab. In Augsburg traf er mit Dalberg zusammen und reiste mit ihm bis Rom. Er benutzte seine Zeit eifrig, um alles zu sehen und sich über alle Schätze in dem Hauptpunkte der alten und mittlern Welt zu unterrichten. Mehrere vornehme Römer, die Kardinäle Borgia, Bernis, Herzan und der spanische Gesandte bewiesen ihm viel Achtung und Aufmerksamkeit. Doch weit angenehmer und erquickender war ihm der Aufenthalt in Neapel, wohin er ums Neujahr 1789 mit der Herzogin Amalia abreiste. „Ich glaube, schreibt er davon, man vergifst hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehen und zu athmen. Wir wohnen am Meere mit der schönsten Aussicht; hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern, dafs, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans Himmelsfenster legt und auf Neapel herabsieht. Auch sehe ich und fange an zu fühlen, wie man ein Grieche seyn konnte. Hier habe ich den Erzbischoff von Tarent kennen lernen, den gescheitesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe. Ich habe mit ihm schon fünfmal Conversationen gehabt und habe einen Ort, wo ich ihn fast täglich sehen kann, welches mir denn sehr wohl thut. Heut Mittag habe ich ihm Visite gemacht und bin nach zwei Stunden mit allen seinen Schriften, die er mir schenkte, von ihm gegangen. — Nichts geht über diese Gegend; Himmel und Hölle, Elysium und der Tartarus ist hier erfunden. Homer und Virgil haben das Einzige Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen, die vor meinen Augen ist, rechter Hand vor meinem Fenster." — Am 19. Februar reiste er von Neapel zurück nach Rom. Angelika Kaufmann, deren zartes, holdes und unschuldiges Wesen er in seinen Briefen sehr rühmt, malte ihn, wie vorher Göthe. Auf der Rückreise, die er am 15. May antrat, verweilte er bei den Kunstschätzen in Florenz, lernte den Grofsherzog kennen und begab sich von da über Bologna nach Venedig; am 9. Julius kam er wieder in Weimar an. Er hat selbst über diese Reise oft geäufsert: „Italien ist mir die gröfste Bildungsschule gewesen". Noch zur Zeit seines Aufenthalts in Rom erging unvermuthet ein neuer Ruf nach Göttingen an ihn. Heyne's Schreiben, worin er ihn zur ordentlichen theologischen Professur und zur Stelle des ersten Universitäts-Predigers mit dem Charakter eines

Konsistorialraths einladet, stellt es ihm frei, den Gehalt nach seiner jetzigen Lage selbst zu bestimmen und eröffnete ihm die belohnendsten Aussichten. Jedoch als seine Verhältnisse in Weimar verbessert wurden, schlug er diesen Ruf aus. Am 24. August d. J. wurde er durch ein herzogl. Rescript zum Vicepräsident ernannt, erhielt 400 Rthlr. Zulage und mehrere beschwerliche mit seiner Stelle verbundene Geschäfte wurden ihm abgenommen.

Durch mehrere neue Einrichtungen hat sich der in seinem Berufe rastlos arbeitende Mann in seinem Lande bleibende Denkmale aufgerichtet. Zur Verbesserung des Gymnasiums entwarf er 1783 einen neuen Lectionsplan, und um den Lerneifer der Schüler zu beleben, führte er den fürstlichen, Wilhelm-Ernstischen 1701 gestifteten Freitisch 1784 auf seine ursprüngliche Bestimmung zurück, und machte ihn, indem er ihn in Geld verwandelte, zu einer Belohnung der Fleifsigen und Fähigen. Da er zur Erhöhung der dürftigen Besoldung der Lehrer am Gymnasium und an der Kirche keinen Zuschufs ausmitteln konnte, schlug er vor, die Stelle des Garnisonpredigers einzuziehen und erhielt so für jeden Schullehrer eine jährliche Zulage von 30 — 50 Rthlr. Zur Beförderung eines gründlichen Unterrichts in Sprachen, Geschichte und Philosophie schlug er 1797 die Errichtung einer neuen Professorstelle am Gymnasium vor. Ferner errichtete er 1787 mit einem von der Landschaft bewilligten jährlichen Beitrag von 266 Rthlr. das Schullehrer-Seminarium. Durch Einziehung einiger geistlichen Stellen auf dem Lande und Anlegung eines Schulfonds suchte er auch die Besoldung der Landschullehrer zu verbessern. Das Waisenhaus erhielt unter seiner thätigen Mitwirkung eine neue und bessere Einrichtung. Die Garnison-, Waisenhaus- und Armenschule bedurfte in vieler Rücksicht einer Verbesserung. Herder suchte sie alle drei in Eine zu verwandeln, die Kinder nach Klassen zu ordnen und jeder Klasse einen besondern Lehrer zu geben. Er konnte diesen Plan nicht ausführen; aber der Oberkonsistorialrath Günther stellte 1804 die Freischule her. Für die Kirchen besorgte er 1795 ein neues Gesangbuch; für die Schulen schrieb er 1798 einen Katechismus; überall führte er zweckmäfsigere Lese- und Lehrbücher ein. Um bei der sich verbreiteten Lauigkeit ein neues religiöses Leben zu erwecken und den gebeugten Lehrstand zu verjüngen, trug er einen heilsamen Plan zur Errichtung eines Kandidaten-Seminariums in sich, der jedoch nicht zur Ausführung gebracht werden konnte. Noch überall sind im Kirchen- und Schulwesen die wohlthätigen Spuren der Herderschen Wirksamkeit zu sehen. Seine Geschäfte als Vicepräsident und nachheriger Präsident des Oberkonsistoriums ergriff er mit feuriger Kraft und scheute sich nicht, noch die Procefsordnung zu studiren. Krankheitsanfälle unterbrachen ihn seit dem Jahre 1789 öfter und machten mehrere Badereisen nach Aachen, Carlsbad und Eger nöthig. Im Jahre 1801 übertrug ihm,

nach dem Ableben des Geheimen Rath Freiherrn von Lyncker, sein Landesherr die Stelle des Präsidenten im Oberkonsistorium; in demselben Jahre erhob der Kurfürst von Baiern ihn und seine Nachkommen in den Adelstand, eine Gnade, die ihm seiner Kinder, besonders seines Sohnes Adelberts wegen schätzbar seyn mufste. Doch die zu grofse Anstrengung seines Geistes hatte den Körper geschwächt, die sinkende Lebenskraft konnte die Last der Geschäfte nicht lange mehr tragen. Am Osterfeste 1803 begann er seine Predigt mit den Worten: „es ist lange her, dafs ich hier unter euch nicht auftreten konnte"; es war das letztemal, wo er an jener heiligen Stätte lehrte. Seine Reise nach Eger und Dresden im Sommer 1803 schien die Gesundheit zu erfrischen. In Dresden, wo Liebe und Freundschaft besonders geschäftig waren, ihm den Aufenthalt zu versüfsen, verlebte er noch seltene herrliche Stunden; beim Aufenthalt auf der dasigen Bibliothek entströmten seinem Herzen Gefühle des Paradieses. Der Bibliothekar Dafsdorf sprach an der Feyer des letzten Geburtstags Herders in einem Gedichte die Wünsche aller Verehrer des edlen Mannes aus. Noch jeder heitere Sonnenblick wurde am Abend seines Lebens sorgsam von ihm verwandt. Mit Eifer arbeitete er noch an seinem letzten Werke Adrastea; auf der letzten Reise vollendete er das Drama Admetus Haus, der Tausch des Schicksals. Er kehrte im September mit neuer Hoffnung und mit neuen Plänen nach Weimar zurück. Am letzten September hielt er noch Kandidaten-Examen über die Engel; aber drei Wochen nachher sanken seine angespannten Nerven. In heitern Zwischenräumen arbeitete er noch an der Adrastea und wollte die in die Horen 1796 angefangene Abhandlung Iduna, oder der Apfel der Verjüngung fortsetzen; aber er konnte den zweiten Abschnitt über den Zutritt der nordischen Mythologie zur neuen Dichtkunst nicht vollenden. Er kam bis an die Worte: Die Darstellung der nordischen Fabellehre, selbst Gedicht, ist zeitgemäfs; eine Reise nach Weisheit und Belehrung über die damals wichtigen Fragen, die mit dem Untergange der Götter endet. Das feinste klangreichste Gedicht über sie (Gerstenbergs Gedicht eines Skalden) konnte nicht anders enden lassen; sie verhallet in den Ton:

> Er mifst den Himmel, stillt die Meere;
> Gericht und Recht ist um ihn her!
> Er ist der Herr! der Gott der Heere!
> Er ist! Wo ist ein Gott wie Er?
>
> In neue Gegenden entrückt,
> Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
> Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
> Und diese Himmel ihr Gezelt!
> Mein schwacher Geist in Staub gebeugt,
> Fafst ihre Wunder nicht und schweigt.

Und schweigt. Ach! auf immer — setzt sein Erstgeborner, Wilhelm Gottfried von Herder hinzu — schweigt auch die Stimme des unsterblichen Priesters der Adrastea. In prophetischem Geiste schrieb er diese Strophen — die letzten seines Lebens — und verhallte in diesem höhern Gebet. —

Er schied am 18. December 1803. Am 21. December wurde die irdische Hülle in der Weimarischen Stadtkirche nicht fern von der Kanzel, von welcher er so oft der Religion ewige Wahrheit salbungsreich gelehrt, in die Gruft gesenkt. In der von vier bis fünftausend Zuhörern vollgedrängten Versammlung sprach der Diakonus J. G. Zunkel die in allen Herzen erregten Gefühle aus und legte mit Rührung und Verehrung die letzte Blume auf des Vollendeten Grab. — Herder hatte noch nicht das 60ste Jahr zurückgelegt; doch hatte er unter seinem Volke längst die Palme der Unsterblichkeit erreicht und die gebildetsten Völker unsers Erdtheils nannten seinen Namen mit Hochachtung. Zwar hat er sich selbst ein Denkmal aufgerichtet, welches bleiben wird, so lange Menschen Wissenschaft, Religion und Schönheit und deren von göttlicher Kraft begeisterte Beförderer zu ehren verstehen; doch ist es erfreulich, dieses durch ein äufserliches Zeichen von den Menschen auch anerkannt zu sehen. Im Jahr 1819 ist auf Herders Grab ein Denkmal gesetzt worden, entsprechend der hohen Idee, wofür er hier gelebt. — Viele haben sein Andenken durch öffentliche Zeugnisse dankbar geehrt, darunter auch Ausländer, z. B. der Erzbischoff von Tarent, G. Capecce-Latro, der Herders Tod in einer lateinischen, an die Herzogin Amalia gesandten Elegie beklagt.

Seine Schriften. Die Zeit seines Lebens in Weimar war am reichhaltigsten an literärischen Arbeiten; in ihr lieferte er die meisten und gediegensten seiner Werke. Wir führen sie hier in chronologischer Ordnung der Reihe nach, wie sie erschienen, auf, ob er wohl an verschiedenen zu gleicher Zeit arbeitete.

1. 1778. Volkslieder, oder Stimmen der Völker, in Liedern gesammelt, geordnet, zum Theil übersetzt. Erster Theil 1778. Zweiter Theil 1779. Werke. Schöne Literatur und Kunst. Theil 8.
2. 1778. Lieder der Liebe. Die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Nebst 44 alten Minneliedern. Werke zur Religion und Theologie. Thl. 7.
3. 1778. Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume. Philosophie und Geschichte. Thl. 8.
4. 1778. Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt, aus Pygmalions bildendem Traume. Schöne Literatur und Kunst. Thl. 11.
5. 1778. Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten. Eine von der Münchner Academie gekrönte Preisschrift. Schöne Literatur und Kunst. Thl. 9.

6. 1779. Das Buch von der Zukunft des Herrn. Religion und Theologie. Thl. 7.
7. 1780. Vom Einflufs der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung. Dabei erhielt er von der Berliner Academie zum dritten Mal den Preis. Philos. und Geschichte. Thl. 7.
8. 1780, 81. Briefe über das Studium der Theologie. Vier Theile. Zwei Bände. Religion und Theologie. Thl. 9, 10.
9. 1781. Ueber den Einflufs der schönen in die höhern Wissenschaften. Dafür erhielt er zum zweiten Mal den Preis von der Münchner Academie. Schöne Literatur und Kunst. Thl. 9.
10. 1782. Vom Geist der hebräischen Poesie. Erster Theil. 1783. Zweiter Theil. Religion und Theologie. Thl. 1., 3.
11. 1784, 85, 87, 94. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Philosophie und Geschichte. Thl. 3, 4, 5, 6.
12. 1785, 86, 87, 92, 93, 97. Zerstreute Blätter. In sechs Sammlungen.
13. 1788. Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System. Nebst Shaftesbury Naturhymnus. Philos. u. Gesch. Thl. 8.
14. 1793. Ueber Auferstehung und über die Gabe der Sprachen. 1795. Fortsetzung dergleichen kleiner Schriften. Fünf Theile. Unter dem allgemeinen Titel „christliche Schriften". Relig. u. Theol. Thl. 10, 12.
15. 1793 — 97. Briefe zur Beförderung der Humanität. Zehn Sammlungen.
16. 1795. Terpsichore. Erster Theil. 1796. Zweiter Theil. Schöne Lit. u. Kunst. Thl. 14.
17. 1799 u. 1800. Metakritik und Kalligone.
18. 1801 — 1803. Adrastea, welche nebst den zerstreuten Blättern und den Briefen zur Beförderung der Humanität in verschiedene Theile der Werke Herders übergegangen.

Ueberdiefs lieferte er verschiedene Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften, z. B. in die Horen, die neue deutsche Monatsschrift, in den Schillerschen, Viewegschen und Willmannschen Musenalmanach. Mehrere vorher ungedruckte Schriften sind in den Werken mit erschienen. Vieles hat er angefangen und nicht vollendet, da er Abwechselung in Geistesarbeiten sehr liebte, bei seiner durch Amtsgeschäfte beschränkten Zeit auf angefangene Schriften oft nicht zurückkommen konnte und bei seinem für alles empfänglichen Wesen oft von neuen Veranlassungen zu neuen Arbeiten fortgerissen wurde. Eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke hatte er der Welt edel und schön angekündigt; er freuete sich sehr darauf, vieles daran verbessern und vollführen zu können; aber seine Lebenszeit lief ab. Ehrenwerthe Freunde, deren er so viele zählte, Johann Georg Müller, Heyne, Herders ältester Sohn und Johannes von Müller, jetzt alle mit ihm vereinigt, brachten die neue Ausgabe zu Stande. Sie erschien

bei Cotta in Tübingen in den Jahren 1805—1814, und besteht aus 39 Bänden, wovon die Werke der Philosophie und Geschichte 13 Bände, die Werke der schönen Literatur und Kunst 14 Bände; die der Religion und Theologie 12 Bände einnehmen. Johannes von Müller sprach in den Vorreden manches stärkende, in der bedrängten Lage des Vaterlandes ermuthigende Wort aus. Heyne zollte seinem ehemaligen Freunde Opfer des Dankes. Die meisten sind von dem warmen standhaften Freunde Herders und dessen Familie Johann Georg Müller, herausgegeben, nach dessen Ableben auch die Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder, gesammelt und beschrieben von Maria Carolina von Herder, geb. Flachsland, herausgegeben durch Johann Georg Mülller, bei Cotta, 1820. in zwei Theilen erschienen sind. —

Es ist schwer, den umfassenden und vielseitig gebildeten Geist Herders in seinen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen und genau zu beurtheilen, wie er auf die Literatur und Bildung der Deutschen eingewirkt hat. Wir zählen ihn mit vollem Rechte unter die Fürsten im Reiche der Wissenschaften. Man dürfte selten einen Gelehrten finden, der so viele treffliche Eigenschaften in solchem Grade in sich vereinigte, wie Herder. Zu einem umfassenden Gedächtnisse und einer regsamen feurigen Phantasie hatte sich in ihm ein heller eindringender Verstand, origineller Witz, die glücklichste Beobachtungs- und Verbindungsgabe und ein tiefes zartes Gefühl gesellt. Alle diese Kräfte wirkten in ihm in schönem Einklange und gaben seinem Geiste jene originale Stärke, jene grofsartige idealische Stimmung, die aus allen seinen Schriften hervorleuchtet. Von Kindheit auf bis in die letzten Stunden trachtete er in rastlosem Bemühen seine Kenntnisse zu erweitern, seine Naturgaben zu veredeln und so drang er fast in alle Zweige des menschlichen Wissens ein und gelangte zu einem unermefslichen Reichthum an Kenntnissen aller Art. Doch verlor er sich selbst nicht in der Menge der Kenntnisse. Die Abwechselung und Mannigfaltigkeit liebend, eilte er von einem Gegenstande zum andern, und forschte und philosophirte, ohne sich an feste Regeln zu binden. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich einer Wissenschaft ganz hinzugeben und sie nach allen Richtungen zu durchdringen; daher wurde er nicht eigentlicher Philolog oder Geschichtforscher, nicht Philosoph einer Schule oder systematischer Kunstrichter, nicht dogmatischer Theolog u. s. f.; er schwebte vielmehr, die Ausarbeitung und Durchdringung einzelner Theile andern überlassend, frei und bildend über dem Ganzen, suchte Lücken auszufüllen, dunkle Gebiete aufzuhellen, warnte vor falschen Richtungen und gab grofse fruchtbare Ideen her zur edlen und geschmackvollen Behandlung der Wissenschaft. So hat er überall angeregt, in mehreren die Gränzen erweitert, und, immer in dem Sinne wirkend, dafs alle Wissenschaften eng unter sich verschlungen sind und jede die andere schwesterlich

unterstütze, heilsam zu vereinigen gesucht, wo Geister anderer Art zum Gedeihen des Einzelnen wohlthätig trennen. Dafs er bei solcher Ansicht und Behandlung der Wissenschaft einen allgemeinen und kräftigen Einflufs geübt hat auf den Zustand und Gang der Kultur in Deutschland: wer würde diefs läugnen wollen, wenn auch die Beweise nicht so klar da lägen, wie bei denen, welche einzelnen positiven Wissenschaften sich ausschliefslich widmen? Durch sein Werk über den Geist der hebräischen Poesie, durch seine in verschiedenen Schriften aufgestellten Ansichten über Sprache und klassisches Alterthum und durch seine Behandlung der Schriften des Neuen Testaments hat er vieles beigetragen zur *geistreichen Behandlung der Sprachen* überhaupt und insbesondere durch lebendige Auffassung und gefühlvolle Darstellung in dem Studium der morgenländischen Poesie eine neue Bahn gebrochen. Wie er jenes Buch von Kindheit auf in der Brust genährt und heilige feurige Liebe es ihm eingegeben hat: so hat es auch in vielen frischen muntern Geistern warme Liebe entzündet zu der simpelsten erhabensten und herzlichsten Poesie der Erde. In welchem Geiste erscheinen durch ihn die prophetischen Bücher! Während er mit einem für alles Schöne offenen und empfänglichen Auge, mit fühlender Brust und lebendiger Anschaulichkeit die Denkmäler des Morgenlandes erklärte und den hohen Geist der christlichen Schriften eindringlich deutete, wirkte er auf das Bibelstudium, den Grund der *Theologie*, mit heilsamem und weitgreifendem Erfolg. Mit welcher seltenen Gabe führte er den Leser in den Geist des sinnigen gemüthvollen Johannes ein! Wer müfste diesen Jesusjünger nicht liebgewinnen, wenn Herder ihn erklärt! Etwas Schöneres hierüber ist nicht leicht zu lesen und noch immer ist das Studium dieser Schriften dem jungen Theologen, dem Freunde der heiligen Sache, wie auch dem lauen Christen, der nicht weifs, was er an seiner heiligen Urkunde hat, auf das dringendste zu empfehlen. In einem Zeitalter, wo Voltairs würdige Nachtreter in der Bibel nichts als Ungeschmack zu finden wufsten, konnte er auf keine andere Weise die heiligen Bücher so nachdrücklich vor Verachtung schützen. Er sprach nicht blos: „es ist ein abgeschmackter Wahn unsres Lustrum, dafs die Bibel eine Spreutonne kahler Moralen und trockner Akroamen sey, weder die Natur noch sie selbst hat diesen Wahn genehmigt"; sondern er bewies es auch, indem er die Bibel im Geiste des Morgenlandes erklärte, besonders die Bücher, welche einen prophetischen und poetischen Geist athmen. Und so arbeitete er zugleich der um sich greifenden Irreligiosität seines Zeitalters überhaupt entgegen. In der Ueberzeugung, dafs das Leben aller sittlichen Kraft, aller innerer Haltung und Freudigkeit beraubt werde, wenn die Idee des Heiligen aus ihm weiche, stritt er gegen jede freche Anmafsung, welche die eigene Spitzfindigkeit an die Stelle der ewigen Wahrheit zu setzen trachtete und mit einigen kühn aufgestutzten Machtsprüchen das ewige Gefühl und die Stimme der Jahrhunderte abläugnen wollte. Im Un-

muth soll er einst geäufsert haben, er wünsche im Mittelalter geboren zu seyn; nicht els ob er das Grofse seiner Zeit verkannt hätte, sondern weil ihm der unheilige Sinn, das kahle, gemüth- und freudlose Treiben derselben mit Sorge und Wehmuth erfüllte. Durch seine christlichen Schriften, z. B. vom Geiste des Christenthums, vou Religion, Lehrmeynungen und Gebräuchen, vom Erlöser der Menschen nach den drei Evangelien, von Gottes Sohn der Welt Heiland, nach Johannes Evangelium, von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingsfeste, von der Auferstehung als Glaube, Geschichte und Lehre u. a. verbreitete er geläuterten Glauben und gewährte vielen Belehrung und Trost. Sie sind auch jetzt noch ein theuerer Schatz religiöser Erbauung, zumal wenn der Leser die in Riga, Bückeburg und Weimar gehaltenen heiligen Reden damit verbindet. Wir dürfen nur die Homilien über das Leben Jesu, die Predigten über die Seligpreisungen Jesu, über den Jüngling zu Nain, die bei der Geburt, Taufe und Confirmation des Erbprinzen Carl Friedrich, die bei der Taufe der Prinzessin Carolina Luise und des Prinzen Bernhard gehaltenen Reden nennen: und wir haben damit an eine Menge schöner kräftiger religiöser Belehrungen erinnert, auch manche edle, wehmüthige und freundliche Erinnerung geweckt. — Ein gleicher Geist wehet in seinen Briefen über das Studium der Theologie, die nicht sowohl eine Anweisung enthalten, wie das Studium der Theologie methodisch zu treiben sey, sondern mehr den Zweck haben, in Lehren, Beispielen, Notizen der Literatur den angehenden Theologen auf seine hohe Bestimmung hinzuweisen, ihn vor Irrwegen zu warnen, ihm freien Sinn, Liebe zur Bibel und zu seinem Berufe einzuflöfsen. Auch sie sind nicht blos für ihre Zeit geschrieben; belehrend und anziehend ist noch immer, was er über den Segen Jacobs, von den poetischen Zeiten Israels, von dem ältesten Lehrgedicht, dem Buche Hiob, vom grofsen Plane des Christenthums, von Hymnen und Liedern, vom Göttlichen im Leben eines Menschen, vom Zwecke Jesu u. s. w. in denselben gelehrt hat. Und sein Maran Atha, das Buch von der Zukunft des Herrn, des neuen Testamentes Siegel wird noch als Anweisung dienen können, wie die Symbole, Bilder und Gleichnisse des Morgenlandes zu deuten und in der bilderreichen Einkleidung des jüdischen Alterthums die religiöse Idee zu erkennen sey.

Hauptsächlich hat er als geistreicher Erklärer des klassischen Alterthums und als Aesthetiker zur Begründung und Verbreitung eines bessern Geschmacks in der Wissenschaft, Poesie und Kunst beigetragen. Die Fragmente, kritischen Wälder, Plastik, Terpsichore, Kalligone, die fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst, die zerstreuten Blätter und Briefe zur Beförderung der Humanität und andere Schriften berichtigten nicht blos die Theorie, sondern halfen anfänglich erst sichern Grund zum Emporkommen der deutschen Literatur erstreiten und nährten und

und weckten überhaupt das Gefühl für das Aechte, Natürliche und Schöne. Der frische lebendige Geist, womit er Kunst und Wissenschaft auffaſste und beurtheilte, muſste wieder Geist entzünden. Da ihm der Geist der Dichtung eine allgemeine Völkergabe war und auch im Gesang des Wilden zu ihm sprach: so bemühte er sich, besonders seit Ossian seine Liebe an sich genommen hatte, diese lebendigen Naturtöne, diese einfachen poetischen Ausbrüche und frohen Spiele der Phantasie unter mehrern Nationen zu sammeln und gab die Volkslieder heraus. Die Einfalt, Naivetät und ursprüngliche Frische dieser Naturhauche, worin die Völker sich selbst geben und schildern, sprachen seinen gesunden Dichtersinn mehr an, als alle Regeln und schulgerechten Theorien. „Wenn Sappho und ein litthauisches Mädchen die Liebe auf gleiche Art singen, wenn Tyrtäus und der Isländer gleichen Schlachtgesang anstimmen: wahrlich so müssen Ton und Regeln ihres Gesanges wahr seyn, denn sie sind Natur und reichen bis ans Ende der Erde. Er ist es, dem wir die Wiederbelebung der Volkspoesie verdanken.

Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik spricht von Herder: „War er kein Dichter — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Homerischen und Shakespearischen Maasstab stehend — so war er blos etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gemacht..... Wie soll ichs auseinander setzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedicht, alles zusammenfloſs, und das Gute und Wahre und Schöne untheilbar in ihm war"? Wie er in der Poesie als Antholog, so ist er in der Philosophie als Eklektiker anzusehen. In den Ideen zur Philosophie der Geschichte, in den Schriften: Gott, einige Gespräche über Spinoza's System, vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele in der Kalligone und der Metakritik sind seine philosophischen Ansichten und Grundsätze am deutlichsten zu erkennen. Es lag nicht in seinem Wesen, in abstrakte Vorstellungen einzudringen und untersuchend bei ihnen zu verweilen. Selbst da, wo er kritisch untersuchen will, denkt er fühlend und phantasirend; seine Seele, die von Phantasie, Gefühl, Erfahrung, Geschichte und Kenntnissen zugleich angeregt und beschäftigt ist, erzeugt, statt der abstrakten Untersuchung, bald ein schönes lebendiges Bild, bald eine treffende Vergleichung, eine erhabene, in seinem Busen schlummernde Ansicht und die Demonstration wird zum Gesang. Philosophie und Poesie flieſsen da, wie sie ursprünglich waren, in Eins zusammen. Während er mit der Auseinandersetzung von Spinoza's System sich beschäftigt, knüpfen sich seine eigenen Ansichten an die fremde, und man hat nicht ohne Grund gesagt, nicht Spinozas Geist, sondern Herders Spinozismus sey in jener Schrift. Da Spinoza für Werke der Poesie nur einen

metaphysischen Sinn hat, so kann ihm solche harte Speise nicht lange behagen; bald webt er schöne Gesänge von Uz, Gleim, Haller u. a. (auch die scholastische Ode des Julius Caesar Vanini) zum Lobe des Höchsten ein. Ein System völlig zu ergründen, ihm zu huldigen und sich in demselben fest zu denken, war dem beweglichen elastischen Geiste Herders nicht möglich; er durchflog, wie in der Poesie alle Länder, so in der Philosophie alle Lehrgebäude, und nahm, was ihm wahr schien, in sein Denken auf. In seinen philosophischen Untersuchungen nimmt er gewöhnlich eine anthropologisch - psychologisch - physiologische Richtung, um zuvörderst zu einer sogenannten genetischen Erkenntnifs zu gelangen. Er geht von der Erfahrung aus, und indem er ihre Gesetze zu ergründen und Einheit in die Wahrnehmung zu bringen sucht, schreitet er an der Hand der Induktion und Analogie vom Besondern zum Allgemeinen fort. Aber von reicher Phantasie und warmem Gefühl getragen, eilt er der Erklärung und dem Beweis voran und überspringt die langsame Schlufsreihe. Metaphysische Spekulationen, getrennt von Erfahrung und Analogie, erscheinen ihm als Luftfahrten, die zu keinem Ziele führen. („Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe.") Das Ziel seiner Philosophie war Erleuchtung, Veredlung und Beglückung des Menschen. Humanität ist der Grundgedanke und das Ideal seines Lebens, an welches er, wie an das Bild einer Madonna, allen Reichthum seines Geistes, seines Herzens, seiner Wissenschaft und Erfahrung, alle Schönheiten alter und neuer Dichter verwandte und in welcher er die Züge, die in verschiedenen Völkern zerstreut liegen, so vereinigte, dafs wir darin das ewige Urbild der Menschheit freudig erkennen sollten. „Humanität ist der Charakter unsers Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren, er mufs uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; aber auf der Welt soll er das Ziel unsers Bestrebens, die Summe unserer Uebungen, unser Werth seyn; denn eine Angelität im Menschen kennen wir nicht und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität. Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Achse sich die Kugel der Humanität bewegt. Wo sie einander entgegengesetzt scheinen, da ists mit dem einen oder dem andern nicht richtig". —

In seinen zerstreuten Blättern und den Briefen zur Beförderung der Humanität beschäftigt ihn diese Idee besonders. Hier steht er in der Versammlung der blühendsten Völker der Erde, weidet sich in jedem Lande an den Balsamdüften der erquickenden Luft, an den jedem

Volke eigenthümlichen Reizen und Geistesblüthen, bringt uns die schönsten zum Genuſs und weckt den süſsen Glauben: wie keine Gegend der Erde ohne blumentragende Pflanzen ist, wie Alpen und Steppen, das kalte Nordgebirge und der heiſse Aequator, jede Region einen Beitrag liefert zu dem groſsen Wundergarten — so auch im Leben der Völker; jedes auf seine Weise, vom Triebe der Humanität belebt, offenbart die Züge unsers Geschlechts und legt seine Opfer nieder auf den Altar der Menschheit. Die hohen Sänger des Morgenlandes, Homer, die ganze griechische Dichterwelt, die blühenden reizenden Gefilde der griechischen Kunst, Virgil, Horaz, Tacitus, die christlichen Hymnendichter, Swift, Geſsner, Gleim — aus allen diesen und andern trägt er Blüthen zusammen zu dem heiligen Kranze, welchen er dem unsterblichen Genius der Menschheit um die Schläfe windet. Diese Schriften, so wie sein Hauptwerk, die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind vielen eine reiche Fundgrube von Ideen geworden und haben würdige Ansichten über Alterthum und Geschichte verbreitet und veranlaſst.

Die Schreibart Herders ist ein treuer Abdruck seiner Dichternatur. Die regsame Einbildungskraft und die Wärme seines Gefühls geben ihr eine eigenthümliche Anmuth und Frische. In den frühern Schriften ist sein Ausdruck heftig, kühn, blühend und schmuckreich; später wird er heller, einfacher und lieblicher; in allen Schriften aber ist das Anschauliche und Bildliche vorherrschend. Ohne auf Ausdruck und Wendung ängstlich bedacht zu seyn, greift er im Gusse der Rede unter den zahlreichen, aus seiner lebendigen Einbildungskraft hervorspringenden Bildern dasjenige auf, welches Hülle der Idee seyn kann. Seine Sprache ist voll Kraft und Wohlklang, doch oft so überladen und gedrängt, daſs sie die Fülle der Empfindungen kaum fassen oder andeuten kann; am feurigsten ist sie in der ältesten Urkunde. Vieles ist, da er in einer Gefühl- und Phantasiewelt lebte, nicht klar durchgeführt, vieles nicht sicher gestaltet. —

Wenn wir das Leben Herders überschauen, so müssen wir den gewaltigen Geist, der in ihm war, die Masse und den Umfang der Kenntnisse, welche er gewann, die vielseitige Bildung und den feinen Geschmack, wodurch er sich auszeichnet, und die rastlose Thätigkeit, die ihn neben zahllosen Zerstreuungen und schweren Amtsgeschäften in so viele Wissenschaften und schriftstellerische Arbeiten trieb, gewiſslich hochachten und bewundern. Aber ein anderes Gefühl wird noch hinzutreten, wenn auch der Wille, die Gesinnung und That eines Solchen veredelt und auf ein heiliges Ziel gerichtet ist. Talente, mehr oder weniger, verleiht dem Menschen ohne sein Zuthun die Natur; zur Ausbildung der-

selben, zur Erwerbung der Kenntnisse kann er durch Geburt, Umgebungen, Leidenschaft und andere Reizungen getrieben werden; aber das, worauf er seine Kräfte und Kenntnisse richtet, das Ziel seines Strebens, Gesinnung und Wille geben oder nehmen ihm den eigentlichen Menschenadel. Auch wenn wir in dieser Rücksicht auf Herders Leben blicken, bietet sich uns viel Erhebendes und Erfreuliches dar. Er hatte früh und ganz erkannt, daſs ein hoher heiliger Sinn aus aller Wissenschaft als eigentliches Resultat hervorgehen müsse, daſs auch der talentvollste und kenntniſsreichste Mensch erst eigentliche Menschenwürde habe, wenn ein religiöses sittliches Princip ihn durchdringt und überall leitet, daſs auch das thätigste ruhmvollste Leben, fehlt ihm die feste sittliche Haltung, nur täuschender Schein sey und leere Truggestalt. Diese Erkenntniſs war bei ihm in Leben und That übergegangen und erst deshalb können wir ihn den Weisen der Geschichte beizählen. Wissenschaft und Kenntniſs war ihm nicht das höchste Ziel des menschlichen Strebens; ja er spricht von derselben: „unter nichts erliegt die wahre Empfindung und Ausbildung und lebendige menschliche Wirksamkeit so leicht, als eben unter Gelehrsamkeit. Aber nach der Frucht derselben, nach geläuterter Menschlichkeit und geheiligter Gesinnung strebte er mit unüberwindlicher Liebe und Begeisterung, und einen Zustand herbeizuführen, wo das Menschenleben von der Idee des Wahren, Schönen und Heiligen regiert wird, ist auch der Zweck seiner meisten Schriften. Weil er hiervon ganz erfüllt war, so wird auch der Leser nicht leicht eine derselben aus der Hand legen, ohne sich reiner und menschlicher gestimmt zu fühlen. Aechte Religiosität, Gewissenhaftigkeit, Menschenliebe und Gerechtigkeit sind die edlen Grundzüge seines Charakters. Von Jugend auf den strengen Gesetzen der Religion und Sittlichkeit huldigend, hat er im Drange des Lebens und der Leidenschaft stets die Reinheit seiner Seele und die aufrichtige Liebe zur Wahrheit behauptet. Will mancher die in seinen Schriften oft vorkommenden heftigen Ausfälle und Streitsätze dagegen anführen, so ist nicht zu vergessen, daſs in seinem Wesen überhaupt etwas Rasches, Reizbares und Feuriges war, daſs Menschen von solcher Innigkeit und Wärme, wenn ihnen ihr Liebstes und Theuerstes angetastet wird, am ersten erbittert werden, daſs er gegen hartnäckige Vorurtheile, gegen böse Verdrehung der Wahrheit, gegen Falschheit, wo sie sich ihm widersetzte, auch angemessene Waffen führen muſste. Wir finden ihn da feurig brausend, wo er das geistige Element zu fegen unternimmt; aber auch der Herr geht mit den Pharisäern nicht säuberlich um und verfährt nicht sanft, wenn er den Tempel von Käufern und Verkäufern zu reinigen hat. Frei von Selbstsucht und Eitelkeit achtete er die Wahrheit mehr als Menschenlob und trug keine Spur des gelehrten Hochmuthes an sich. Heiter, mild und freundlich erschien er jedem, dem es um die Liebe und Be-

förderung des Guten Ernst war, jedem, der seiner Belehrung und Hülfe bedurfte; der Geist der Humanität belebte ihn. —

Die vollständigsten Nachrichten von seinen Lebensumständen finden sich in den oben genannten Erinnerungen aus Herders Leben; das Ausführlichste über den Geist seiner Schriften ist zu lesen in Herders Charakteristik von Danz und Gruber.

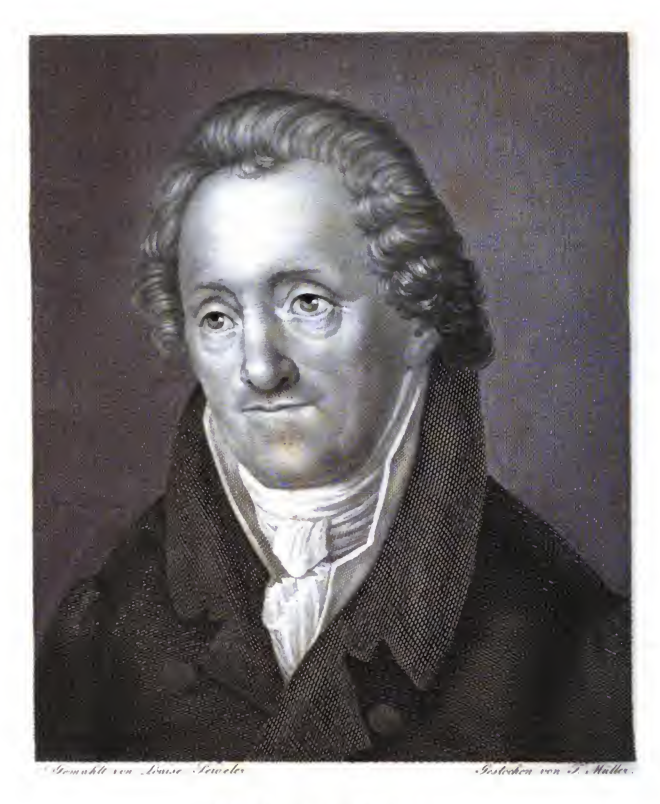
H. V.

T h ü m m e l.

Cede mihi, res severa est verum gaudium!

Unter den Bildnissen der Dichter aus der blühendsten Periode der deutschen Literatur darf auch dasjenige nicht fehlen, dessen Urbild auf die Blüthe der Periode selbst, wie auf die Zeitgenossen, welche sich jener Blüthe theilnehmend erfreuten, ganz besonders einwirkte. Das Bildniſs des Mannes, „den — wie ein geistreiches Frauenzimmer bemerkte — ein schalkhaftes Lächeln verrieth" — welche Erinnerungen muſs es nicht bei den noch übrigen persönlichen Freunden des Verewigten erwecken; welches Interesse muſs es überhaupt jedem Verehrer seiner Muse einflöſsen! denn nicht auf die enggesteckten Gränzen eines vorüber rauschenden Menschenalters bezog sich die Wirksamkeit unsers Dichters; sein Einfluſs wird dauern, so lange der Deutsche die Sprache der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts versteht! Es ist, möchte man sagen, mit dem Dichterruhme wie mit der weiblichen Schönheit. Die Jahrzahl 30 ist *tempus criticum.* Ist dieser Zeitpunkt glücklich vorüber, so dürfen beide mit Zuversicht auf längere Fortdauer rechnen.

Noch nicht zwei Jahre waren seit Thümmels Ableben verflossen, da genügte schon ein geist- und talentvoller Freund des Verstorbenen dem gefühlten Bedürfnisse einer ausführlichern Lebensbeschreibung des Dichters. Wer sich zu den nähern Verehrern des Letztern zählt, wird dieses Werk nicht unberücksichtigt lassen. Dem Verfasser war es vergönnt, aus der Quelle selbst zu schöpfen, und in der Hinsicht würde eine ins Detail gehende Lebensbeschreibung hier ganz überflüssig seyn. Nur einen kurzen Auszug der merkwürdigsten Lebensmomente Thümmels nebst eingestreuten Bemerkungen über den Bildungsgang des Men-



Gemahlt von Louise Seidler *Gestochen von F. Müller.*

M. A. v. THÜMMEL.





en und Dichters verstatte man mir, als erläuternden Text des vorliegen- Bildnisses und zu bequemerer Benutzung für das Gedächtnifs.

Moriz August von Thümmel ward den 27. May 1738 auf dem tergute Schönfeld, in der Nähe von Leipzig, geboren. Sein Vater war Königl. lnischer und Churfürstl. Sächsischer Land-Kammerrath und seine Mutter eine borne von Böhlau aus dem Hause Münschendorf. Er hatte neunzehn schwister, von denen aber nur neun die Kinderjahre überlebten. Unter diesen ar der gegenwärtig noch lebende Sachsen-Gothaische Minister zu Altenburg m immer der liebste; ihre Freundschaft blieb sich in jedem Alter und unter llen Umständen gleich. Es ist vielleicht bedeutungsreich für die folgenden Schicksale Thümmels, wie für die ganze Ausbildung seines Charakters als Menschen und Dichters, dafs sein Vater von uraltem Adel war, und zu der Zeit, wo dieser Sohn zuerst das Lebenslicht erblickte, auch zu den Vermögendern des Landes gehörte. Einmal ist es doch, wie jetzt die Sachen stehen, gewifs, dafs nur dem Adlichen die Schilderung der höheren Classen der menschlichen Gesellschaft und Verhältnisse vollkommen gelingen kann. Aber diefs ist nicht das einzige. Die Vorzüge der Geburt genofs er in jener Zeit nach allgemeinerer Anerkennung; in Ansehung des Vermögens aber war es damals wie zu allen Zeiten. Ist es also nicht begreiflich, dafs der Knabe, welcher früh seine Eltern, sey es nun aus welchem Grunde es wolle, einer gewissen äufsern Achtung geniefsen sah, derselben für die Folgezeit seines Lebens für sich selbst nicht entbehren konnte, und sie sich zum Sporne ausgezeichneten Verdienstes gereichen liefs? Man kann hier mit einigen Veränderungen anwenden, was Göthe sehr wahr in seinem Tasso sagt:

> Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
> Der holden Güter dieses Lebens schätzen;
> Wer früh geniefst, entbehrt in seinem Leben
> Mit Willen nicht, was er einmal besafs,
> Und wer besitzt, der mufs gerüstet seyn!

Zwar wurde das väterliche Stammgut kurz vor der Schlacht von Kesselsdorf, da Thümmel erst sieben Jahr alt war, von den Preufsen geplündert; seine Eltern verloren dadurch einen grofsen Theil ihres Vermögens, und das Gut selbst mufste bald nachher verkauft werden; dafs aber dieser, von jenem gewifs oft schmerzlich genug erwähnte Verlust von dem Sohne auch in reiferm Alter nicht vergessen ward, bezeugt der neunte Theil der Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Erste Ausgabe. Seite 284. (Sämmtliche Werke. Thl. VI., Seite 192.)

Die Erziehung, welche Thümmel erhielt, war, so fern man den Werth derselben nach Mafsgabe der frühen Fortschritte in den Wissenschaften berechnen

will, nicht durchaus vortrefflich zu nennen, wiewohl die Eltern, ihrer beschränkten Umstände ungeachtet, keine Kosten scheuten. Aber eben defshalb ward der Dichter und Denker Thümmel in der Folge vielleicht nur um so origineller, da sein Geist, gleich den berühmtesten Britten, sich selber Bahn brechen mufste. Mittelmäfsige Köpfe lernen freilich durch die beliebte Eintrichterungsmethode ihre Geistesblöfsen leichter bedecken; aber der echte Genius geht sicher durch die blofsen Mängel des Unterrichts allein noch nicht zu Grunde. Uebrigens gehörte unser Dichter zu den frühreifen Köpfen; denn schon im zwölften Jahre ersetzte er die Probepredigt seines Mentors, die ein Lieblingsrabe zerfetzt hatte, durch eine bessere, welche jenem die gewünschte Pfarre gewann! Sonderbar genug ist es aber, dafs der Sohn einer altadlichen Familie beim ersten Unterricht in der französischen Sprache vernachlässigt ward, welche doch damals an Höfen, wie in den geselligen Cirkeln der Weltleute den unbestrittensten Vorrang einnahm! In reiferm Alter suchte er das in dieser Hinsicht Versäumte nachzuholen, und ob er wohl darin seinen eigenen Forderungen an sich nicht genügte, so gelang ihm doch die Erlernung jener Sprache in einem Grade, welcher sowohl für den gebildeten Gelehrten als feinen Weltmann vollkommen hinreichte. Ein Beleg davon ist seine französische Uebersetzung des Dreyerschen Sinngedichts.

> Seht diesen lächelnden Mund, roth, wie die blühende Rose
> Und dieses Wuchses erhabene Pracht!
> Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narren in Prose
> Zu einem Narren in Versen gemacht!

welche la Harpe so wohl gerathen fand, dafs er dieselbe in das letzte Stück des französischen Merkurs vom Jahr 1772 aufnahm. Freilich aber hat jede Sprache, wie jede Nation, ihre individuellen Eigenthümlichkeiten, und ein Schriftsteller, welcher die Gabe besäfse, in einer Andern, als in seiner Muttersprache zu jeder Zeit leicht fliefsende Verse zu machen, würde eben dadurch nothwendig an echten Dichtertalenten einbüfsen müssen. Eigentlich kann man immer nur diejenige Sprache sein eigen nennen, worin man, wenn Geistesbedürfnifs es erfordert, ungezwungen seine Gedanken zu Gott erhebt! Ich kannte einen geistreichen Franzosen, der in seinem fünften Jahre mit seiner Familie Frankreich verlassen und seit dieser Zeit in Deutschland gelebt hatte. Er sprach das Deutsche ungemein fertig mit Jedermann; französisch nur mit seiner Familie. „Wollte ich aber — äufserte er einst auf meine defsfällige Anfrage — auf deutsch beten, so würd' ich mir selbst vorkommen, als spielt' ich mit dem lieben Gott Komödie!" — Aehnliche Versuche stehen Allen frei, bei denen das Gebet selbst noch nicht aus der Mode gekommen ist!

Im

Im Jahre 1754 wurde Thümmel zur weitern Ausbildung auf die Klosterschule zu Roſsleben im Thüringischen Kreise geschickt. Hier machte er erwünschte Fortschritte in den Wissenschaften, und es gereicht seinem Herzen zur Ehre, daſs er auch in spätern Jahren seinen damaligen Lehrern immer dankbar ergeben blieb. Aehnliche Gesinnungen hegte er von jeher gegen seine Eltern, welche er auch in der Folge, wie seine Einnahme wuchs, verhältniſsmäſsig unterstützte. Noch fanden sich in seinem Pulte zwei an Geburtsfesten seiner Mutter verfertigte Gedichte sorgfältig aufgehoben, das eine aus seinem siebzehnten, das andere aus seinem neunzehnten Jahre, welche kindliche Herzlichkeit, nicht ohne Spuren des späteren Geistes, ausdrücken. Herr von Gruner hat Proben davon in seiner Biographie mitgetheilt, welche zugleich die wahrhaft mütterliche Gesinnung der Gefeyerten beurkunden.

In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität Leipzig. Wenn es wahr ist, daſs die Lücken, welche in Ansehung der Erlernung der alten Sprachen auf Schulen gelassen werden, späterhin auf Academien, aus Mangel an Zeit, selten ausgefüllt werden können, so war es für Thümmel sehr wichtig, daſs er wenigstens gründliche Kenntniſs der lateinischen Sprache mit dahin brachte. Er selbst bekennt, daſs er für Sprachen kein Talent gehabt. Wer indeſs seine herrlichen deutschen Musterwerke gründlich studirte, der wird zu der Ueberzeugung geführt, daſs jene Klage über mangelndes Sprachtalent sich zunächst wohl nur auf die Gabe, fremde Sprachen schnell bis zu einem gewissen Grade von Leichtigkeit sprechen zu lernen, bezog; denn als Dichter und Schriftsteller gebot er frei über die volle Kraft und den ganzen Umfang seiner Muttersprache bis in die feinsten Nüancen; wie sich denn überhaupt ohne diese Gabe kein wahrhaft groſser Dichter denken läſst. Die Wahl der Universität war übrigens in mehr als Einer Hinsicht gut getroffen, und die damaligen Zeitumstände beförderten noch die guten Folgen derselben. Die frühe Bekanntschaft mit Kleist, Rabener, Gellert, von Bose und Weiſse hängt mit jener Wahl zusammen. Wer überhaupt in Leipzig studirte, kennt den dort herrschenden feineren, vielleicht nur hin und wieder etwas zu süſslichen Ton, welcher schon Zachariä veranlaſste, die Bekehrung seines Renomisten dorthin zu verlegen. Die Sache selbst ist leicht begreiflich. Der Handel blüht in Leipzig zu sehr, und der Ort selbst ist zu bedeutend, als daſs die Einwohner, im Gefühl der Abhängigkeit von den Studirenden, diesen mehr, als Recht ist, übersehen sollten. Der Bursche seiner Seits genügt ebenfalls sich selber nicht genug, um eine, von allen übrigen Einwohnern abgesonderte Kaste zu bilden; denn viele der dort studirenden Adligen nehmen Empfehlungen an die dortigen wohlhabenden Kaufleute mit. Wer also nicht allein stehen will, muſs durch Gefügigkeit in äuſserer Sitte sich Eingang in die geselligen Zirkel zu

verschaffen suchen. Daſs dadurch manchmal jene oben erwähnte fade Süſslichkeit bei Diesem oder Jenem veranlaſst werden mag, ist nicht zu läugnen; aber die damaligen kriegerischen Zeiten und der Umgang mit dem Helden und Dichter Kleist lieſsen bei unserm Thümmel diesen Nachtheil nicht aufkommen.

Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes auf der Universität Leipzig wird am passendsten der Vorwurf des Epikuräismus erwähnt werden können, der ihm späterhin so oft gemacht worden ist. Thümmel war durch Sinn, Geschmack und Phantasie für alle feineren Genüsse des Lebens vielfach empfänglich. Daſs er dies war, liegt in seiner Individualität, und darüber mit ihm rechten wollen, heiſst so viel, als die Natur anklagen. Es verräth Unkunde und geistige Befangenheit, wenn man geist- und talentreiche Männer mit dem jedesmaligen Maſsstabe der eben herrschenden Modephilosophie messen will, der grade für sie nicht verfertigt ist. Thümmel hatte, wie er sein ganzes Leben hindurch bewies, Muth und Entschlossenheit genug, den reizendsten Vergnügungen und den unentbehrlich erachtetsten Bequemlichkeiten zu entsagen, so oft es darauf ankam, irgend eine schöne Pflicht der Menschenliebe und Gefälligkeit auszuüben; aber er glaubte nur nicht, daſs die Pflicht erheische, den Freuden, die sich, bei seiner ganzen körperlich-geistigen Organisation, ungesucht ihm darboten, verächtlich den Rücken zuzuwenden. Wie es übrigens mit seinem moralischen Werthe stand, beweist die unverrückte, sich immer gleiche Freundschaft Gellert's und Weiſse's, beweist das ehrenvolle Zeugniſs, welches Ersterer ihm in seinem Trostbriefe über den frühen Verlust des Herrn von Bose in Ansehung seines Betragens auf der Academie ertheilt; beweist endlich seine Versicherung, daſs Thümmel weniger als alle andern seines Raths und seiner Ermunterung in moralischer Hinsicht bedürfe! So urtheilte ein Gellert über ihn, und der ganze Ton des, von dem Biographen mitgetheilten Briefes gibt zu erkennen, wie ernst es ihm mit diesem Urtheile war! Hierher gehört auch seine Bekanntschaft mit dem alten Juristen Balz, der eben damals eine solche Achtung und Zuneigung für ihn faſste, daſs er ihn noch zwanzig Jahre später zum Universal-Erben seines Vermögens einsetzte. Wahrlich! es muſs ein herzerhebendes Gefühl für diejenigen seyn, welche den seligen Thümmel noch in den späteren Jahren seines Lebens in seiner ganzen geselligen Munterkeit und Liebenswürdigkeit kannten, wenn sie nun damit zugleich die Eigenschaften, welche ihn beim alten Balz allein beliebt machen konnten, zusammenhalten! Welch ein Zeugniſs für die Grundsätze des Verewigten! welch ein herrliches Charakterbild!

Bei Gelegenheit, daſs Weiſse, als Führer des Grafen von Geyersberg, im Jahre 1759 nach Paris ging, sang Thümmel Ersterem ein lesenswürdi-

ges Abschiedslied, welches, der Zeitfolge nach, eines der ersten Gedichte ist, die wir von ihm besitzen. Der Eintritt seines Freundes Bose in Sachsen-Coburgische Civildienste, im Jahre 1760, war die Veranlassung, daſs auch Thümmel dahin 1761 ihm nachfolgte. Er ward Kammerjunker bei dem damaligen Erbprinzen, nachmaligen Herzoge Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg. Sein baarer jährlicher Gehalt betrug zwar nur 200 Rthlr.; aber dennoch befand er sich dort in einer sehr angenehmen Lage. Der vertrauliche Umgang mit seiner Herrschaft und die Benutzung der Privat-Bibliothek des Erbprinzen waren für ihn als Menschen und Gelehrten von Wichtigkeit, und in ökonomischer Hinsicht warf es so bedeutende Emolumente ab, daſs er selbst in seinem Briefe an Weiſse seine Einnahme als sehr beträchtlich angab, und sich in dieser Hinsicht keine gröſseren Wünsche zu hegen erlaubte. Schon hatte er in seinem letzten academischen Jahre, weil er an seinem weiteren Fortkommen verzweifelte, in sardinische Kriegsdienste gehen wollen, ein Entschluſs, der glücklicher Weise nicht ausgeführt ward! Sehr bald fügte er sich in Coburg in die Nothwendigkeit, zu repräsentiren, bei der er sich, seinem eigenen Geständnisse nach, nur im Anfange etwas ungelenk benahm; und die zum Theil kleinlichen Geschäfte, welche ihm, vermöge seines Amtes oblagen, verrichtete er gern und mit Leichtigkeit, weil er das Pretium dafür nie aus den Augen verlor. Aber schon damals, als 26jähriger junger Mann, mitten unter den Zerstreuungen des Hoflebens, war er entschlossen, sich einst zu verheirathen, was ein neues Zeugniſs für die Reinheit seiner Sitten hergiebt. Unter den neuen Freunden, welche Thümmel sich während dieses Zeitraums erwarb, glänzen die Namen Feder, von Berbisdorf, Harleſs und Anlig. Keiner aber von diesen erwarb sich mehr Verdienste um Thümmel, als Letzterer. Er war Hofrath und Lehrer der beiden Prinzen von Coburg, Franz und Ludewig. Ein Mann, der mehr seyn als scheinen, ja der vielmehr gar nicht scheinen wollte. Der Bau der Wissenschaften lag ihm am Herzen; er half ihn durch freigebige Mittheilung seiner mannigfaltigen Kenntnisse und geistreichen Bemerkungen an Gelehrte erweitern; ihn erfreute das fertige Gebäude; aber er selbst verschmähte es, unter den gelehrten Baumeistern zu glänzen. Seinen Namen sogar findet man in Schriften fast nirgend erwähnt! Sollte wohl bei unsern westlichen Nachbarn unter den Beförderern der Wissenschaften leicht ein ähnlicher Charakter zu finden seyn? — Noch gröſseren Einfluſs auf Thümmels Bildung hatte sein Freund Weiſse in Leipzig, ohne dessen Genehmigung er nie etwas drucken lieſs; den er in allen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten zum Vertrauten machte; vor dem er, man darf es behaupten, überall kein Geheimniſs hatte. Thümmel war Mitarbeiter an Weiſsens Bibliothek der schönen Wissenschaften, und von ihm sind mehrere Rezensionen der damals vorzüglichsten Werke. Im Jahre 1764 starb Bose auf seiner italienischen Reise in Rom, zu gerechtem Bedauern seines Freundes Thümmel.

Ohne Bose würde die literarische Welt ein genialisches Produkt der Thümmelschen Muse weniger aufzuweisen haben, und der Ruhm und Beifall, welchen dieses Produkt seinem Verfasser verschaffte, konnte wiederum nicht ohne Einflufs auf dessen späteren Leistungen bleiben. Bose und Thümmel unterhielten sich häufig mit einander über literarische Gegenstände, und so geriethen sie unter andern 1762 auch einmal auf den Werth der poetischen Prosa, in welcher Ersterer der französischen Sprache den Vorzug vor der deutschen einräumte. Thümmel widersprach, und — in vierzehn Tagen lieferte er, als Beleg seiner Behauptung, die Wilhelmine. Bose sowohl, als späterhin Weifse, ertheilten deshalb dem Genie des Verfassers die gröfsten Lobsprüche, und so erschien das Werk öffentlich, indem dem Verleger mit der Handschrift ein Geschenk gemacht und nur zehn Freiexemplare ausbedungen wurden. Die Unruhe und Reizbarkeit des jungen Autors war bis zur Erscheinung der ersten Kritiken sehr grofs. Der Biograph bemerkt sehr richtig, es sey ein grofser Unterschied, sein Werk blos geschrieben und es gedruckt zu sehn. In jenem Falle steht es uns frei, dasselbe mehr als ein unschuldiges Spiel der Phantasie zu unserem eigenen Vergnügen zu betrachten; sobald es dagegen hinaustritt in die Fremde, gewinnt alles ein anderes Ansehn. Der ganze Gesichtspunkt ist verändert; es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen! Thümmel indefs, der sich vor der öffentlichen Erscheinung des Beifalls eines Weifse versichert hatte, durfte, scheint es, mit ziemlichem Gleichmuth dem Urtheil der Kritik entgegen sehn. Die erste Rezension war von dem Freunde selbst im ersten Stück des zwölften Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften, S. 79 — 90. Die übrigen kritischen Blätter äufserten sich bald gleich günstig, und, was nicht immer der Fall ist, aber bei dem Gegenstand der Wilhelmine von besonderer Wichtigkeit war — das Urtheil in Gesellschaften und an Höfen stimmte damit überein. In kurzer Zeit ward eine neue Auflage nöthig, und hier veranlafste die Privatkritik Zachariä's und Uzens, dafs in dem Traume des Pastors Sebaldus, in Betreff seiner künftigen Vermählung, der alte, ehrliche Doctor Luther ausgemerzt und der schelmische Amor an seine Stelle gesetzt ward. Ungeachtet Uzens unbestreitbarer Genialität scheinen doch seine bekannten, religiösen Grundsätze hier nicht ganz ohne Einflufs geblieben zu seyn; denn ein unbefangenes Urtheil wird den Doctor Luther dort in jeder Hinsicht an seinem Platze finden. Ja! er war sogar in mehr als Einem Betracht dazu berufen. Sang er nicht selbst:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!" — ?

Heirathete er, seinem eigenen Geständnisse nach, nicht auch zum Theil defshalb seine Catharina, um den übrigen evangelischen Geistlichen auch

hierin mit seinem Beispiele vorzuleuchten? Und wessen Erscheinung mufste, der Natur der Sache nach, dem ehrlichen Sebaldus näher liegen? wessen Rath für ihn von gröfserer Wichtigkeit seyn? die Erscheinung Luthers, vor welchem er, als den Alderman seiner Kirche, die gröfste, beinahe religiöse Verehrung zu hegen gewohnt war? oder die Erscheinung Amors, den er, seinen Grundsätzen nach, für nicht viel besser, als den Mann mit dem Pferdefufse erachten mochte; dessen Rath ihm also in jeder Hinsicht verdächtig erscheinen mufste!? — In Thümmels sämmtlichen Werken, welche bei Göschen erschienen sind, befindet sich die Wilhelmine im ersten Theile. Aufserdem erschien sie in mehreren rechtmäfsigen und unrechtmäfsigen Auflagen, und wurde überdiefs ins Französische, Holländische, Italienische und Russische übersetzt. Einen solchen Ruhm erwarb sich Thümmel durch seinen ersten gröfseren dichterischen Ausflug, und dennoch war das Werk, wie seine meisten übrigen, nur ein Gelegenheitsgedicht. Bei Thümmel lag die Veranlassung zum Dichten gewöhnlich in den äufseren Umständen, welche auf sein leicht empfängliches Gemüth einwirkten und seine Phantasie in Feuer setzten. Dann ergofs sich der Strom der Begeisterung zugleich unaufhaltsam in alle höhern und niedern Kräfte seiner Seele und erschuf Werke, welche, indem sie den Leser bezaubern, zugleich dem Denker den reichhaltigsten Stoff zum Nachsinnen darbieten.

Nach dem Absterben des regierenden Herzogs ward Thümmel Geheimer Hofrath und Hofmeister mit vermehrtem Gehalt, und 1763 wirklicher Geheimer Rath und Minister. Noch vorher, 1765, legte er mit Genehmigung des Fürsten auf dem Kammergute Oeslau, anderthalb Stunden von Coburg, eine Steinschneidemühle an, die späterhin auch in den benachbarten Herzogl. Sächsischen Ländern nachgeahmt worden ist, und Thümmeln zu einem grofsen Verdienste gereicht. Die Landleute liefern die Steine, aus dem Groben zugeschlagen, in die Mühle, erhalten dafür in den arbeitlosen Wintertagen einen beträchtlichen Tagelohn, und befördern zugleich durch Hinwegräumung der Steine von den Aeckern, worauf sie in Menge gefunden werden, die Fruchtbarkeit der letztern. Die daraus bereiteten kleinen Kügelchen, im gemeinen Leben auch Schösser, Marmel, Schnellkäulchen u. s. w. genannt, gehen hauptsächlich nach Holland und von dort nach beiden Indien. Im Jahre 1781 beschrieb der Buchhändler Nicolai auf seiner Reise durch Deutschland die Mühle. Damals wurden jährlich an dritthalb Millionen Steinkugeln verfertigt. Wozu sie eigentlich gebraucht werden, liegt im Dunkel. In Deutschland bedienen sich derselben bekanntlich blofs die Kinder zum Spielen. Der Verkaufspreifs steigt und fällt schnell; bald betrug derselbe zwölf Procent; bald stand aber auch wieder alles still. Thümmel kaufte dieselbe 1771 vom Herzoge; im Jahr 1805 überliefs er sie ihm aber wieder käuflich.

Die Jahre 1768, 69, 70 und 71 waren für Thümmel sehr glückliche. Er erwarb sich viele Freunde in den geistreichsten Cirkeln Coburgs; unter diesen zuerst den damaligen Erbprinzen Franz von Coburg, gleich schön an Körper und ausgezeichnet an Geist und Kenntnissen. Auch des Umgangs mit vielen interessanten Damen erfreute er sich im Hause der selbst jovialen Geheimen Kriegsräthin von Würzburg. Mehrere von ihnen haben sich, und zwar nicht unglücklich, in der Dichtkunst versucht, und es ist leicht begreiflich, wie Thümmels Geist und Dichtergabe durch so glückliche Verhältnisse sehr geweckt und genährt werden mufste. Selbst auf dem neu erbauten Herzogl. Privat-Theater, auf welchem der Hof und der Adel die besten, damals neu erscheinenden Stücke aufzuführen pflegten, versuchte sich Thümmel mit ungemeinem Beifall, und der Wachtmeister Paul Werner in Lessings Minna von Barnhelm war seine Meisterrolle, die dem Kenner nichts zu wünschen übrig liefs.

Solche glückliche Verhältnisse mufsten endlich auf die Stimmung des Dichters auf eine Art einwirken, welche nicht blofs seiner nächsten Umgebung zu Statten kam. Es erschien: Die Inoculation der Liebe, eine Erzählung (in Versen). Leipzig, 1771. Kaum war sie bekannt geworden, so vereinigten sich alle kritischen Blätter darin, sie schön zu finden; aber über den Verfasser derselben war man eine Zeitlang zweifelhaft. Gotter glaubte ihn in Wieland zu finden. Nur Boie und Wieland selbst vermuthete sogleich, dafs Thümmel es sey. Wieland äufsert in einem Briefe an den Buchhändler Reich, er habe sich verfluchen und verschwören müssen, wie Petrus, eh man ihm geglaubt, dafs er es nicht sey. Uebrigens giebt er sein Urtheil dahin ab, dafs mehrere Stellen in dem Gedichte dem gröfsten Dichter Ehre machten, und in dem Ganzen, wenige Kleinigkeiten ausgenommen, eine Eleganz, eine Leichtigkeit, ein guter Ton herrsche, der bei den damaligen Dichtern noch selten gefunden wurde.

Ueberhaupt genommen, läfst sich ein gewisser Grad von Uebereinstimmung in den Produkten Thümmels und Wielands nicht verkennen, die von ihren beiderseitigen philosophischen Ansichten noch mehr, als von ihrer Individualität selbst, ausgegangen zu seyn scheint. Beide bewegen sich auf der schmalen Gränzlinie des Anständigen mit so vieler Leichtigkeit und Sicherheit, als ob das Fallen hier durchaus unmöglich sey; aber der Grund, warum sie sich so oft in diese Sphäre wagen, scheint bei Beiden nicht derselbe. Wieland thut es zunächst, um vor den Excessen, sowohl der Sinnlichkeit, als der, dem Anscheine nach, blos geistigen Schwärmerei zu warnen, mit Einem Wort, ein Leben zu empfehlen, wie Phanias und Musarion, nach des Ersten Bekehrung, zusammen lebten. Bekanntlich hatte Wieland ursprünglich selbst eine gewisse Neigung zur Schwärmerei, die durch

seine früh eingesammelten gelehrten Kenntnisse eine philosophische Richtung annahm. Als er später in Warthausen unter fein gebildeten Weltleuten das Leben der grofsen Welt mehr kennen lernte, und es mehr oder weniger selbst mitlebte, konnte er da Grundsätze, welche in letzterer die herrschenden zu seyn pflegen, weder unbedingt von sich abweisen, noch sich ganz und gar denselben hingeben. Er schlug einen Mittelweg ein. Dieser Mittelweg selbst macht seinem Herzen, die Art, wie er ihn einschlug, seinem Kopfe Ehre, und eine Reihe herrlicher Schriften weisen denselben nach. Aber auch diesen Weg, wiewohl es ein anderer war, als der vorher von ihm betretene, durchwandelte er nicht ohne den, durch frühe Gewohnheit ihm liebgewordenen Stab der Philosophie, und weil er wufste, dafs die leidigen Weltleute in demjenigen, welchem sie ihre Aufmerksamkeit schenken, etwas ekel zu seyn pflegen, und doch auch selten geneigt, durch eignes Nachdenken den Dingen wirklich auf den Grund zu kommen, so bemüht er sich, seinen Vortrag zu gleicher Zeit so angenehm und deutlich zu machen, als möglich. Thümmel hingegen, der Liebling des Fürsten und der feinen Welt, Thümmel, selbst ein Weltmann von Haus aus, hat ganz andere Absichten und erreicht sie auf einem ganz andern Wege. Bei allem Geschmack für die Schönheiten der Natur und Kunst, bei aller Wärme für das Gute und Edle, war er doch niemals Schwärmer im eigentlichen Sinne. Um ihn dazu zu machen, hätte es anderer Beispiele im elterlichen Hause, hätt' es eines einsamern Lebens in den empfänglichen Jahren des Jünglings bedurft. So aber ward er früh ein feiner Weltmann, welcher Empfindung für die Tugend mit geläuterter Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang der Dinge paarte. Als Schriftsteller hatte er den Zweck, die menschliche Natur in den mannigfaltigsten Ständen und Verhältnissen treu zu schildern; zugleich aber freilich den Aberglauben, wo und wie er ihn fände, in seinem verderblichen Einflusse auf echte Sittlichkeit darzustellen. Statt aber, wie Wieland, zur Erreichung seines Zwecks die Leser den Weg der Schule, wiewohl mit allen Reizen der schönen Redekunst geschmückt, zu führen, reifst Thümmel dieselben unmittelbar in das bunte wirkliche Leben selbst hinein; unaufhörlich zeigen sich neue Farben und Gestalten, und während der blofse Beschauer sich an den mannigfaltigen Abwechselungen ergötzt, fehlt es den wenigen Nachdenkenden nicht an Gelegenheit, über die Bedeutung und den Gehalt der Leuchtkugeln zu reflectiren, welche der kunstgewandte Feuerwerker zur Erhellung des Ganzen eben so schnell auftauchen als verschwinden läfst.

Uebrigens war es in Ansehung der Ausübung seiner Kunst für Thümmel gewifs von grofser Wichtigkeit, dafs er nicht blos Dichter: dafs er zugleich vielwirkender Geschäftsmann war. Man sage, was man wolle, der Gegenstand der Kunst ist doch das Leben, und lernt nicht derjenige, welcher un-

mittelbar in dasselbe eingreift, es nun auch um so vollkommener und vielseitiger kennen? Der Dichter, als solcher, kommt in der Regel mit weit wenigern Menschen in Berührung, und diese Wenigen sind gewöhnlich nur von Einem Schlage. Aber freilich kann ein bedeutendes Werk des Genius nicht in kärglich zusammengegeizten Stunden empfangen und geboren werden. Es müssen nicht blos Stunden, es müssen halbe und ganze Tage der Muse übrig bleiben, um über das Gesehene und Erfahrene weiter nachzudenken und es demnächst gehörig zu verarbeiten.

Im Jahr 1771 ward Thümmel in Geschäften seines Hofes nach Wien gesandt, wo er zwar wegen mancherlei Geschäften, Zerstreuungen und Rücksichten, welche nicht von ihm abhingen, die persönliche Bekanntschaft der dortigen Gelehrten zu machen verhindert ward, aber doch aus jener Reise den literarischen Vortheil zog, dafs Mastalier und von Gebler nach seiner Abreise mit ihm in Briefwechsel traten. Thümmels Wunsch, nähere Nachrichten über die neuen Einrichtungen des Kaisers Joseph zu erhalten, von welchem damals die besten deutschen Köpfe eine gänzliche Wiedergeburt des Vaterlandes und beschleunigtes Wachsthum aller Künste und Wissenschaften erwarteten, veranlafste einen der schönsten Gesänge Mastaliers.

Im Jahr 1772 machte Thümmel seine erste gröfsere Reise nach Holland und Frankreich. Die Veranlassung war folgende. Fräulein Friedericke von Wangenheim, durch Tugend, Schönheit, gute Erziehung und eine Unerschrokkenheit, welche über ihr Geschlecht ging, ausgezeichnet, war mit einem Wittwer, dem Oberkammerherrn von Wangenheim verheirathet gewesen. Dieser Mann besafs ansehnliches Vermögen, und erbte noch überdiefs von einer Dame in Surinam, wo er früher sich selbst aufgehalten hatte, grofse Reichthümer. In seinem 40sten Jahre vermählte er sich mit dem Fräulein; aber schon in der neunten Woche starb er an einem hitzigen Brustfieber, dafs er sich durch Erkältung zugezogen. Die Wittwe erbte nun ein sehr beträchtliches Vermögen in Gotha, und in Surinam die beiden Zuckerpflanzungen zu Borac und Claverblad. 1772 verheirathete sie sich nun zum zweiten Male mit Thümmels jüngerm Bruder, dem Kaiserl. Königl. Kammerherrn, und machte noch als Braut in Erbschaftsangelegenheiten mit ihm und unserm Thümmel die obgedachte Reise nach Holland und von da nach Paris, wo sie sich in der schwedischen Kapelle trauen liefsen. In den Jahren 74 — 77 machte Thümmel die zweite grofse Reise nach Holland, Frankreich und einem Theile von Italien, ebenfalls in Gesellschaft seines Bruders und seiner Schwägerin. Besonders durchstrichen sie Frankreich so nach allen Richtungen, dafs Thümmel in einem Briefe äufsern durfte, er glaube kaum, dafs viele Franzosen ihr Vaterland so genau kennten, wie er. Der neuste Biograph theilt sehr interessante Briefe mit, welche Thümmel auf dieser Reise an mehrere seiner Freunde schrieb,

schrieb, aus welchen hier einen Auszug zu liefern, Raum und Zweck dieser Blätter verbieten. Schon früh, ehe noch sein Freund Weifse ihn dazu ermunterte, war der Gedanke, jene Reise dichterisch zu bearbeiten, in ihm rege. Nur über die Form konnte er lange nicht mit sich einig werden, weil es ihm widerte, Yorick's unglückliche Nachahmerschaar zu vermehren. So verzögerte sich die Ausführung des Plans von einer Zeit zur andern, bis Verstimmung und Verluste von mancherlei Art, von denen später die Rede seyn wird, ihm die poetische Feder als *curarum dulce lenimen* in die Hand zwangen. Die Genialität, welche er bei dieser Bearbeitung zeigte und die glühenden Farben des grofsen Gemähldes sind der beste Beweis des tiefen Eindrucks, welchen die Reise selbst auf das Gemüth des Dichters hervorgebracht, und den ein zwanzigjähriger Zwischenraum nicht zu schwächen vermocht hatte.

Wir kommen jetzt zu einer Periode in Thümmels Leben, welche das Schicksal in ökonomischer Hinsicht ganz vorzüglich auszeichnete. Thümmel liebte, wie wir oben sahen, von jeher die feineren Genüsse des Lebens, und auch die äufsere Eleganz gehörte keineswegs zu den ihm gleichgültigen Dingen. Auf der Universität lebte er in dieser Hinsicht *in ecclesia pressa;* Weifse hatte damals vor ihm den Vorzug einer schimmernden Kleidung; aber Thümmel unterliefs doch wenigstens nicht, unter seinem gröbern Tuchrocke eine gelbe, mit glänzenden Tressen besetzte Weste zu zeigen, worüber die Freunde noch in späterer Zeit mit einander scherzten. Jetzt befand sich der Dichter in seinem 38sten Jahre auf der glücklichen Höhe des männlichen Alters, von welcher der Blick mit eben so vieler Leichtigkeit in die verflossenen Jünglingsjahre zurück, als mit Muth in die Zukunft schaut, und wo der ruhige Sinn für echte Lebensfreuden oft empfänglicher ist, als in den allzu stürmischen Jahren der ersten Jugend. Und grade jetzt beschenkte ihn der Gott des Reichthums gar grofsmüthig mit seinen Gaben. In der That! wenn ein Sterblicher der Geschenke des Gottes würdig seyn konnte, so war es unser Thümmel, der einen in gleichem Grade humanen und splendiden Gebrauch davon zu machen wufste. — Der erste Glücksfond war das Testament des alten Balz, von welchem er ein Vermögen von 24,000 Rthlr. sächs. ererbte, und doch war dieses nur der Anfang seiner verbesserten ökonomischen Verhältnisse. Amor, Hymen und Plutus, die so selten Freunde sind, traten hier einmal in ein Bündnifs, um eine, dem Anscheine nach, noch solidere Grundlage derselben zu legen. Obgleich Thümmel den Werth des Geldes keineswegs verkannte, so war er doch zu sehr Dichter, um denselben über die Wahl einer Gattin zum Richter zu machen. Hier konnte nur der Zufall für ihn ins Mittel treten. Und er that es! — Im Jahr 1778 besuchte Thümmel das Bad zu Lauchstädt, um seinen Bruder und dessen Gattin nach ihrer Zurückkunft aus Holland zu be-

17

willkommnen. Drei sehr glückliche Wochen verlebte er bei diesem schönen Paare. Vierzehn Tage später erkrankte der Bruder im Ronneburger Bade am rothen und weifsen Friesel, und als Thümmel auf erhaltene Estafette nach einer, Tag und Nacht fortgesetzten Reise dort ankam, war die erste Nachricht, welche er erhielt, dafs sein Bruder, der ihm noch am 16ten seine Absreise nach Ronneburg selbst gemeldet hatte, schon am 19ten, wo die Estafette in Coburg eintraf, verschieden sey. Man denke sich Thümmels Erstarren, welches noch durch den Anblick der Leiche des sonst so schönen Mannes, den Krankheit und Tod bis zur Unkenntlichkeit entstellten, vermehrt ward. Der dort anwesende Obermarschall von Studnitz, der schon die Wittwe genöthigt hatte, sich von diesem traurigen Orte nach dem Gute ihrer Schwester zu begeben, nöthigte nun auch Thümmel, ihr dahin nachzueilen. Schon während ihrer früheren, gemeinschaftlichen Reise war die Achtung und das Vertrauen der jetzigen Wittwe für ihren Schwager sehr grofs geworden. Diese Gesinnungen waren jetzt für beide Leidtragende gleich tröstlich; sie gingen nach und nach in Liebe über, und 1779 schlossen sie mit einander den Bund der glücklichsten Ehe. So sprofste auch hier, wie öfters, Glück aus Unglück auf! Thümmel schrieb über seine Gattin an Weifse: „Ich habe nie eine Person gesehen, die mehr gesellschaftliche Tugenden, mehr Eigenschaften vereinigt, die zum Glück der Ehe nöthig sind. Es ist nicht die Erfahrung meiner ersten Flitterwoche, die oft betrüglich ist, die mich so sprechen heifst. Es ist der Umgang von vielen Jahren, wo ich sie in so verschiedenen Verhältnissen, und allemal mit Bewunderung ihres Herzens und ihres Charakters gesehen habe. Kann ich dieses gute Wesen nur zum Theil so glücklich machen, als es verdient, so bleibt für mich in der Welt weiter kein Wunsch übrig".

Und was wäre denn auch einem Manne von Thümmels Talenten, von seiner glücklichen Stimmung für echten Lebensgenufs unter äufserlich so glücklichen Umständen, noch zu wünschen übrig geblieben? — Der gebildetste Theil der Einheimischen, so wie die berühmten Fremden, welche durch Coburg kamen, erfreuten sich der persönlichen Theilnahme an seinem häuslichen Glück.

Doch nicht gar zu lange erhielt sich dieser Freudengenufs in völlig gleicher Höhe. Die ernsten Erinnerungen an den Unbestand alles menschlichen Glücks folgten bald und immer schneller auf einander. Das neidische Schicksal, auch die kleinste Schwäche, den anscheinend unbedeutendsten Irrthum der Sterblichen nicht übersehend, und grade hieran seine Rache knüpfend, forderte die geliehenen Gaben zurück! Aber unser Thümmel bestand die Probe! Denn wenn er gleich auch in Ansehung seiner Mifsgriffe das Loos der Menschheit theilte, und, wie es scheint, nicht ganz ohne seine Schuld, als 80jähriger Mann sich öfters in Geldverlegenheiten befand, so gab er doch durch sein Beispiel der Welt noch

bei seinem Abschiede von ihr, die doppelte Lehre, dafs die Quelle echter Jovialität unabhängig von allem äufsern Glanze, in unserem Innern fliefst, und dafs es nicht unmöglich ist, den Sinn für die mancherlei Genüsse des Lebens mit einer philosophischen Würdigung ihres inneren Gehaltes zu paaren.

Der erste Stofs an das schöne Gebäude seines Glücks geschah im Jahre 1783. Bei zwei nicht unwichtigen Sachen, welche vor das Coburgische Landes-Collegium kamen, wurde Thümmel von seinen Collegen übergangen. Dadurch glaubte er tief gekränkt und in seiner Achtung beim Publikum zurückgesetzt zu seyn. Sieht man aber die Sache unbefangen an, so schien es damit so gefährlich nicht zu stehn. Die vielen Reisen des Dichters konnten seine Collegen aus der Gewohnheit gebracht haben, ihn jedesmal ausdrücklilh zu Rathe zu ziehn. So sahen es wenigstens seine Freunde an; aber Thümmel war nun einmal zu gereizt, ungeachtet auch der damalige Erbprinz, Franz von Coburg, ihm freundschaftliche Vorstellungen machte; und so mufste man denn endlich sein Ansuchen um seinen Abschied bewilligen. Kaum war die Sache entschieden, als Thümmel selbst, wie es scheint, sie von einer andern Seite ansah. Er war gleich nachher mit seiner Gattin nach Gotha gezogen, wo er, ebenfalls in sehr angenehmen Verhältnissen, als bloser Privatmann lebte. Sein dortiges Haus, so wie sein benachbartes Gut Sonnenborn, zeugten in gleichem Grade von Prachtliebe und Geschmack; und dennoch konnte er sich an beiden Orten nicht heimisch fühlen. Sogar hatte er eine Zeitlang den Plan, in russische oder preufsische Dienste zu gehen. Seine Freunde, Garve und Weifse, zeigten ihm mit den einleuchtendsten Gründen, dafs sein Vorhaben in mehr als Einer Hinsicht nichts tauge. Allmählich gewöhnte er sich denn auch mehr an seine Lage, und gab alle Pläne zu auswärtigen Anstellungen mit Ueberzeugung auf.

Der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England war der zweite Unfall, der den Dichter traf. Dadurch erlitt er an seinen Besitzungen in Surinam einen sehr empfindlichen Verlust. Zu leugnen ist freilich nicht, dafs bei gröfserer Sparsamkeit und weiser Beschränkung auf das Nothwendige diese Einbufse leichter zu verschmerzen und späterhin sogar zum Theil zu ersetzen gewesen seyn würde. Ueber die Grundregeln einer vernünftigen Oekonomie hatte sein Freund Weifse ihn schon früh, und lange, bevor dieser Verlust ihn traf, treffliche Vorlesungen gehalten. Thümmel gab ihm in Allem Recht, versprach auch wohl zu Zeiten Besserung, aber im Ganzen blieb alles beim Alten. So viel mufs man einräumen, dafs ohne den Ausbruch des oberwähnten Krieges er seinen Aufwand ohne Schaden seiner Oekonomie hätte fortsetzen mögen, und dafs ein gewisser Grad des Aufwandes bei seinen beträchtlichen Einkünften sogar Pflicht für ihn war. Thümmels Fehler besteht also nur darin, gar zu fest an

den Bestand irdischer Dinge geglaubt, und nicht, in Betracht der ungewissen Zukunft, in Zeiten sich gewissen Einschränkungen bequemt zu haben. Hätte seine Gattin es nicht verschmäht, in der Hinsicht auf ihn einzuwirken, so würde vielleicht manche Ausgabe unterblieben seyn; denn **sie** war es ja vorzüglich, welche er bei dem eingetretenen Glückswechsel beklagte; ihr hätte er so gern die Fortdauer der gewohnten Lebensweise gesichert, so ergeben und bereitwillig zu jedem Opfer sie sich auch bei dieser Gelegenheit zeigte.

Und dieser Verlust war es, welcher der literarischen Welt und jedem Verehrer des Edlen, Wahren und Schönen zu reinem Gewinne gereichen sollte! Was Thümmel früher über jene genufsreiche Reise nach Frankreich sich aufgeschrieben, was er aus ihr seitdem so oft mit Erinnerung und Phantasie aufs neue ins Leben gerufen hatte, das verarbeitete er nun zu dem mannigfaltigsten, originellsten und glänzendsten Leben, und wurde so in der Rückerinnerung an seine frohen Jugendjahre von neuem wieder jung und froh. Sein reiches Gemüth bedurfte keines andern Hülfsmittels, sich zu heilen, als sich selbst, und alle andern Arzneien mufsten mit diesem einzigen Recepte, das nur er sich verschreiben konnte, verglichen, sich unkräftig zeigen. Ueber den Werth dieser herrlichen Gemählde-Gallerie noch mehr sagen zu wollen, würde nach den erschöpfenden Kritiken von **Lichtenberg**, **Klinger** und **Jacobs** durchaus überflüssig seyn. Um eine Zeitlang unbekannt zu bleiben, gab der Verfasser vor, ein Berliner zu seyn, und liefs auch seine Reise von Berlin aus beginnen, wiewohl er diese Königstadt damals nur blofs aus Beschreibungen kannte. Aus dem nämlichen Grunde setzte er den Zeitpunkt der Reise um zehn Jahre später an, als sie in der That Statt fand. In den Jahren 1791 — 1805, also innerhalb vierzehn Jahren, arbeitete er dieselbe nach und nach aus, wie Stimmung, Laune und Muse sich dazu bei ihm einfanden. Während dieser Zeit erhielt Thümmel mehrere Besuche von alten und neuen Freunden, die den Abend seines Lebens ihm verschönten, und ihn des neu erworbenen Dichterruhms doppelt froh werden liefsen. Eine bittere Störung und Unterbrechung dieses Genusses verursachte das Ableben seiner trefflichen, von ihm mit immer gleicher Liebe verehrten Gattin, welches im Jahr 1799 nach einer 20jährigen Vereinigung erfolgte, und Thümmeln mit unsäglichem Schmerze erfüllte.

Im Jahre 1800 erhielt er vom Domherrn **Meyer** aus Hamburg ein Danksagungsschreiben für den hohen Genufs, welchen die Lectüre seiner Reise ihm und **Klopstock** bereitet, welches den Dichter sehr erfreute. Es war ihm Trost, sich zu denken, dafs Klopstock sich vielleicht auch noch seiner vortrefflichen Gattin erinnern werde.

Eine kleine Reise nach Coburg, wo er im Herzog **Franz** seinen alten Freund vollkommen wieder fand, that ihm ebenfalls sehr wohl.

Noch einmal indeſs sollte sein Herz von herbem Kummer zerrissen werden. Seine Stieftochter Pauline, von Thümmel immer sein liebstes Kind genannt, starb im Jahre 1802 zu Gotha im Kindbette, in der Blüthe ihrer Jahre. Ihr Gatte war der Oberkammerherr von Studnitz, der aus Schmerz über den Verlust eine Fuſsreiſse nach der Schweiz machte. Thümmel selbst flüchtete zu seiner Tochter Natalie, die an den Freiherrn von Thüngen verheirathet war, und auf dem Gute gleiches Namens lebte. Von dort aus ging es in Gesellschaft des Ehepaares nach Aschaffenburg, Offenbach, Frankfurt, Mainz, Ehrenbreitstein, Coblenz und andern merkwürdigen Städten und Gegenden. Thümmel kannte nun einmal auſser seinem eigenen Gemüth keine für ihn passenderen Zerstreuungen, als welche ihm das Reisen gewährte. Die kleineren Reisen, welche er beinahe alljährlich machte, wurden nur noch zweimal von gröſseren unterbrochen, nämlich 1803 durch eine Reise nach Holland und Frankreich, um über den Bestand seiner Besitzungen in Surinam sichere Kenntnisse zu erhalten, was aber zu keinem erfreulichen Resultat führte, und 1807 durch eine bei weitem erfreulichere Reise nach Berlin, wo er viele ihm merkwürdige Männer, unter andern Johann von Müller, Göcking, Biester, Wolf und viele Andre kennen lernte. Ueberhaupt hatten seine vielen Ausflüge für ihn die angenehme Folge, daſs nicht leicht ein berühmter Mann in Deutschland lebte, der den Verfasser der Reisen nicht, wo er sich blicken lieſs, aufgesucht hätte. Seine Bekanntschaft mit Matthisson, welche in Wörlitz gemacht wurde, gewährte ihm noch in den letzten Jahren seines Lebens, wahrhafte Freude. Auf einen weitläuftigen Briefwechsel lieſs Thümmel sich ungern ein, weil er, noch so heiſs angefangen, allmählich in Laulichkeit überzugehen pflegt, und bloſse Complimentenbriefe ihm in jeder Hinsicht zuwider waren. Nur der Briefwechsel mit seinem Freunde Weiſse ging bis zu des letzteren Absterben, daſs er sehr tief fühlte, ununterbrochen und regelmäſsig fort, und war ihm durch die lange Gewohnheit noch unentbehrlicher geworden. Doch erhielt er von Zeit zu Zeit von den vorzüglichsten Gelehrten, Dichtern und Künstlern Briefe über Gegenstände der Literatur, in denen sie sich zugleich immer mit Wärme um die Fortdauer seiner Freundschaft bewarben, unter diesen von Gellert, Clodius, Zachariä, Riedel, Fr. Nicolai, von Moser, Kästner, Michaelis in Göttingen, Mastalier, von Göthe, Ludwig von Hagedorn, Ludwig Friedrich und Michael Huber, Gotter, Boie, von Archenholz, Falk, von Klinger, Wille, Garve, Biester, Matthisson und vielen Andern.

Im Jahre 1811 fiel Thümmel bei Besichtignng eines neuen Hauses in Gotha von einer dunkeln Treppe, und zerbrach das Schlüsselbein des rechten Armes. Zwar ward der Arm nach sieben Wochen geheilt; aber durch die heftige

Erschütterung des Falls entstand ein hartnäckiger Hautausschlag, welcher erst dem anhaltenden Gebrauch des Schwefelbades wich.

Das Jahr 1814 zog dem Dichter wieder einen harten Verlust zu, worüber nur die damalige grofse Zeit und das Bewufstseyn, dafs eben ihr dies Opfer gebracht worden, ihn trösten konnte. Sein ältester Sohn ward am 31. März bei Courtrai verwundet, und starb acht Tage später als Oberster der Königl. Sächsischen Cürassier-Garde. In demselben Jahre überstand Thümmel eine gefährliche Gallenkrankheit, welche, statt ihn zu schwächen, vielmehr, seinen eigenen Aeufserungen nach, ihn körperlich und geistig verjüngt zu haben schien.

Die Jahre 1815 und 16 verstrichen, wie gewöhnlich, unter angenehmen kleinen Ausflügen, die von Gotha und Sonnenborn unternommen wurden. Das Schicksal hatte ihn bewährt gefunden und liefs nun mit seinen Verfolgungen von ihm ab. Selbst seine Dichterkraft blieb ungeschwächt, und noch im letztgenannten Jahre sang er mehrere des Aufbehaltens würdige Lieder.

So rückte das Jahr 1817 heran, und auch dieses letzte Jahr seines Lebens war reich an Freuden für den seltenen Greis, der das Gefühl des Jünglings in seinem Herzen bewahrte, und den blofs deshalb der Schmerz, den er stark und heftig empfand, nie gänzlich niederdrückte, weil er Leid durch Freude aufzuwiegen wufste, und die Empfänglichkeit für letztere niemals verlor. Die Vermählung des Herzogs Ernst von Coburg mit der Prinzessin Luise von Gotha war vermuthlich die mittelbare Veranlassung seines Todes. Unmöglich konnte Thümmel bei der warmen Ergebenheit seines Herzens für beide Häuser alle die Rücksichten beobachten, welche sein hohes Alter aufserdem wohl erfordert hätten. Bereitwillig nahm er an den Festen Antheil, wozu der Hof, sowohl in Gotha als in Coburg, mit zuvorkommender Humanität ihn einlud. Innig gerührt und angezogen von der so viel versprechenden Vermählung, wohnte er zuletzt noch in Coburg einem ländlichen Feste bei, und bei der Gelegenheit zog er sich eine Erkältung zu, welche am 21. August sich zuerst durch Husten kund gab und am 26. October seinem Leben ein sanftes Ende machte. Diese letzten Wochen seines irdischen Daseyns standen keineswegs als abgerissene Stücke seines übrigen Lebens da; harmonisch schlossen sie sich als Glieder der gröfseren Blumenkette an, womit der Dichter sein Haupt als Jüngling, Mann und Greis umwunden hatte. So lange sein klares Bewufstseyn ihm blieb, sorgte er mit gleicher Seelenstärke für die Erquickung seines Körpers wie seines Geistes. Die Sorge für seine körperliche Pflege hatte sein Sohn Moriz ausschliefslich auf sich genommen, und der Gothaische und Coburgische Hof boten ihm wetteifernd alles, was er in der Hinsicht an seltenen Speifsen und Getränken bedürfen mochte. Der Greis selbst liefs sich noch von Gotha eine Flasche 1680er Rheinwein aus seinem Keller kommen, den er lange vorher zu diesem Behuf aufgehoben hatte, und ob er gleich für den Geschmack des edlen Getränks nicht mehr

empfänglich war, so labte und stärkte er sich doch noch an dem ätherischen Dufte desselben. Daneben liefs er sich aus dem la Bruyere vorlesen und wufste so auch dem Tode selbst die freundlichsten Seiten abzugewinnen. Fröhliche Laune und Scherz waren auch jetzt noch nicht von ihm gewichen, und diese wurden wieder von Unterhaltungen über ernste und würdige Gegenstände abgelöfst. Weder Leichtsinn noch Verzagtheit zeigten sich in seinen Aeufserungen, sondern die ruhige Stimmung des Weisen, der sich der Lösung des oft bedachten Räthsels nicht ohne Erwartung nähert. „Es verlangt mich doch recht sehr, zu erfahren, wie es drüben ist“ sagte er noch drei Tage vor seinem Ende zu seinem Sohne Moriz mit väterlicher Zärtlichkeit. Dann verlor sich sein klares Bewufstseyn. Er lebte in angenehmen Träumen und Phantasien, die er sich selbst durch die seinem Geiste gegebene Richtung bereitet haben mochte. Er schien sich bei einem fröhlichen Mahle des Wiederfindens alter Freunde gefreut, mit seinem Bruder, seinen Kindern sich zärtlich besprochen zu haben. Froh und ernst nahm er das Leben; froh und ernst umfing er den Tod.

C. F.

Anna Amalia.

Wenn die Geschichte der Poesie und Literatur an Hellas blüthenreiche Tage erinnert und die Namen eines Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, eines Praxiteles und Phidias, des Socrates, Plato und Xenophon u. s. w. mit hoher Bewunderung nennt, mufs sie es da nicht zugleich freudig dankbar rühmen, dafs hauptsächlich Pericles es war, der für diese goldene Periode des Griechenthums die meisten Veranlassungen schuf? Darf sie schweigen von den Verdiensten des Augustus und Mäcenas, wenn sie Rom's glänzendes Zeitalter darstellt? Mufs sie nicht zugleich einen Cosmo, Lorenzo, Johann di Medici, einen Leo X. verherrlichen, wenn sie daran erinnert, wie Ausgangs des funfzehnten und Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts über Italien die Morgenröthe der alten Bildung von neuem aufging und in den Städten Florenz, Ferrara und Rom griechischer Schönheitssinn mit der Liebe und Innigkeit des Christenthums sich einte? Und wird nicht auch Ludwig XIV. mit Recht gepriesen, dafs er es verstand, die ersten Geister seines Volks um sich zu versammeln und seinem Zeitalter ein glänzendes Gepräge des Anstandes und der Eleganz aufzudrücken?

Wem könnte es daher befremden, dafs wir, erinnernd an die ausgezeichnetsten Genien unsers Volks, auch zugleich der kunstliebenden Anna Amalia gedenken, die sie mit ihrem Sohne, Carl August, huldreich freundlich aufnahm, gastfrei bewirthete, ihrer geistigen Thätigkeit Raum und Muse verschaffte und es bewirkte, dafs für ganz Deutschland an den Ufern der Ilm ein neues Ferrara, ein wahrer Garten der Pieriden erblühete? Denn wohl mag man solches von Weimar rüh-



Gemahlt v. Ferd. Jagemann — Gestochen v. Moritz St

ANNA AMALIA
Herzogin von Weimar etc.
Geborne Prinzessin v. Braunschweig